
3 1761 05504541 3

Auf griechischen Landstraßen.

Von

Adolf Boetticher.

O könnt' ich hin, wo waldig des Berges Haupt,
Von Meerwogen umspült, sich hebt,
Unter Sunions hohen Fels,
Heilige Stadt Athenes, Dir
Grüße zu senden!

Sophokles, Aias.



Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.
1883.

Inhalt.

Bei dem Gastfreunde.

Lieb ja ist, wie ein Bruder ein Gast und
nahender Fremdling
Jeglichem Mann, der im Herzen auch nur
ein Weniges fühlte.
Od. VIII.

Zur Zeit des gerenischen reisigen Nestor spannte Peisistratos die schönmähnigen Rosse vor den prangenden Wagen, seinen Gastfreund Telemachos nach Sparta zu führen. Hie und da zeigen noch in den Felsen gehauene Geleisespuren, wie man es möglich machte, selbst in den rauhen Gebirgen fahrbare Straßen herzustellen.

Seit dem Untergange des antiken Lebens scheinen die Griechen diese Kunst immer mehr und mehr verlernt zu haben. Mangel an Capital, auch wohl an Arbeitskräften, mehr aber noch Mangel an Einsicht und gutem Willen ist die Ursache, welche diese beispiellose Vernachlässigung einer der ersten Bedingungen für die gedeihliche Entwickelung des Landes herbeigeführt hat.

Zu Wagen kann man Griechenland jetzt nur zum kleinsten Theil bereisen, und wollen wir den Begriff einer griechischen Landstraße feststellen, so werden wir wenig mehr sagen können, als: es ist eine ohne menschliches Zuthun von der Natur gebotene und durch Herkommen festgehaltene Verbindungslinie zwischen zwei Ortschaften.

Auch zu Fuß kann man Griechenland nicht durchstreifen. Ein Freund weiter Fußwanderungen habe ich es in den fünfzehn glücklichen Monaten, die ich dort zubringen durfte, wiederholt versucht, um es schließlich völlig aufzugeben.

So ist der Reisende durchaus auf das Reitthier, Pferd oder Maulesel angewiesen. Wie überall gilt auch in Griechenland drei als die beste Zahl der Reisegenossen. Zu dreien wird man in der Regel nicht mehr als ein Packpferd und einen Agogiaten brauchen.

In der Morgenfrische ziehst Du hinaus in das sonnenglänzende Land auf kleinem, unansehnlichem, aber ausdauerndem und auf rauhestem Pfade sicherem Rößlein.

In großen Sätzen springt an seinem langen Stabe vor Dir der Agogiat über den steinigen Boden, daß die seidene Quaste des scharlachrothen Fez und das lange blauschwarze Haar darunter in der Luft flattern. Durch dichtes Mastix- und Stecheichengestrüpp geht es steil aufwärts. Jetzt zeigen die häufiger auftretenden wilden Birnbäume und baumartig emporstrebenden Arbutusgesträuche mit ihren schneeigen Blüthen und gleichzeitigen purpurnen Beerenfrüchten, daß wir uns schon in ziemlicher Höhe befinden, in Regionen, wo die Weichselkirsche und die Wallnuß reifen, denen die Ebene zu heiß ist. Zwischen den Stämmen und Sträuchen aber wuchert eine Fülle von Schlinggewächsen, rankt hinauf bis in die Kronen der lorbeerblättrigen Eichen und schlägt schwanke, luftige Brücken von einem Stamme zum anderen. Höher und höher hinauf geht es. Die üppige Vegetation hört auf, nur spärliche Erika, hin und wieder ein Myrthenbäumchen und ein verkrüppelter Mastixstrauch bleiben die Begleiter bis zur Paßhöhe. Schattenlos ist der Weg, und es ist um Mittag. Längst ist der Thau, der des Morgens in großen Tropfen, wie im Norden nach einem schweren Regen, in den Büschen hing, von den Strahlen

der Sonne aufgesogen. Mann und Roß sind gleich durstig und sehnen sich nach dem noch fernen frischen Trunke. Jetzt ist die Höhe erreicht: mit einem Male bietet sich dem staunenden Auge jenseits in der Tiefe das Bild des in breitem, unregelmäßigen Bette dahinrauschenden Flusses. Meilenweit begleiten ihn die dichten Büsche des blühenden Oleander. Die älteren griechischen Schriftsteller wissen nichts von dieser schönen Pflanze; sie scheint erst unter römischer Herrschaft nach Griechenland eingewandert zu sein; jetzt aber ist sie im ganzen Lande verbreitet, und wo nur ein spärliches Wasserfädchen das kahle Gestein durchzieht, klimmt sie ihm entgegen in den Schluchten empor und füllt die Luft mit rosigem Scheine und feinem, süßem Dufte. Und dort — höchstens ein Stündchen ist's noch bis dahin — dort stehen hochstämmige, schattige Platanen, jene uralten, hellenischen Bäume, die schon der Atreiden Hand bei Kaphyai pflanzte, deren zackig-breiter Blattform die Halbinsel des Pelops gleicht: dem dürstenden Wandrer das sichere Zeichen frischen, labenden Quellwassers.

Schnell wird noch auf der Paßhöhe Uhr- und Barometerstand notirt, Karte und Kompaß verglichen, und nun geht's steil abwärts mit frischem Muthe. Auf dem glatten, thonig-kieseligen Gesteine, das fast in der ganzen Peloponnesos die Grundlage des dichten Mittelmeer-Kalksteines bildet, kommt das Pferd mehr durch vorsichtiges Rutschen als durch Schreiten vorwärts; auch für den Reiter gilt es aufzupassen, um dem Thiere die richtige Hilfe zu geben. Aber hier, wo der schmale Pfad zwischen Steilwand rechts und jähem Abgrunde links dahin zieht, durchfurcht von tief eingeschnittenen Runsen, deren Wasser trockene Aeste und Wurzeln auf den Weg geschwemmt haben, erleichtern wir es gern den armen Thieren: die Reiter steigen ab, und die Thiere werden mit übergelegten Zügeln in die Mitte genommen; sie zeigen große Neigung, die spärlich

am Wege stehenden Hälmchen zur Labung ihres schmachtenden Gaumens zu pflücken und müssen mit lautem Zurufe vorwärts getrieben werden.

Und nun ist die herrliche Platanengruppe erreicht: — Schatten! — Wer nicht selbst einmal auf stundenlangem Ritte in den glühenden Strahlen einer südlichen Sonne geschmachtet hat, der vermag die Gefühle des Reisenden nicht nachzuempfinden, den nun das breite Schirmdach schattender Platanen aufnimmt, der weiß nicht, welche Stimmung des Dankes jenen überkommt gegen den frommen Muselmann, der vor ihm desselben Weges zog und beschloß, nach vollendeter Pilgerfahrt das unter der Baumwurzel hervorsickernde und im Sande verrinnende Wässerchen in ein steinernes Becken zu fassen, dem späteren Pilger zu Nutz. Da steht nun die einfache Mauer aus Feldsteinen, in ihr die im Eselrücken oder im Rundbogen geschlossene flache Nische, in deren Mitte auf richtiger Höhe für das saufende Thier ein halbrundes Becken köstliche Labung birgt. Den Namen des Stifters, auch wohl die Jahreszahl verkündet die türkische Inschrift, die in erhabenen Buchstaben auf jene quadratische Platte über dem Becken gemeißelt ist. Oefter noch ruft sie dem Wandrer nur einen schönen Spruch aus dem Koran ins Gedächtniß.

Den Pferden werden die Gebisse abgenommen, sie drängen und beißen sich um den Vorrang, ihren Durst zu löschen. Und wir lagern uns auf den grünen Moosteppich hin; das unvermeidliche Huhn, vorsorglich am Abende vorher im letzten Quartiere gebraten, erscheint, der Reisebecher macht die Runde. Der Agogiat ist verpflichtet, für seine Beköstigung selbst zu sorgen: er hat Brod und Käse, eine Zwiebel, ein paar getrocknete Feigen. Wir geben ihm von unserem Brot und Wein; er nimmt es gern, doch ohne Dank: in diesem Lande der Gastfreundschaft κατ' ἐξοχὴν versteht es sich von selbst,

daß Jeder mit dem Anderen theilt. Die Rast währt nicht lange, denn das Nachtquartier ist noch weit, und wir müssen zuvor über den Fluß. Unser Agogiat ist guter Dinge; er singt in ohrenzerreißender Weise durch Fistel und Nase:

σὺ 'σαι βασιλοπούλα κ' ἐγὼ σκλαβάκι σου,
παρ' ἐμένα θὰ στρώσω τὸ κρεβατάκι σου!

zu Deutsch etwa:

Du bist die Königstochter, Dein lieber Sclav' bin ich;
An meiner Seite breit' ich das Lager aus für Dich;

„Weißt Du auch genau die Furt, wo wir durch den Fluß reiten?" fragen wir ihn jetzt. „Genau, Effendi, dort unten!" Là-bas! wir können gewiß sein, daß er keine Ahnung davon hat. Auf dem Anger weidet ein Hirt; er hat seinen schweren, zottigen Fellmantel über die Schulter gehängt und die Kapuze über die Ohren gezogen: Dicker Wollstoff schützt so gut gegen die glühende Hitze, wie gegen die Kälte. Mächtige wolfsartige Hunde fallen unsre Pferde an, die sich wacker mit den Hufen wehren, dann wendet sich ihre Wuth gegen den zu Fuße schreitenden Führer, der Mühe genug hat, sich ihrer durch Steinwürfe und Stockhiebe zu erwehren. Jetzt ruft er den Hirten an und unterhandelt mit ihm: er soll zum Flußübergange führen. Die Heerde wird der Obhut der beruhigten Hunde überlassen, und der Mann schreitet voran. Wir sind an der Furt. Die Pferde saufen noch einmal, dann schwingt sich der Agogiat hinter Einem von uns auf den Gaul. Der Hirt zieht die Schuhe und die bis über das Knie reichenden zottigen Oberhosen aus und geht voran ins Wasser; wir ihm nach. Höher und höher steigt ihm der Fluß, jetzt bis über die Hüften, jetzt bis zur Mitte der Brust. Die Pferde, die keinen sicheren Tritt mehr haben,

kämpfen gegen den strudelnden Strom. Unsere Füße, so hoch wir sie auch am Halse der Pferde hinaufgezogen haben, tauchen ins Wasser. Wehe Dem, der sich nicht mit hohem und wasserdichtem Schuhwerk versehen hatte!

Nicht zu dicht hinter dem Führer her! Jetzt taucht er plötzlich bis unter die Arme ins Wasser; er ist an eine tief ausgewaschene Stelle gekommen und sucht nun vorsichtig zur Seite flacheres Wasser. In der Mitte des Flusses liegt eine Kiesbank, dorthin geht unser Weg; ein entwurzelter Baumstamm liegt dort quer im Strome, allerhand angetriebenes Gestrüpp, mit Schlingpflanzen durchwachsen, hat eine schwimmende Halbinsel gebildet. Daran geht es entlang in seichtem Wasser; nur dicht am Ufer, wo der Stromstrich geht, ist noch eine sehr tiefe Stelle: die Pferde schwimmen einige Augenblicke, dann ist wieder fester Boden da. Unter lautem Geschrei und Antreiben mit der Peitsche zwingen wir unsere Gäule zu einem kühnen Sprunge auf das steil abfallende Ufer. Alles ist gut abgelaufen, unsere Füße sind trocken, kein Gepäckstück ist durchweicht. Der Führer bekommt seine Belohnung und watet zurück. Wäre gestern Regen gefallen, so hätten wir, um einen passirbaren Uebergang zu finden, eine starke Meile stromaufwärts reiten und das beabsichtigte Nachtquartier aufgeben müssen, welches jetzt in deutlicher Silhouette uns vom nahen Hügelzuge entgegenwinkt. —

Das Tagewerk geht zu Ende. Du bist neun bis zehn Stunden auf den erbärmlichen Wegen im Sattel gewesen und gelangst müde und hungrig an den Ort, wo Du Dein Nachtquartier aufzuschlagen gedenkst. Dein Agogiat klopft an die Thür des Hauses, das Du als gastfrei und zur Aufnahme geeignet in dem vorigen Quartier erkundet hast. Man heißt Dich freundlich willkommen, und Du trittst in den einzigen Raum, den das Haus besitzt. Unter dem Dache,

durch dessen Lücken der Nachthimmel hineinblickt — denn eine Zwischendecke giebt es nicht —, ist Alles vereinigt, was darin lebt und webt: der Mann, die Frau, die Kinder, der alte Großvater, die Hauskatze, die Hühner und — das Schwein.

Die eine Schmalwand des Hauses ist bis zu einer Höhe von etwa ein und einem halben Meter durch einen Mauervorsprung auf eine Dicke von einem Meter und mehr gebracht. In der Mitte dieser Mauer am Boden ist das geräumige Loch für das Herdfeuer, welches auch im Sommer fast ununterbrochen glimmt, und dessen Rauch sich seinen Ausgang sucht, wo immer er will. Es ist natürlich, daß dadurch Alles, was im Hause befindlich, ein durchaus einheitliches Colorit angenommen hat, braun in braun, bis zum tiefen Schwarz des Dachgebälkes. Zu beiden Seiten der Herdstelle dienen zwei viereckige Vertiefungen in derselben Mauerverstärkung als Schränke. Darin befindet sich der ganze Hausrath: ein oder zwei Gläser, die einzige Schüssel, zwei, drei Gabeln und ein kleiner blecherner Löffel nebst der unvermeidlichen hohen conischen Blechkanne zum Kaffeekochen und dem irdenen glasirten Weinkruge, der mit seinem stark ausladenden Rande und dem hochgebogenen Ausguſſe ein äußerst keckes und heiteres Ansehn hat. Das breite und lange Messer, welches der Mann im Gürtel trägt, vertritt die Stelle jedes anderen Hauswerkzeuges und wird mit großer Geschicklichkeit gehandhabt.

Vergebens sucht Dein Auge nach einem Tische, Stuhle oder Bette, deren Vorhandensein ein entschieden wohlhabenderes Haus anzeigen würde; das Mobiliar des Hauses vertritt der große, grobwollene Teppich neben dem Herdfeuer nebst einigen, aus gleichem Stoffe gefertigten und mit Wolle oder gehacktem Stroh gefüllten Polstern. Darauf läſſeſt Du

Dich nach den üblichen Begrüßungen mit gekreuzten Beinen nieder, was nach dem langen Ritte nicht eben eine Erholung ist, und wartest im Gespräche mit dem Gastfreunde, bis der Pferdetreiber mit dem Huhne und den Eiern erscheint, die zu kaufen Du ihn ins Dorf gesandt hast. Derweile wird das glimmende Feuer frisch angefacht, die Kinder tragen Reisig herbei, trockenes und grünes; auf ein wenig mehr Rauch kommt es ja nicht an. Bald brodelt der Wassertopf, das Huhn wird gebrüht und gerupft, kunstgerecht auf den harten Holzspieß gesteckt und mit bewundernswerther Geduld in beständiger Drehung erhalten. Ab und zu mittelst eines Pinsels von duftenden Kräutern mit einer Brühe aus Oel und Salz bestrichen nimmt es langsam den Localton der übrigen Hausgegenstände und -bewohner an.

Während dessen plauderst Du mit dem Hauswirthe, erkundest die Größe des Ortes nach Häusern und Familien, fragst nach der Zahl der Ziegen und Schafe, nach Feld- und Weinbau, Steuerverhältnissen, Alterthümern und anderen merkenswerthen Ortseigenthümlichkeiten. Nach den eigenen Verhältnissen Deines Wirthes fragst Du zunächst nicht, besonders nicht nach der Hausfrau. Das gilt nicht für wohlanständig, so wenig wie Jener Dich nach Namen und Stand fragt. Höchstens erkundigt er sich nach Deinem Vaterlande, fragt, wie weit man dort mit der Ernte ist, ob schon junge Lämmer angekommen sind, ob es da auch Schnee giebt, oder sonst Sachen, die auf Deine Person keinen directen Bezug haben. Bei einer geeigneten Gelegenheit, oft erst beim Aufbruche, sagst Du ihm, wer Du bist, und bittest um seinen Namen, den Du in Dein Notizbuch schreibst, wenn Du ihm eine Freude bereiten willst. Das Huhn ist fertig, auch wohl ein schmackhafter Salat aus allerhand wild wachsendem Kraute — besonders gut aus kleinen Akanthosarten — dazu

gemacht; die Eier sind gesotten, Käse und Salz sind immer bereit. Die Hausfrau bringt den hölzernen, etwa ein Meter hohen Ständer, an dem die kleine Oellampe und der dazu gehörige Stift zum Herausziehen des Dochtes hängt, dann das große, auf einem niederen Untersatze befestigte Brett, das den Eßtisch vertritt, deckt das blau und weiß gewürfelte Tuch von oft zweifelhafter Reinheit darauf und bringt, was ich im ärmsten Hause nie fehlen sah: Servietten. Sie sind von gleicher Farbe und Beschaffenheit wie das Tischtuch; oft ist auch für die ganze Gesellschaft nur eine einzige von der doppelten und dreifachen Länge eines Handtuches vorhanden, die als gemeinsames Band die ganze Tischgesellschaft verknüpft. Die Erklärung dieses seltenen Luxus, den die deutsche Arbeiterfamilie nicht kennt, liegt wohl in seiner Unentbehrlichkeit, weil das fast ausschließliche Werkzeug zum Essen — die Hände sind.

Das Huhn ist vortrefflich gerathen, auch vollkommen weich. Die deutsche Hausfrau, nach deren Erfahrung das Fleisch frisch geschlachteten Geflügels hart bleibt, wisse, daß das Geheimniß einfach darin liegt, daß das Thier nach dem Schlachten nicht erkalten darf. Kommt es noch warm an den Spieß, so bleibt es zart und schmackhaft. Auch der Bratspieß sollte in unserm heimischen Haushalte wieder mehr Aufnahme finden!

Jetzt ergreift der Hausherr das Huhn, zerreißt es ohne Hülfe des Messers mit den Händen und legt Euch die besten Bissen vor. Er selbst ißt nur mit, wenn er besonders dazu eingeladen wird. Läßt sich auch die Frau des Hauses auf vieles Bitten zur Theilnahme bewegen, so ißt sie doch nicht mit am Tische, sondern bescheiden auf einer entfernten Ecke des Teppichs und giebt den Kleinen das Beste. Die Aufforderung zum Mitessen darf der Gast nicht unterlassen, denn

er gilt jetzt als eigentlicher Herr des Hauses, die Besitzer als seine Gäste. Uebrigens gilt es in jedem Falle als selbstverständliche gute Sitte, am eigenen Genusse jeden Anwesenden Theil nehmen zu lassen. Der Arbeiter im Felde, der einen Augenblick ruht, um seinen trockenen Gaumen durch den erquickenden Saft einer Wassermelone zu erfrischen, bietet Dir ein Stück davon an, wenn Du vorüberreitest, einen Schluck Wein, ein Stück Brod. Er hat nicht im Entferntesten den Gedanken daran, dafür etwas zurückzuerwarten, wie etwa der italienische Winzer, der den Spaziergänger in seinen Erdkeller nöthigt, aber dabei im Stillen überschlägt, wie viel Soldi ihm Jener dafür geben wird.

Von weit her ruft man Dir aus den Weinfeldern zu, ob Du nicht eine Traube willst, und bringt Dir die erlesensten in Fülle.

Erst nachdem der erste Hunger gestillt, wird an den Trunk gedacht, ganz wie zu des göttlichen Dulders Zeiten; und mit dem Trunke kommt die gegenseitige Begrüßung wieder: „Kalōs Sas ívramen“, „Möchten wir Euch wohl angetroffen haben!" lautet der Trinkspruch des Gastes; „Kalōs orísate“ tönt es zurück, ein schwer übersetzbares Wort, etwa: „Seid wohl willkommen und befehlt über uns!" Ist, wie häufig, nur ein einziges Glas zur Stelle, so dauert diese Ceremonie bei einer größeren Anzahl von Gästen oder Familiengliedern ziemlich lange, denn jeder Einzelne tauscht die Grüße mit den Wirthen und den zahlreichen Männern des Dorfes, die sich nach und nach eingefunden haben, die Fremden zu sehen und zu bewillkommnen: Der Pfarrer des Ortes, die „Spitzen der Behörden", der leider selten vorhandene Didaskalos, er, der Gelehrte des Ortes, denn er kann lesen und schreiben, Künste, die der Herr Pfarrer nicht immer versteht; mehr als das: er hat den Pausanias gelesen,

er kennt Xenophon; und nun das Mal geendet und die Cigaretten gedreht sind, wird das Gespräch lebendig, es kommt auf die alte Hellas, auf das, was an dieser selben Stelle vor so und so viel Tausend Jahren Großes geschehen ist, und tief schmerzlich tönt in den Lauten Platons aus dem Munde der armen Hirten das immer wiederholte Wort: „So waren unsere Vorfahren! was sind wir?"

Und doch haben sie Unrecht, in dieser Weise zu klagen. Wer mit nüchternem Blicke auf die politischen und sozialen Verhältnisse der alten Hellas schaut, wer sich vergegenwärtigt, daß das, was an Schönem und Großem, an unvergänglich Herrlichem aus jenen Tagen auf uns gekommen ist, doch eben nur dem kleinen Bruchtheile des Volkes angehörte, der „auf der Höhe" stand, der wird zugeben müssen, daß die große Menge der Ackerbauer, der Hirten, der Gewerbtreibenden, — und auch der Künstler zählte im Alterthume zu keiner höheren Classe — nicht freier, nicht gebildeter, nicht glücklicher war, als dieselbe Classe in unseren Tagen. Der unverkennbare Rückschritt liegt in den oberen Schichten der Gesellschaft; hier muß das Messer angesetzt und tief eingeschnitten werden, soll anders der Körper des Staates wieder zu einem gesunden und lebenskräftigen werden. Freilich würden sich auch die Erscheinungen in diesen Gesellschaftsclassen, das Parteiwesen, die Kommawirthschaft, Adelphen- und Kumparenthum, durch zahlreiche Gegenbilder aus der classischen Zeit illustriren lassen. Die Herren, welche damals auf der Pnyx das Volk haranguirten, waren vielleicht nicht minder eigennützig und selbstgefällig, als diejenigen, welche heute im schwarzen Rocke und mit hellen Halsbinden auf dem Verfassungsplatze oder vor Solons Conditorei mit gewichtiger Miene auf- und abwandeln. Vermochte doch auch damals die allgemein drohende Gefahr den Haß der Kantone,

richtiger gesagt, den Eigennutz der Einzelnen, kaum vorübergehend zum Schweigen zu bringen.

In einem Punkte freilich fällt der Vergleich zwischen sonst und jetzt für das letztere unendlich traurig aus: auf dem Gebiete der Kunst und der schönen Literatur. Fallmerayer führt als besonders einen gewichtigen Beweis für seine irrthümliche Theorie der Slavisirung Griechenlands die Thatsache an, daß der Sinn für Kunst, der die classische Hellas vor Allem auszeichnete und dieses Land ewig gültige Vorbilder für die Darstellung der edel menschlichen Form schaffen ließ, dem heutigen Volke der Griechen bis auf die letzte Spur verloren gegangen ist. Lassen wir die Folgerung Fallmerayers dahingestellt, die Thatsache ist richtig, richtig nicht nur nach der Seite der Production, sondern auch der des Verständnisses. Einzelne Ausnahmen im Auslande gebildeter Männer bestätigen nur die Regel.

Auch wer durch die Auswahl des künstlerischen Zimmerschmuckes unserer modernen Börsengrößen an eine milde Beurtheilung des Geschmackes gewöhnt ist, wird doch geradezu zu Boden geschmettert, wenn er den Salon eines wohlhabenden Griechen betritt. Wenn ich ehemals in Deutschland vor einem Laden mit Oeldruckbildern stand, wo diese grellfarbigen Prachtstücke in breiten Goldrahmen prangen: aufgeschnittene Melonen, ultramarinblaue Meere und feuerspeiende Berge, habe ich mich oft vergebens gefragt: „Wer kauft denn das eigentlich?“ Seit ich griechische Zimmerausstattungen kenne, weiß ich auch, wer die Kunden jener Läden sind.

Nicht besser sieht es mit der Pflege der Musik aus. In einer Kreisstadt von 10 000 Einwohnern, zum Theil wohlhabenden Grundbesitzern und Kaufmannsfamilien, mit einer kleinen Garnison und dem Sitze eines Gerichtscollegiums fanden sich zwei Claviere. Und was für welche! Wenn

man Abends durch die Straßen Athens wandert, da „hört mans wimmern hoch vom Thurm"; ich glaube, alle verstimmten und ausrangirten Instrumente Europas sind hier zusammengetragen worden. Ich hatte einmal den Vorzug, der jährlichen öffentlichen Musikprüfung der Schülerinnen des Arsakion beiwohnen zu dürfen. Das Arsakion ist ein vortrefflich geleitetes, großes Institut für die Ausbildung junger Mädchen der höchsten Stände, das erste des Landes. Niemand hätte sagen dürfen, daß diese junge Damen im Alter von zwölf und achtzehn Jahren ungeläufig oder schlecht spielten; vielmehr lockten sie aus dem unglaublich schlechten Kasten noch die denkbar besten Töne hervor. Aber was sie spielten und drei Stunden lang ohne Pause und fast ausschließlich vierhändig spielten, war auf diese Dauer fast unerträglich. Ich entsinne mich, daß das classischste der vorgetragenen Musikwerke ein Potpourri aus „Martha" war, in welchem „Ich kann flicken, ich kann stricken" die Hauptrolle spielte. Ob damit auf die allerdings nicht hoch genug zu schätzenden wirthschaftlichen Tugenden der Helleninnen leise hingedeutet werden sollte, wage ich nicht zu entscheiden. —

Aber fast vergaß ich, daß meine Leser mit mir am Herdfeuer des braven Joannis Poulópoulos oder eines seiner Landsleute sitzen, unendlich müde von dem langen Ritte und von dem ungewohnten Sitzen mit untergeschlagenen Beinen. Der Versammlung der Dorfbewohner gefällt die Unterhaltung so gut, daß Niemand an Fortgehen denkt; dem freundlichen Wirthe, der einen Krug geharzten Weines nach dem anderen herbeibringt, zu sagen, daß wir gern schlafen möchten, wäre unhöflich, also geht das Erzählen ruhig weiter, nur unterbrochen durch die unvermeidliche Ceremonie des Gesundheitstrinkens.

Wir haben schon alles Erdenkbare leben lassen: den

König und seine Familie, das Vaterland, die Freiheit des wiedergewonnenen Thessalien und Epeiros, die Armee, das Dorf, die Familie des Hausherrn, Pfarrer und Küster. Man bleibt uns Nichts schuldig: in der rauchigen Hütte bringen griechische Lippen die Gesundheit des deutschen Kaisers, des Kronprinzen und „tou Mpismark“, den fast Jedermann kennt. Endlich aber geht denn doch einer nach dem Andern ab. Man bereitet uns das Bett: das Tischbrett mit dem gewürfelten Tuche verschwindet, mit einem gleichfarbigen Lappen werden die Krümchen auf dem Teppiche abgefegt, die Kissen, auf denen wir saßen, für den Kopf zurecht gelegt. Dann ziehen wir uns aus — nämlich die Stiefel, weiter nichts — und legen uns nieder, Alle in einer Reihe und Alle von dem nämlichen unendlich großen und steifen Teppiche zugedeckt.

Sehr viel günstiger ist das Nachtquartier, wenn das Haus, wie bei Wohlhabenderen der Fall, durch eine Bretterwand in zwei Theile geschieden ist. Dann überläßt man uns die bessere Hälfte, wo wir gespeist haben, und die Familie zieht sich in die andere zurück. Dann kann man eine wenigstens theilweise Nachttoilette und, was werthvoller, am anderen Morgen frische Tagestoilette machen.

Nun liegen wir unter unserem Teppiche auf dem harten Boden und sehnen uns nach Schlaf. Die Hausfrau ist noch einmal leise hereingekommen, das Herdfeuer zusammenzuschüren und das Lampengestell hinauszutragen. Nur das kleine glimmende Flämmchen, das wie das vestalische Feuer beständig vor dem Bilde der Gottesmutter oder des speziellen Schutzheiligen des Hauses brennt, und einzelne Flackerlichter des Herdfeuers werfen noch einen ungewissen Schein auf den wunderlichen Hausrath, mit dem der schwarze Raum ausgestattet ist. Phantastische Lichter und Schatten spielen an dem dunklen Gespärre des Daches; zottige Bocksfelle,

wunderliche blaugraue Bäuche aufgeblasener Ziegenschläuche treten jetzt dem an die Dämmerung sich gewöhnenden Auge aus der allgemeinen Nacht hervor. Dort blitzt eine silberne Palaska, mit scharfen Patronen gefüllt, neben dem alten Feuerrohre mit Steinschloß, hier leuchtet ein Bündel scharlachfarbener Früchte, langsam sich drehend an dem Bastfaden, an welchem es an einem Dachbalken aufgehängt ist. Aber das vom Rauche brennende Auge ist müde und mag nichts mehr sehen. Der Agogiat schnarcht bereits seit einer halben Stunde in allen Tonarten, aus dem angrenzenden Familienraume dringen regelmäßige tiefe Athemzüge an unser Ohr und auch wir drücken unser müdes Haupt auf das harte Kissen und seufzen mit dem Chor des Philoktet:

„Schlaf, der die Sorge nicht kennt, der des Grams vergißt,
Mit sanftem Hauche nahe, göttlicher Herrscher!
Du Labsal unserm Dasein, komm!“

Vergebliches Flehen! Das furchtbare Geschlecht der Nacht, welches Mephisto's Wink aus allen Ritzen des Hauses zusammenruft, hat uns mit Sturm genommen. Geringen Trost gewährt die Gewißheit, daß die Rache nicht ausbleibt: hatten wir uns doch mit dem kostbaren Blüthenstaub Persiens gepudert wie ein neugeborenes Kind.

Kaum sind wir ein wenig eingenickt, so beginnen die Hühner ihr Concert. In Deutschland begrüßt „dieser frühe Vogel“ den nahenden Tag mit einem einzigen Liede. Schon in Italien, dem Lande des Gesanges, begnügt er sich nicht mehr mit der einen Nummer und muß das wohl zu Shakespeare's Zeiten schon ebenso gemacht haben:

„Macht schnell! der zweite Hahn hat schon gekräht,
Die Morgenglocke tönt, es ist drei Uhr!“

sagt Graf Capulet und giebt damit auch einen Anhaltspunkt für die Zeitbestimmung des veronesischen Hahnenschreis. In

Griechenland konnte ich durch lange Beobachtung feststellen, daß fast genau um Mitternacht sämmtliches Hühnervieh seinen ersten resp. letzten Tagesgesang aufführt. Zwischen zwei und drei Uhr Morgens kommt die zweite Nummer, zwischen vier und fünf im Winter Nummer drei, endlich bei Tagesanbruch der Morgengruß, der im Sommer mit Nummer drei zusammenfällt. Dieses wiederholte Geschrei ist dem Nervösen oder Kranken oft überaus lästig, und dem Reisenden, der sein Schlafzimmer mit den Hühnern theilen muß, doppelt unangenehm. —

Die letzten Scheite sind verglommen, auch das Heiligenlämpchen ist im Verlöschen. Es ist nun ganz dunkel im Raume, denn die unverglasten Oeffnungen, welche als Fenster dienen, sind sämmtlich durch Holzklappen verschlossen, welche kein Licht, wohl aber einen empfindlich kalten Zug einlassen. Indessen blinken die Lücken des Ziegeldaches hell und heller, und man meint unter glänzenden Sternbildern zu ruhen. Der frische Zugwind deutet auf den nahen Morgen. Die Bestätigung dieser Zeitangabe erhältst Du durch das Gefühl, daß Etwas auf Dir spazieren geht. Es ist die Katze, welche ihre Frühpromenade angetreten hat. Jetzt richtest Du Dich auf und reckst die von dem unsäglich harten Lager steifen und schmerzenden Glieder. Eine Klappe wird aufgemacht, durch die der Morgenwind würzig und erquickend hereinweht. Es geht an die Toilette.

Die meisten dörflichen Häuser im Innern des Landes haben einen niederen Unterbau, der wesentlich den Zweck hat, die darüber gelegenen Wohn- und Schlafräume von den schädlichen Ausdünstungen des Bodens zu isoliren und dem gefährlichen Gewürme, Schlangen und Scorpionen, den Eingang zu erschweren. Zum bewohnten Geschosse gelangt man durch eine meist von außen auf eine gedeckte Veranda füh-

rende Treppe. Dieser auf hölzernen Stielen ruhende und mit einem Geländer versehene balcon- oder verandaartige Vorbau ist das Toilettenzimmer. Hier findest Du eine hölzerne Kanne mit Wasser, ein blau und weiß gewürfeltes Handtuch und bisweilen ein Stück Seife, deren Geruch nicht an Veilchen erinnert. Ein Waschbecken giebt es nicht. Dem Einzelnen bleibt es überlassen, seine Toilette mit dem genannten Geräthe zu Stande zu bringen; doch gilt es, schnell zu sein: ehe die Frauen des Hauses erscheinen, muß die Toilette beendet sein, denn sonst kann man sich höflicher Weise nicht dem gastlichen Liebesdienste entziehen, von Jenen in homerischer Weise gewaschen zu werden. Dann naht Giorgitza, die Tochter des Hauses, mit dem Kruge in der einen, dem Trockentuch in der anderen Hand. Das sehr wünschenswerthe Becken fehlt freilich, auch das Material des Kruges ist minder edel, als bei dem Könige Alkinoos, aber gewiß nicht weniger freundlich, als dort die emsige Schaffnerin, und ohne an unserer mangelhaften Morgentoilette Anstoß zu nehmen, gießt das Mädchen uns in kleinen Pausen das Wasser über die Hände, mit denen wir das Gesicht bearbeiten sollen, und bietet dann das Tuch zum Trocknen dar. Das Alles ist zwar sehr hübsch und poetisch, aber — rein und frisch wird man dabei nicht.

Nach beendeter Toilette giebt es das Frühstück: in dem wohlhabenderen Hause einen Theelöffel voll eingemachter Kirschen oder Quitten und einen Schluck Wasser, bei welchem wieder die üblichen Höflichkeitswünsche ausgetauscht werden; dann folgt ein Täßchen schwarzen Kaffees. In ärmeren Häusern giebt es nur den Kaffee und Wasser. Im Inneren, wohin auch der Kaffee nicht dringt, meint man dem Gaste eine Güte zu erweisen, wenn man ihm etwas warmen geharzten Wein vorsetzt, der kalt recht genießbar, gewärmt

abscheulich widerlich schmeckt, aber höflichkeitshalber getrunken werden muß. Dabei tröstet die Aussicht auf ein Stück Brod und den Schluck wohlgeborgenen Cognacs, mit dem wir uns stärken und wärmen werden, sobald die nächste Wegebiegung uns den Blicken der Nachschauenden entzieht.

Die Pferde sind endlich bereit, sicherlich ein bis zwei Stunden später, als sie befohlen waren: der Grieche hat nie Eile. Wir nehmen mit herzlichem Danke Abschied von unseren braven Wirthsleuten; das Geld, welches wir ihnen zugedacht haben und das etwa die baaren Auslagen des Gastfreundes decken mag, geben wir den Kindern „für Bücher und Papier". Der Wirth würde es mit Stolz von sich weisen; oft wird auch den Kindern verboten, Etwas anzunehmen. Für solche Fälle muß man mit kleinen Gastgeschenken versehen sein: Photographien des Deutschen Kaisers, Bismarck's, auch wohl das eigene Porträt sind meist sehr willkommen. Nun noch ein Händedruck, ein Segenswunsch für das ganze Haus, für Kind und Kindeskind, und fort geht's in frischem Trabe.

Das ganze Dorf ist versammelt, uns Glück auf den Weg zu wünschen: „Kaló taxídi kae krýa nerá!" klingt es uns von allen Seiten nach: Gute Reise und kühle Wasser! —

Issova im Lapithasgebirge.

„Li murs est cassés et froissiez,
A terre en est ja la moitiez."
Roman de Thèbes.

Die alten Heerstraßen der Hellenen von Elis nach Sparta sowie von Arkadien nach Triphylien, der Verbindungsweg der Türken zwischen ihren einst blühenden Peloponnesstädten Lála und Phanári, endlich der moderne kürzeste Weg zwischen Pyrgos und Tripolitza, so verschieden ihre Richtungen auch sein mögen: alle vier besitzen einen gemeinsamen Kreuzungspunkt, den Engpaß bei dem Chani von Platiána.

Von dem steilen Burgfelsen Samikons, um dessen meerumrauschten Fuß der schmale Paß von Kaïápha, den Thermopylen gleich, sich zwischen Wasser und Steilwand herumzieht bis zu den Höhen des arkadischen Dörfchens Tzácha, wo die Ruinen Alipheiras vom Siege des makedonischen Eroberers erzählen, führt kein anderer Weg für Reiter und Saumthier über die karg bewaldeten Höhen des alten Lapithasgebirges, dessen höchster Gipfel, der Smérna, sein keckes Felsenhaupt weithin sichtbar in die Lüfte streckt. Die strategische Wichtigkeit dieses Punktes war den Alten nicht entgangen: ein starkes Castell von mehr als zweihundert Meter Länge, bei sehr geringer Breite, wie eben der östlich des Passes

liegende schmale Bergrücken es gestattete, bildet den Schlüssel des Durchganges. Die Gelehrten der französischen Expedition von 1829 haben darin mit Recht die Bergfeste Epion erkannt. Wer hellenischen Festungsbau studiren will, findet hier ein ergiebiges Material. Eine zwei Meter starke, meist aus polygonalen Blöcken zusammengefügte Mauer folgt dem Rande des schmalen Plateaus; überall, wo das letztere einen natürlichen ausspringenden Winkel bildet, ist ein starker Thurm aufgeführt worden. Zwischengelegte Quermauern gliedern im Innern die Burg in fünf Abtheilungen, deren vier erst genommen sein mußten, bevor man zum Sturme der höchstgelegenen, der eigentlichen Citadelle schreiten konnte. Auch die Spuren zweier Tempel und eines Theaters lassen sich innerhalb der Ringmauern nachweisen, und eine geräumige Cisterne, welche im Falle der Belagerung ausreichendes Wasser gewährte.

Dem Forscher, der dieses Material eingehender studiren wollte, bietet sich, wie fast überall im Innern der Peloponnesos, die Schwierigkeit, ein für längere Zeit geeignetes Nachtquartier zu finden. Wir theilten in dem nahe gelegenen Dorfe Platiána unser Quartier, den einzigen Raum der Familie, mit der Frau und dem jüngsten Kinde des Paredros (Vicebürgermeisters) von Platiána. Der Hausherr weilte mit der ältesten Tochter Antigone draußen bei der Heerde.

Man empfing uns, die wir regentriefend in tiefer Dunkelheit anlangten, darum nicht minder freundlich. Bald erschien der Bruder der Hausfrau, um an seines Schwagers Stelle den Gästen die Ehren des Hauses zu erweisen. Heiße diskosähnliche Steinplatten lagen in der Herdglut, und schnell war zwischen ihnen ein Teig aus Maismehl zum Abendessen gebacken. Der alte hinzugekommene Waldhüter, der den Titel hier insofern mit einigem Recht führt, als ein

dünner aber nicht unschöner Wald von Aleppofichten die nahe Umgebung des Dörfchens bildet, wußte uns viel von unermeßlichen Gold- und Silberschätzen zu erzählen, die an dem alten „Hellenikon" liegen. Manchesmal weiß er, wo sie zu finden sein müssen, denn sie machen oft des Nachts einen brüllenden oder donnerähnlichen Lärm, aber heben kann er sie nicht, weil sie wandern, heute hier her, morgen nach jener Seite des Berges, und so „weidet" er sie, nach seinem Ausdruck, wie eine Heerde.

Unser Besuch galt nicht eigentlich den Ruinen von Epion, sondern einer Stätte, welche für das Alterthum keine Bedeutung hat. Wir waren von Heraia aus durch den Alpheios geritten: die Brücke, welche einst hier lag und noch am Ende des vorigen Jahrhunderts bestanden haben soll, ist bis auf die letzte Spur verschwunden. Ein römisches Ziegelgemäuer, eine in Mauern gefaßte Quelle ist Alles, was von der blühenden Unterstadt Heraias an jener Stelle übrig blieb, wo einst duftende Myrthengänge den lustwandelnden Bewohnern der kleinen Provinzialstadt willkommenen Schatten boten. Auf den Hügeln des linken Uferrandes folgten wir dann dem Laufe des Flusses, der hier noch — bis zur Ladonmündung — den Namen des Stroms von Karýtaena führt, und gelangten nach Ueberschreitung mehrerer kleiner Rinnsale, etwa nach einer Stunde von Heraia aus, an einen bedeutenderen, zwischen Platanengrün lebendig über Felstrümmer brausenden Bach, die Tzemberoúla, der gerade der Erymanthosmündung gegenüber sein Wasser dem Alpheios zuführt und dadurch mit Sicherheit als der Diagon der Alten erkannt werden darf. Bei einer Mühle auf dem rechten Ufer desselben trifft man auf das verfallende Pflaster der alten Türkenstraße und gelangt auf dieser in weiteren dreiviertel Stunden zwischen prachtvollem Arbutus- und Mastixgesträuch zu einer von drei

Seiten durch sanfte Höhenzüge begrenzten kleinen Hochebene, dem eigentlichen Ziele unseres Ausfluges.

Wen der von Faust vielbegehrte Zaubermantel aus unsrem deutschen Vaterlande im Schlafe nach diesem Plateau entführt hätte, der würde sich noch immer in seiner trauten Heimath wähnen, erinnerten nicht einzelne Oelbäume an ein sonnigeres Klima. Schön gewachsene Strandkiefern und dunkelgrüne Eichen bekränzen die sanften Sandhügel, von denen ein dürftiger Wasserfaden herabrinnt, der von den Türken in ein Bassin geleitet ward.

Mitten in der Ebene aber erhebt sich, hoch in die blaue Luft ragend — ein Märchen in Griechenland — ein stolzer gothischer Bau. Nicht weit davon, nach Südwest zu, steht ein zweites Bauwerk, dessen Entstehungszeit sich auf den ersten Blick nicht enträthseln läßt, denn ein Jahrhunderte lang nie in seinem Wachsthume gehindertes Netz- und Flechtwerk der mannigfaltigsten Rankengewächse hat sich um seine morschen Mauern geschlungen. An den Wänden klomm es empor, Rose und Wintergrün, die wilde Waldrebe mit ihren rothen Trauben, die Brombeere, die blaublüthige Klematis, und in Cascaden fällt es wieder herab, schlingt sich um Sims und Fensterbogen und wehrt dem Fuße den Eintritt durch die geborstenen Steinpfosten der Thür.

Ein dienstwilliger Hirt, dessen Hütte in der Nähe steht, holt eine breite Hacke herbei, wir bahnen uns einen Weg durch die Schlinggewächse und treten ein. „Bist Du niemals hier hineingegangen zu sehen, wie es hierinnen aussieht?" fragen wir den Hirten, der uns scheu gefolgt ist. „Niemals Effendi!" Ein Blick auf die Jahrhunderte lang ungestört hier wuchernde Vegetation zeigt, daß er wahr geredet hat. Sicherlich hausen hier böse Geister.

Die Hacke hilft Gestrüpp und Erdreich bei Seite schaffen,

und nun staunt das Auge vor der Pracht des mannigfaltigen Gesteins, das uns unter Schutt und Pflanzengrüne entgegenblinkt. Durch die Büsche grüngelben Ginsters und die Brombeerranken sieht man es in feinem Schliffe schimmern: aus alten Tempelsäulen geschnittene Scheiben röthlichen Breccienmarmors, schwarzgrünen Serpentins, blauen und afrikanischen Marmors, köstlich gefleckten Cippolinos, dazwischen Streifen und Rauten schwarzen und gelben minder edlen Steines. Bald gewahren wir auch, wie diese einzelnen Elemente zu einander in Beziehung stehen: es ist ein Teppich edelster und schönster Mosaikarbeit — sogenanntes opus Alexandrinum — der sich über den ganzen etwa acht Meter im Quadrat haltenden Raum ausbreitet, und dessen Muster von dem Mittelpunkte aus strahlenförmig ausgeht. Also ein Centralbau liegt hier vor, eine Kuppel von bescheidenen Abmessungen erhob sich einst auf Stützen, von denen nur noch ein Capitell am Boden liegen blieb.

Im Osten schließen drei Rundnischen den Bau ab, deren mittlere auch im Aeußeren als Apsis hervortritt, während die beiden kleineren Seitennischen nur aus der starken Mauer ausgespart wurden. In der Mittelnische liegt noch der Altar, vor demselben werden die Spuren der steinernen Schwelle, des „Hagion Bema" sichtbar, deren drei Thüröffnungen nunmehr mit Sicherheit bekunden, daß dieses Gebäude einst dem griechisch-orthodoxen Bekenntniß gedient hat.

Wie befremdlich schauen dazu die Formen der beiden an der Abendseite erhaltenen Pilasterkapitelle aus mit ihren an den Steinkern angearbeiteten dicken Knollen; wie reimt sich mit den byzantinischen Mosaiken das scharf profilirte Hauptgesims mit seinen tiefen Unterschneidungen und wie der Spitzbogenschluß der kleinen Fenster?

Und nun fällt der Blick durch die offene Pforte auf das

zweite weit ſtattlichere Bauwerk, deſſen ſteiler Giebel wohl an zwanzig Meter in die Luft ragt, mit ſeinen hohen ſpitzbogigen Fenſtern, aus deren tiefen Leibungen uns der Ernſt der mittelalterlichen abendländiſchen Bauweiſe ſo vertraut entgegenblickt.

Die Männer, welche dieſe Steine zum Bau fügten und die auch das byzantiſche Bauwerk in ihrer heimiſchen Weiſe wiederherſtellten, ſie waren über das Mittelmeer geſchwommen und hatten mit dem Glauben ihrer Väter auch die Formen mit herüber gebracht, in denen ſie die Wohnung ihres Gottes zu bauen und zu ſchmücken pflegten.

Und doch nicht ganz dieſelben Formen! Eine tief gelegene, halb verſchüttete Thür in dem großen gothiſchen Bau, an dem Innenrande ihrer Leibung mit jenen kleinen Zacken wie mit einer Spitzenkante geſäumt, denen wir auch hin und wieder an franzöſiſchen und an deutſchen Bauwerken begegnen, ſie zeigt, daß jene Männer im heiligen Lande geweſen waren, daß ſie mit den Ungläubigen um das Grab des Erlöſers geſtritten hatten; dabei aber nicht überſehen, daß ihre Todfeinde manches Schöne verſtanden von der edlen Baukunſt und von der Fertigung kunſtvollen Hausrathes in koſtbaren Metallen und buntgewirkten Zeugen. So hatte wohl der oder jener Kreuzfahrer ſich auf pergamentenem Schreibtäflein Manches notirt und unter dem Harniſch nach der Heimath mitgenommen, wo die Zünftler es beſtaunten und nachmachten, ſo gut ſie's verſtanden.

Während wir, ſo weit der leiſe rieſelnde Regen es zuließ, wühlten, ſchrieben und zeichneten, hatten ſich noch ein paar Hirten eingefunden, die ſich unſres Beginnens höchlichſt verwunderten. Sie disputirten mit einander, was dies wohl für ein Bauwerk geweſen ſein möchte. Der „Palaſt“ wird es in der Umgegend genannt, „τό παλάτι“; es möchte wohl ein Prinz hier gewohnt haben, meinte der Eine. Nein, ſagte

ein Anderer, es war gewiß ein Klösterchen!, ein „monastiraki“. Und der Letztere hat Recht. Ein Kloster war es, eins der reichsten in Morea, und sein Name war Issova, das *Εἴσοβα* der Chronik.

Die Griechen hatten es gebaut und reich dotirt. Dann waren zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts die Franken unter Wilhelm von Champlittes Führung als Eroberer ins Land gekommen. Und wie sie überall den Bischöfen und Klöstern ihre Einkünfte beschnitten und wo es nöthig schien die Letzteren für den eigenen Cultus in Beschlag nahmen, so hatten sie auch Issova latinisirt, und das ward die Ursache zu seiner Zerstörung.

Im Jahre 1263 zog der Großdomesticus des Kaisers Michael Paläologus gegen den dritten Nachfolger Champlittes, den Fürsten Wilhelm Villehardoin zu Felde. Sein Heer landete in Monemvasía und zog ohne Widerstand zu finden den Lauf des Alpheios hinab. Auch fünfzehnhundert erlesene saracenische Reiter hatte man in Anatolien angeworben; sie kamen vom Süden herauf und stießen bei Issova zum kaiserlichen Heere. Zur Feier dieses Ereignisses steckte man das fränkische Kloster an allen vier Ecken in Brand und zog dann vereint den Alpheios weiter abwärts bis zu einer Ebene mit Namen Prinitza, wo sich ein geeigneter Lagerplatz für das Heer und die Plattform eines niederen Hügels als bequeme Stätte für das Zelt des Großdomesticus fand.

Wilhelm Villehardoin befand sich in Korinth; seine Hausmacht hatte er unter den Befehl des wackeren Messir Jean de Caravas gestellt, der im ganzen Lande als der unerschrockenste und zugleich umsichtigste Mann galt, dermalen aber schon betagt, und vielleicht ein Liebhaber des guten Peloponnesweines, von der Gicht hart geplagt war, also daß er Schwert und Lanze nicht handhaben konnte.

Jean de Caravas stand mit seiner kleinen, nur aus dreihundertundzwölf Köpfen bestehenden Ritterschaar bei Krestena südlich vom Alpheios, eine Meile von Olympia. Als er von der Unthat bei Issova hörte, beschloß er sofort trotz seiner geringen Macht den Feind aufzusuchen. In der Nacht führte er seine kleine aber erlesene Schaar durch eine Engschlucht, das Agredi von Kunupitza, in die Flanke des kaiserlichen Lagers. Mit dem Grauen des Morgens erblickte der Großdomesticus das Reiterhäuflein, welches sich zum Angriff rüstete: „Sieh da das kleine Frühstück, das man uns aufträgt!" rief er übermüthig aus.

Es war aber im Rathe der Götter und der gekränkten Mutter Gottes von Issova beschlossen, daß er sich an diesem kleinen Frühstück gründlich den Magen verderben sollte. Der wackere Jean de Caravas ließ seine Getreuen Halt machen und hielt ihnen eine lange, in der Chronik von Morea uns aufbewahrte Standrede: „Ihr Ruhm, wenn sie durch einen herzhaften Angriff den Sieg errängen, werde bei der spätesten Nachwelt fortleben und so lange dauern, wie die Arche Noahs auf dem Berge Ararat. Er selbst könne zwar leider, wie sie sähen, weder Schwert noch Lanze führen, doch bitte er, man möge ihm das Banner Wilhelms Villehardoin anvertrauen. Dieses zwischen seinen Armen festhaltend, wolle er geradezu auf das Gezelt des Großdomesticus an ihrer Spitze losstürmen, und wenn ihn einer von ihnen zurückweichen sehe und nicht niederstoße, so schwöre er jetzt denselben für einen Feind Jesu Christi zu halten."

Der Anprall der geharnischten Reiter und ihre Tapferkeit in dem sich nun entwickelnden dreistündigen Gefechte war so mächtig, daß sie einen vollständigen Sieg erfochten, und der kaiserliche Feldherr unter Verlust des Lagers und tausend Stück Pferden sich in schleunigster Flucht nach Sparta retten mußte.

Der Chronist, der dies Alles umständlich erzählt, fügt hinzu, daß sich in diesem Kampfe ein großes Wunder begeben habe: Es sei in den Lüften über den fränkischen Reitern auf weißem Rosse ein göttlicher Streiter dahergebraust, vor dessen Erscheinung die Griechen in panischem Schrecken geflohen seien. Einige behaupteten und schwuren, es sei St. Georg gewesen, Andere aber hielten die göttliche Erscheinung für die heilige Gottesmutter von Issova, welche so die Schändung ihres Heiligthumes rächte.

Kloster Issova wurde von den Franken wieder aufgebaut, prächtiger denn zuvor, und so erklärt es sich, daß wir in dem kleineren Bau byzantinische und französisch-frühgothische Formen harmlos nebeneinander finden. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß an diesem Umbau der kunstliebende und reichbegüterte Ritter betheiligt ist, welcher nach Wilhelm Villehardoins Tode Morea für Karl von Anjou als Statthalter verwaltete, Messir Nicolas de St. Omer. Seiner Fürsorge und seinem künstlerischen Sinne verdankt Griechenland eine ganze Reihe hervorragender Bauwerke, vor Allen sein eigenes als überaus prächtig geschildertes Residenzschloß in Theben, von dem heut nur noch ein paar unscheinbare Thurmgewölbe übrig sind, so ferner das besser erhaltene Schloß in Navarin. Noch unter seiner Statthalterschaft, 1278 oder 1279, finden wir Issova genannt als Rendezvous für die Fähnlein der fränkischen Herren von Kalamáta, Perigárdi, Chalatrítza und Vostítza, welche von dort den Alpheios aufwärts ziehen, um dem von Neuem eingedrungenen Heere der Byzantiner die Furt bei Pteres zu verlegen.

Seit jener Zeit erscheint der Name Issova nicht wieder. Mit dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts ergießen sich die Fluthen albanesischer und schkypetarischer Horden über Griechenland. Mit ihnen treten neue Ortsnamen vielfach an

Stelle der älteren griechischen und slavischen; der nächste Ort, eine Viertelstunde von Issova nordwärts, heißt heute Bisbárdi.

Kehren wir noch einmal zu dem größeren der beiden Bauwerke zurück, dem von Grund auf in gothischer Bauweise aufgeführten Wohngebäude der Mönche von Issova. Bewahrt es zwar die Formen des Abendlandes in der Gestaltung der Fenster und Thüren, ja des phantastischen Thiergebildes, welches an der nordwestlichen Ecke als Wasserspeier von dem Strebepfeiler herabschaut, so zeigen sich doch manche interessante Abweichungen, welche das östliche Klima bedingte. So hat sich der geschlossene Kreuzgang des Abendlandes in eine offene, breite und luftige Halle verwandelt, welche nur an der schattigen Nordseite des langen Hauses sich entlang zieht. Und diese Halle ist der Bodenfeuchtigkeit und des gefährlichen Ungeziefers, der Schlangen und Skorpione wegen nicht einfach in die Höhe des Terrains gelegt, sondern es sind mehrere Fuß hoch über dem Erdboden starke Knaggensteine in die Längswand eingebunden, welche auf dieser Seite die Lagerhölzer eines somit freischwebenden Bretterfußbodens trugen.

Für den Architekten, welcher die Muße besäße, eine gründliche Aufnahme des interessanten Gebäudecomplexes zu machen, bietet sich darin eine sehr dankbare und für die Geschichte der mittelalterlichen Baukunst sehr wichtige Aufgabe. Erst nach einer solchen detaillirten Aufnahme wird es möglich werden, sich an die Lösung eines kunstgeschichtlichen Räthsels zu wagen, welches diese Bauten bergen, der eigenthümlichen, in dem engen Rahmen dieser Skizze nicht näher zu entwickelnden Wahrnehmung, daß hier weit ältere Bau- und Ornamentformen auftreten, als bei den gleichzeitigen, ja bei wesentlich älteren Bauwerken im Stammlande Frankreich.

Die Kunstforscher und Künstler, welche Griechenland be-

reisen, wandten bis jetzt ausschließlich ihre Aufmerksamkeit den Ueberresten der Antike zu: Die Sonne Homers leuchtet so mächtig, daß sie das Auge für die späteren Lichtblicke der Geschichte Griechenlands stumpf macht. In der That aber ist die Geschichte der fränkischen Herrschaft in Morea ein solcher Lichtblick in der mittelalterlichen, meist überaus dunklen und unerfreulichen Geschichte Griechenlands; und wer einmal begonnen hat, sich mit den fränkischen Recken und ihren Damen zu beschäftigen, der wird sie bald genug lieb gewinnen und ihren Schicksalen nachgehen. Nicht nur das „säulengetragene schimmernde Dach“ des hellenischen Tempels, nicht nur die „klingenden Triglyphen“ erzählen von einer großen, freilich durchaus einzigen, Vergangenheit dieses Landes, auch die Mörtelmauern der Frankenburgen, welche fast unbeachtet und unbesucht die weitaus zahlreichsten der griechischen Ruinen bilden, berichten von einem hochinteressanten Geschlechte, dessen Bekanntschaft zu machen sich der Mühe verlohnt. Unsere Landstraße wird uns noch oft an solchen Burgen vorüberführen, und wir werden nicht versäumen, dort einen Augenblick Rast zu machen und Umschau zu halten.

Eira.

„Hier um die Schluchten herum des schneeig
erglänzenden Berges
Kämpften sie zwanzig und zwei zusammen der
Winter und Ernten."
Rhianos.

Die Neda, heutzutage der Fluß von Bouži*), bildete in ihrem unteren Laufe im Alterthum die Grenze zwischen Messenien und dem triphylischen Elis. Die moderne Bezeichnung der Eparchien jener Gegend hat die antiken Namen von Norden nach Süden verschoben: das alte Triphylien heißt jetzt die Eparchie Olympia, während das bergige Nordland Messeniens den Namen Triphylía trägt, und erst südlich dieser Landschaft die heutige Messinía beginnt. Wo die alte Grenzlinie zwischen den nördlich an die Neda anstoßenden Cantonen Arkadien und Triphylien gelegen sei, ist schwer zu bestimmen; so viel steht fest, daß während Lepreon zu den triphylischen Städten mit Bestimmtheit gezählt wird, das nur etwa zehn Kilometer in der Luftlinie entfernte Phigaleia am Ufer der Neda eine arkadische Bevölkerung besaß, und daß der von den Phigaleiern erbaute Tempel des Apollon Epikureios zu Bassai zu den arkadischen Heiligthümern gerechnet wurde. Die bekannten, zu den besterhaltenen Ruinen Griechenlands zählenden

*) ž ist dem französischen j gleich zu sprechen.

Reste dieses Tempels bilden einen Hauptanziehungspunkt für die Peloponnes-Reisenden, und werden wohl von kaum einem derselben übergangen sein. Die Mehrzahl aber legt ihre Reiseroute nicht durch diesen Punkt hindurch, sondern berührt ihn als Endpunkt eines Seitenausflugs von Andrítzena aus und kehrt nach diesem freundlichen Bergstädtchen zurück, um die große Straße nach Tripolitza wieder zu gewinnen. Wer aber den Weg nach Messenien einschlagen will, der wählt den ziemlich beschwerlichen, aber landschaftlich außerordentlich reizvollen Weg vom Apollon-Tempel nach Ober- und Nieder-Pávlitza — zwei Dörfchen, die innerhalb der ausgedehnten Ruinen Phigaleía's gelegen sind — jenen Gebirgspfad an den schäumenden Neda-Fällen, der zu den landschaftlichen Glanzpunkten der Halbinsel gehört.

Unsere kleine Reisegesellschaft, bestehend aus zwei griechischen Herren — einem Archäologen und einem Arzt — und mir, nebst zwei Pferdetreibern, nahm diesmal einen anderen Weg als den genannten, um von der Höhe des Kotylion in die gesegneten Gefilde Messeniens hinabzusteigen. Uns galt es auf unserem Weg einen fast nie von Reisenden berührten Punkt zu besuchen, den die Gelehrten der französischen Expedition, Roß, Ernst Curtius und Le Bas einstimmig als den Ort bezeichnen, um welchen sich das Interesse im zweiten messenischen Kriege vorzugsweise drehte, und dessen Fall das Schicksal der Bewohner auf zwei Jahrhunderte hinaus bestimmte: die Veste Eira oder Ira, welche Beulé aus leicht zu widerlegenden Gründen weiter westlich suchen zu müssen glaubt. Wir wollten sehen, was und wie viel wohl noch von den von früheren Reisenden beschriebenen Befestigungswerken übrig geblieben sei, insbesondere wie weit die Angabe der französischen Karte sich rechtfertige, welche an dieser Stelle einen „temple antique“ markirt, über den aus alten

Schriftquellen Nachrichten nicht vorhanden sind. Wir ritten westlich vom Tempel des Apollon hinab bis zu der von alten und neuen Schriftstellern öfter erwähnten Quelle in jener waldigen Bergmulde, die wahrscheinlich zu dem Namen Bassai Veranlassung gab. Von der Höhe des Apollon-Tempels aus sieht der als Eira bezeichnete Gipfel überaus nahe aus, man muß aber, um dorthin zu gelangen, sehr erhebliche Umwege machen. Denn zwischen ihm und den Höhen des Kotylion liegt nicht nur die Neda, sondern auch noch zuvor ein wenig Wasser führender, aber in tiefem Abgrunde fließender Nebenbach derselben. Dort müssen wir erst hinab, und da die Felswände seiner Ufer jäh abfallen, reiten wir fast eine Stunde weit östlich seinem Lauf entgegen bis zu der Quelle. Eine Landschaft von außerordentlicher Wildheit und Großartigkeit bietet dieses in sich abgeschlossene Thalbild. Die Vegetation des Karst ist üppig zu nennen im Vergleich zu der fast gänzlichen Pflanzenlosigkeit dieser Steinwüste, deren eintöniges Gelbgrau in den grellen Strahlen der Nachmittagssonne das Auge blendet und schmerzen macht. Der Pfad ist uneben, aber nicht allzu abschüssig; da jedoch der Bachlauf tief unter uns sein starkes Gefälle ihm entgegenbringt, so entsteht die Sinnestäuschung, als ob wir sehr steil in die jähe Tiefe hinabritten. Die kleine Quelle, vor langen Zeiten sorgsam gefaßt und mit einem Trinkbecken versehen, gab wohl die einzige Ursache gerade hierher, in diese starre Wildniß, eine menschliche Ansiedlung zu legen. Auf und zwischen bizarr geschichteten Kalksteinklippen liegen vereinzelt diese elenden Hütten. Reicht die Handvoll dürren Holzes hin euer Herdfeuer zu unterhalten, armes Hirtenvölkchen, so gab es doch nicht Stoff genug zum Kalkbrennen. Mit magerer Erde und etwas Moos fülltet ihr die Fugen eurer vier Wände, oder die rohen Platten wurden ohne alles Bindemittel nur auf-

einander geschichtet, so daß man oft kaum unterscheidet, was hier Natur, was Menschenhand gebildet hat. Wo aber nur ein Krümchen steiniger Erde in dünner Schicht auf ödem Felsen ruht, da habt ihr unter dem glühenden Strahl der Sonne, die von der nackten Kalkwand mit doppelter Gewalt zurückprallt, mühsam mit Karst und Hacke gearbeitet und ein weniges Gerste für euer Brod und viel Hoffnung mithineingestreut. Dann kam der schöne warme November-Regen, und die Gerste keimte, und die Hoffnung wuchs. Aber dann — dem graubärtigen Hirten stand das Wasser in den Augen, als er es erzählte — December war's, den ganzen Tag hatte die Scirocco-Luft bleifahl den Himmel erfüllt, daß der Nebelschleier den Augen den Kampf der Sturmgespenster und die Wolkenmassen verbarg, die wie mächtige Heersäulen von allen Seiten auf das Schlachtfeld zogen. Und Nachts, gerade um Mitternacht, hatte es sich entladen. In den Schluchten kam sie herabgeheult, die wüthende Bora, mit gewaltiger Faust packte sie die elende Hütte und schleuderte die schweren Kalkplatten von dem Gespärre, daß das „Himmelswasser" hineinschoß und das Heiligenlämpchen erlosch. Wozu auch Licht im Hause! Zuckte nicht in ununterbrochener Folge Blitz auf Blitz herab, und erleuchtete bange, erschrockene Gesichter! Und in tausendfachem Echo krachte und rollte der Donner von Felswand zu Felswand und von Klippe zu Klippe. Was aber grausiger und schauriger klang dem Ohre der armen geängsteten Bewohner, das war das Rauschen und Zischen der Fluthen, die von dem kahlen Rücken der Steillehnen wie in einen strudelnden Trichter hier zusammenströmten. Wie einen tanzenden Kork hoben sie den schweren Felsblock auf, rollten ihn hinab und schleuderten ihn krachend gegen die morsche Hausthüre, daß sie zum Hause hereinbrach. Und mit den Fluthen wurde das Ackerfleckchen mit der grünen Saat hinabgerissen zur

schäumenden Neda, und als am anderen Morgen die Sonne aufging über dem dampfenden Thale, da lag die Blume Hoffnung geknickt unter dem Schlamm und den Steintrümmern.

Aber auch die Wintersonne Griechenlands ist warm und mildthätig, und auch wer im Januar bestellt, mag im Mai noch ernten. Und mit unsäglicher Mühe bringen die armen Dorfbewohner die herabgespülte Erde wieder zusammen, Korb für Korb, und packen Terrassenmauern zusammen, um sie bei einer neuen Fluth zu schützen. Man spart sich das Brod am Mund ab, um das letzte Korn zu neuer Aussaat zu erübrigen. Von neuem wird gesäet und von neuem keimt es, und nun — es ist der 31. Mai, der 19. nach griechischem Kalender — übermorgen ist das Fest des heiligen Konstantinos und der Helena, für den Griechen der Beginn der Ernte. Wird die Frucht dieser spärlichen, mageren Hälmchen die doppelte Aussaat auch nur decken?! Das Brod ist hier freilich nur Zubrod, die Hauptnahrung bietet die Milch und der Käse der zahlreichen Ziegenheerden, die hier zwischen dem öden Gestein, Gott weiß wie, ihre Nahrung finden. Auch die Kleidung giebt die unschätzbare Ziege her; auf den Höfen unter einem Schirmdache sitzen die emsigen Weiber und weben an dem denkbar einfachsten Stuhle den groben Filz aus Ziegenhaaren, ein Zeugstück ohne Schattirung und Muster: hier ist alles grau, die Felsen, das Gestrüpp, die Häuser, die Kleider, die Gesichter. Sklirón heißt das Dorf „das Harte!"

„Lascia, ch'io pianga la dura sorte!"

Unsere durstigen Pferde bissen sich gegenseitig von der Quelle weg; auch wir erlabten uns an dem schönen frischen Trunke, dem einzigen Segen dieses elenden Ortes. Dann ging es auf dem linken Ufer wieder aufwärts. Hier erfrischte sich das Auge ab und zu an dem Dunkelgrün einzelner Mastixgruppen

und Myrtenbäume von seltener Stärke, oft bis zu einem Schuh Durchmesser des Stammes. Vom jenseitigen Ufer grüßt die schöne Säulenhalle des Tempels aus Eichengrün zu uns herüber; aber nun wendet sich der Weg in unserer Hauptrichtung nach Süden; wir stehen auf der Spitze des schmalen Bergkeiles, zwischen dem Bache, dessen Thal wir verlassen, und der Neda, die tief unten in frischen Sprüngen dahinschießt. Darüber erhebt sich jenseits die steile Kuppe von Eira. Rechts im Thalgrunde liegen die freundlich ausschauenden weißen Häuser von Aghía Marína. Und nun begann der Abstieg auf einem Pfade, den jeder Europäer zunächst als unbedingt nicht reitbar erklären würde. Der Weg von Olympia nach Andrítzena, den mancher der Leser vielleicht zurückgelegt hat, ist eine Asphaltbahn gegen diese Straße. Oft nur fußbreit führt der Pfad über loses Geröll und Erde neben dem jähen Abgrund hin, oft unterbrochen durch tief eingerissene breite Wasserrunsen. Schließlich mußten wir trotz der Hitze nothgedrungen stellenweise absteigen und die unwilligen Pferde am Zügel nachziehen. Nach drei Stunden vom Tempel an war die Neda erreicht. Zwischen dichtem Platanengebüsch perlen und rauschen ihre krystallklaren Wellen über rundgeschliffene Felsblöcke und Kiesel. Zur linken ragt eine senkrechte Wand rothen Kieselfelsens hoch in die Lüfte, unter ihr eine riesige Halde zertrümmerten Gesteines; Kókkini heißt dieser Fels, „die Rothen." Im Jahre 1849 löste sich hier eine gewaltige Wand des fast senkrecht geschichteten Gesteins und stürzte unter furchtbarem Krachen zusammen, so daß die Bewohner des wenige hundert Schritte entfernten Dörfchens das Ende der Erde herbeigekommen wähnten. Wir überschritten die Neda auf großen Felsblöcken, die, zu einer Art von Wehr vereinigt, für Fischereizwecke benutzt zu werden schienen; die Pferde wurden nebenher durchgetrieben.

Hart am linken Ufer an der östlichen Lehne des Berges von Eira hangen die bescheidenen Hütten des Dorfes Kakoléthri. Hat es seinen Namen von der Mühe, mit welcher hier der Landmann seine hölzerne Pflugschar durch den steinigen Boden zwängt: „das schlecht zu Beackernde?" — denn auch Kak'alétri nannten es einige Bewohner — oder gemahnt der Name an „das böse Verhängniß", welches hier das Volk der Messenier ereilte? Welche Schreibweise die richtige, welches die Bedeutung des Namens, hätte uns wohl keiner der offenen Mundes uns anstaunenden Kakolethrianer erklären können, denn hier hatte noch nie ein Mensch sich der edlen Kunst des Lesens und Schreibens befleißigt. Die nächste Schule ist in Aghía Marína, und das ist zu weit, es geht über die Neda dahin und der Weg ist beschwerlich.

Ein Alter hieß uns willkommen und führte uns ins Dorf. Der Trauergesang einer Wittwe klang uns aus einem Haus entgegen mit seinem ergreifenden Strophenschluß: „ach! ach! ach! ach!" Man hört das eintönige Lied oft, bei Tag, bei Nacht. Oft jahrelang singt es die treue Wittwe täglich zur Sterbestunde des Gemahls. Das ist um so rührender, wenn man das harte Loos der Frau in den niederen Ständen Griechenlands in Erwägung zieht. Sie hat keinen andern Zweck, als Kinder zu gebären und für den Mann zu arbeiten. Ist der Familie eine Tochter geboren, so ist Trauer im Hause; die Verwandten kommen, aber sie beglückwünschen die Wöchnerin nicht, sie reichen ihr die Hand und wünschen: „Uebers Jahr ein Sohn!" Die Tochter ist die Last des Hauses. Der Sohn mehrt das Vermögen, die Tochter wird es dereinst vermindern: sie muß eine Aussteuer haben. Ist kein Baarvermögen da, nicht genug Teppiche und Kupfergeräth, dann wird sie sogar die Einnahme der Eltern und Brüder schmälern, denn sie erhält ihre Aussteuer in Oelbäumen, in Heerdenvieh.

Im Hause dient sie als Magd, herangewachsen reicht sie willenlos die Hand dem Bewerber, den die Eltern als geeignet befunden haben. Verheirathet wechselt sie nicht die Lage, nur die Herrschaft: sie wird die Magd des Mannes.

Unser Alter führte uns in das Haus eines schöngewachsenen, noch jugendlichen, unverheiratheten Mannes, Namens Wassilis, der uns freundlich Nachtquartier anbot und uns den größten und besten Theil seines in zwei Räume getheilten Hauses überließ. Auch für ein Abendessen wollte er sorgen. Ehe dieß fertig wurde, konnten wir die Ruinen besichtigen, zu welchen unser Alter und eine freiwillige Begleitung der schriftunkundigen und daher überaus gesunden Jugend die Führer machten. Unterwegs erfuhren wir denn, daß seit Jahrzehnten vor uns kein Fremdling mehr dagewesen sei. Der letzte fränkische Mann sei mehrere Tage lang hiergeblieben, er habe ein Zelt mitgeführt und sich die Gegend oft mit langen Gläsern angesehen; ob dieß aber in den vierziger oder fünfziger Jahren geschehen sei, das wußte der alte Mann nicht mehr zu sagen. Es kann sich hier nur um die Besuche von Vischer oder von Le Bas handeln, von denen der Erstere im Jahre 1853, der Andere einige Jahre früher Eira gesehen hat. Sonst scheint dieser Punkt seit der Zeit der französischen Expedition nur noch von Ernst Curtius im Jahre 1838 und wenige Jahre früher von Roß besucht worden zu sein.

Von dem arkadischen Kerngebirge des Lykaion schiebt sich ein im Mittel etwa 1000 Meter hoher Gebirgszug nach Westen vor, das Keraufion- und das Elaion-Gebirge der Alten, von denen nach E. Curtius das erstere dem heutigen Tetraži, das letztere dem Berge des heiligen Elias entsprechen würde. Man darf für die Beweisführung dieser Annahme nicht etwa an eine sprachliche Beziehung von Elaion zu Elias

denken, denn diesem alttestamentlichen Heiligen sind in Griechenland vorzugsweise alle hohen einzelnen Gipfel in Erinnerung an seine Himmelfahrt gewidmet. Eher möchte man einen Zusammenhang zwischen der Bezeichnung des Elaion und dem heutigen Namen der östlichen Spitze des Tetraži denken, welche da, wo eine tiefe geröllführende Wasserrunse sich fast senkrecht vom Gipfel nach dem Berge von Eira herabzieht, nach Angabe unseres alten Führers, die Oelzweig-Wache „Phylakteïka klad'eleäa" heißt. Vom Tetraži aus schiebt sich gegen Nord-Nord-West ein mächtiger Ausläufer gegen die Neda vor, die ihn mit zweien ihrer Quellarme umfaßt und so jene Situation eines dreiseitig von Wasser umrauschten, steil abfallenden und nur von einer Seite zugänglichen Bergrückens bildet, welche von den Alten für die Anlegung befestigter Plätze mit Vorliebe gewählt wurde.

Aber auch die zugänglichste, dem Tetraži zugewendete Seite des Berges von Eira erhebt sich immer noch an 100 Meter aus dem sie von jenem scheidenden Zwischenthal und erreicht hier die Höhe von nicht weniger als 866 Meter über dem Spiegel des Kyparissischen Meerbusens oder 212 Meter über der Neda an ihrem Fuße. Ueberragt von dem nackten Felsen des nahezu 1400 Meter erreichenden Tetraži, rings umstarrt von nicht viel niedrigeren schluchtenreichen Steilwänden, auf denen der winterliche Schnee einen beträchtlichen Theil des Jahres liegen bleibt, benachbart dem befreundeten Arkadien, durch das enge Neda-Thal in Verbindung mit den Stammesgenossen an der Küste, war dieser einsam aus dem Gebirgskessel aufsteigende Bergkegel mit seiner sich nordwestlich daran schließenden Plattform vorzugsweise geeignet, dem Reste der nach der Schlacht am „Großen Graben" geflohenen messenischen Bevölkerung mit ihren Heerden eine Zuflucht zu gewähren. Hier, wie Rhianos singt:

„Hier um die Schluchten herum des schneeig erglänzenden Berges,
Kämpften sie zwanzig und zwei zusammen der Winter und Ernten“

Hier, auf der jetzt dem heiligen Athanasios geweihten höchsten Kuppe des Berges, finden sich die zwar massenhaften, aber nach ihrer ursprünglichen Anlage schwer erkennbaren Trümmerreste der Akropolis von Eira.

Fast allseitig, besonders aber nach Norden zu, fällt der Berg in sehr steilen, hohen, aber schmalen, natürlichen Terrassen ab, die in geschickter Weise als Grundlage des Vertheidigungssystems benützt sind. Wo sie von Natur fehlen, wie namentlich auf der sanfteren Westabdachung nach dem Dorfe Stasimo zu, finden wir sie künstlich durch eine drei- ja vierfache Anlage von Ringmauer-Terrassen ersetzt. Der an der südöstlichen Mauer-Ecke erkennbare halbrunde Thurm auf dem höchsten Gipfelpunkte des Berges mochte wohl vorzugsweise als Auslug dienen.

Eine ziemlich geräumige antike Cisterne im Norden versorgte die Besatzung der Burg mit Wasser, von deren inneren Baulichkeiten sich bei einer gründlichen Aufräumung der Steinhaufen wohl noch manche Grundmauern nachweisen lassen würden.

160 Meter tiefer als die Burg schiebt sich von dem beschriebenen Akropolis-Felsen ein langgestreckter plattformartiger Vorsprung gegen die Neda vor. Auch er weist an seinem äußersten Ende einen befestigten Hügel auf, den eine durch viereckige und halbrunde Thürme verknüpfte, mit Thoren und Ausfallpförtchen versehene Ringmauer aus mäßig großen, aber sehr sorgfältig bearbeiteten und verlegten Quadern umschließt. Die convex gearbeitete Mittelfläche, die abgespitzte geradflächige Besäumung der Quadern, die Anlage der Thürme und Poternen weist auf verwandte Bauten der Stadt Messene hin, die dem Epameinondas mit Sicherheit zuge-

schrieben werden dürfen. Die Annahme früherer Reisenden, daß bei der Wiederbelebung Messeniens durch diesen großen Staatsmann auch der so günstig gelegene Festungsplatz von Eira Berücksichtigung fand und hier ein Neu-Eira gegründet wurde, verdient daher volle Glaubwürdigkeit. Mit Recht ist dabei auf die sehr verschiedene Güte der Ausführung des oberen Akropolis-Mauerwerkes und der unteren jetzt Aghía Paraskeví genannten Anlage hingewiesen worden. Während das erstere roh und flüchtig zu schnellem, vorläufigem Schutz aufgethürmt erscheint, weist die untere Ringmauer alle Vorzüge einer sorgfältigen, ruhig fortschreitenden, ja aufwändigen Bauausführung auf.

Einen noch treffenderen Beweis möchte wohl die von den früheren Besuchern unerwähnt gelassene Verschiedenheit des Baumaterials bei beiden Anlagen liefern; der dichte Kalkstein des Mittelmeer-Beckens steht in der Halbinsel Morea häufig auf einem röthlich gefärbten, mehr oder minder thonhaltigen, Kieselgestein an. Während auf dem Wege von Adritzena nach dem Apollon-Tempel von Bassai dem Wanderer sich das interessante Bild des geognostischen Durchschnittes durch diese beiden Formationen bietet, während der Tempel selbst und das ihn überragende Kotylion lediglich aus dem dichten Kalkstein besteht, weist der Berg von Eira ausschließlich das zu Tage stehende untere Kieselgestein auf. Und ausschließlich aus diesem an Ort und Stelle gebrochenen Material ist die Befestigung von Ober-Eira hergestellt; die Mauern und Thürme von Aghía Paraskeví aber bestehen aus grauem dichten Kalkstein, der nur von jenseits der Neda, mithin nicht während der Belagerung, herbeigeholt werden konnte. Nur eine einzige bauliche Anlage der unteren Burg, die durch die Massigkeit und Rohheit ihrer unregelmäßigen Mauerblöcke und durch deren rothe Farbe sogleich als von den anderen

Baulichkeiten verschieden in die Augen fällt, ist aus dem Gestein des Felsens auf dem sie steht, hergestellt, und scheint damit zu beweisen, daß bereits Aristomenes das untere Plateau in die Linie der Vertheidigung hineingezogen hatte. Um aber die Besatzung der unteren Burg, auch wenn der Feind die Neda besetzt hielt, mit Wasser zu versorgen, führte man von der Cisterne der Akropolis eine Thonröhrenleitung hinab, von der unser greiser Führer uns zu erzählen wußte, und welche die Gelehrten der französischen Expedition 1830 noch gesehen haben wollen, von der indessen heutzutage ebensowenig eine Spur zu finden war, wie von einem bei den französischen Kartographen mit „temple antique“ bezeichneten Bauwerke, wenngleich an der betreffenden Stelle eine wohlgeebnete Fläche geeignet als Platz für ein Heiligthum erscheinen mag.

Goldene Gerste umwogte, der nahen Ernte harrend, die grünberankten Mauern der unteren Burg, auf welche die Trümmer von Alt-Eira aus dichtem Gestrüpp von Ginster, Mastix und Arbutus herabblicken. So beschaffen ist heute die Stätte, an welcher sich, nach dem schnöden Verrath des arkadischen Königs Aristokrates in der Schlacht am „Großen Graben,“ der Rest der messenischen Bevölkerung noch elf Jahre lang gegen den übermächtigen spartanischen Feind vertheidigte. Von hier aus unternahm der kühne Andanier Aristomenes seine waghalsigen Beutezüge in das unterjochte Messenien, ja bis nach Sparta hinein, um welche sich, wie um seine wunderbare Herkunft, der Mythos gerankt hat, den der märchenfreudige Wanderer Pausanias in liebenswürdiger Breite erzählt. Aber trotz aller wunderbaren Rettungen des Helden von Eira aus Gefangenschaft und sicher scheinendem Tode war der Fall jener Veste von den Göttern beschlossen: das delphische Orakel hatte dem Aristomenes und seinem

Genossen, dem Seher Theokles, die doppelsinnigen Worte geweissagt:

„Trinket ein Tragos dereinst der Neda strudelndes Wasser,
Rett' ich Messene nicht mehr! Denn ihm naht das grause Verhängniß."

Tragos heißt der Bock, zugleich aber im messenischen Dialekt der wilde Feigenbaum. Die Messenier nun hatten sorgfältig alle Böcke eingesperrt, damit sie der Neda Wasser nicht trinken und dadurch das Verhängniß herbeiführen könnten; der pythische Gott aber hatte den Feigenbaum gemeint. Als Theokles, der Seher, einst bei einem Rundengang einen solchen erschaute, der nach unten gekrümmt, die Krone in die Fluthen der Neda tauchte, erkannte er den Sinn der Weissagung. Nur dem Aristomenes theilte er das Geschehene mit, und beide beschlossen gemeinsam, die Erfüllung des Göttersspruchs zu verheimlichen, Freiheit und Vaterland aber mit dem letzten Blutstropfen zu vertheidigen. Dann that Aristomenes das Palladion der Messener, die Tafeln, auf denen die Geheimnisse der großen Göttin geschrieben waren, in einen ehernen Krug, trug diesen Nachts auf Schleichwegen nach der Ithome und vergrub ihn daselbst.

Die Geschichte hat den Namen des Weibes nicht aufbewahrt, durch deren Ehebruch der Fall von Eira herbeigeführt ward; sonst würde er neben denen einer Helena und Klytaimnestra oder jener Rahab stehen, von der uns das Buch Josua berichtet:

Bei der Menge der nach Eira geflüchteten Messenier konnten nicht alle innerhalb der oberen Ringmauer wohnen, sondern ein Theil hatte sich auch auf den tiefer liegenden Hängen des Berges angesiedelt. Wie die Belagerten, so hatten auch die Belagerer ihr Heerdenvieh bei sich, und zwischen den nicht das Schwert führenden Hirten mochte sich wohl der friedliche Verkehr zweier Gegner bei Waffenstill-

stand gebildet haben. So hatte ein Hirt der Spartaner die Bekanntschaft eines messenischen Weibes gemacht, da jene Wasser zu schöpfen an die Neda hinabgestiegen war, und seit jenem Tage nahm ihn die Treulose in ihr Haus auf, sobald ihr Mann die Wache droben auf der Burg bezog. Daher kannte der Hirt den verborgenen Pfad, auf welchem die steilen Terrassen Eira's zu ersteigen waren. Und als nun einst Nachts eines jener furchtbaren Unwetter hereingebrochen war, von deren verheerender Gewalt nur derjenige eine Vorstellung haben kann, der sie selbst im Süden durchlebt hat, da verließen die Wachen, worunter auch der betrogene Gatte, ihre Posten, und der im Hause der Ungetreuen verborgene Verführer hörte, wie die ganze Veste unbewacht und schutzlos sei. Vorsichtig entschlüpfte er seinem Versteck und führte die spartanischen Kerntruppen, deren Nahen die Dunkelheit und der tosende Orkan begünstigte, mitten in die Veste hinein. Das wüthende Anschlagen der Hunde verrieth dem Aristomenes was geschehen; schleunig war ein Haufe gerüsteter Krieger versammelt, aber die undurchdringliche Finsterniß ließ weder dem Feinde noch dem Vertheidiger die Möglichkeit gegen den anderen vorzugehen. So standen sie bis zum Tagesdämmern, und dann begann jener grauenvolle Straßen- und Häuserkampf, der ununterbrochen drei Tage und drei Nächte bei dem Zucken der Blitze, dem Krachen des Donners und einem so furchtbaren Regengusse währte, daß die am Kampfe von den Dächern aus theilnehmenden Weiber von den Wasserfluthen zurückgetrieben wurden. Als Aristomenes am dritten Kampftag einsah, daß die Veste nicht mehr zu halten sei, die Götter ihren Fall beschlossen hatten, stellte er sich an die Spitze der Bravsten, nahm Greise, Weiber und Kinder in die Mitte und übergab die Nachhut seinem Schwiegersohne Gorgos. Dann machte er mit seinem Speere ein weithin

sichtbares Zeichen dem Feinde zu, und jener, den zähen Heldensinn des Gegners ehrend, öffnete seinen eisernen Ring, den Messeniern freien Abzug ins arkadische Land gewährend.

Aber die unwirthliche Bergnatur dieses nur in den Träumen der Dichter idyllischen Landes mochte den einstigen Bewohnern der Makaria, der gesegneten Ebene Messeniens, nicht zusagen, und bald nach dem Fall Eira's segelten die Heimathlosen nach den glücklichen Gefilden am Fuße des Aetna und brachten mit der Erinnerung an die alte Heimat auch ihren Namen „Messina“ mit hinüber.

Als wir von den Ruinen nach Kakoléthri hinabstiegen, um unser Mahl einzunehmen, dunkelte es bereits. Aus der kleinen Kirche flimmerten ein paar dünne Wachskerzen, und man bat uns, der Taufe eines jungen Bürgers von Eira beizuwohnen. Bald nach der Mahlzeit streckten wir uns auf unser hartes Lager, einen Teppich auf dem Fußboden im Hause des braven, blondbärtigen Wassilis.

Als wir mit dem nächsten Frühroth aus Kakoléthri hinausritten, sang die Wittwe nicht mehr ihr gestriges Trauerlied; sie stand mit einem Wasserkrug an der Neda, neben ihr ein schmucker junger Hirt.

Messene und die Ithome.

Freudig hört der Kronide ithomischer Muse
Gesänge,
Die ihm in reinem und freiem Ergusse
erklangen.
Eumelos.

Wer aus der rauhen unwirthlichen Natur Arkadiens und des nördlichen messenischen Berglandes, aus dem Chaos starrender Klippen, über die das dürstende Saumthier mit Mühe seinen Weg findet, nach steilem Abstieg in das ebene Land von Messenien gelangt, das für den von Eira her kommenden Wanderer etwa mit dem Dorfe Palaiochóri beginnt, der möchte sich plötzlich in eine ganz andere, mildere Breite versetzt glauben. Meilenweit folgen hier dem Laufe zahlreicher Rinnsale die vollblühenden Gebüsche des Oleanders, gemischt mit der schönen sanftblauen Blüthentraube des Vitex Agnuscastus. Daneben grünt auf wohlbewässertem Grund in üppiger Fülle der edle Weinstock, die Granate mit ihren fernher leuchtenden Purpurblumen, der krummgeästete Feigenbaum; Grenzen und Wege begleitet in undurchdringlicher Hecke der von Amerika über Indien eingewanderte Feigen-Cactus, der in der Hitze des Sommers Menschen und Vieh gleichwillkommene Labung in der süßlichen Frucht und dem fleischigen Stachelblatte bietet. Dazwischen breiten sich weite Gefilde bronzefarbenen Weizens und kurzrispiger hellgelber Gerste,

deren Korn eine südliche Sonne nach kurzem Lenzesleben schon zu Ende des Mai zu vielfältiger Frucht zeitigt. Je weiter wir nach Süden vordringen, desto reicher wird die Vegetation: bald schimmern uns die matt-silbergrünen Oelbäume entgegen, bald das dunkle Laub und die goldenen Früchte der Hesperiden; nähern wir uns Kalamáta, so nimmt uns bald ein nicht mehr endender Wald von Feigen- und Maulbeer-Bäumen auf; endlich um diese Stadt selbst und in ihren Gärten strecken stattliche Palmen ihre auf schwankem Schafte wiegenden Kronen in die ätherklare Luft, freilich nur als eine Zierde der Landschaft, denn die köstliche Dattel bedarf zu ihrer Reife doch noch einer heißeren Sonne als der griechischen.

Zur Zeit als im östlichen Grenzlande der ernste Lykurg sein strenges Gesetz gab, war jene untere messenische Ebene wohl schon eben so reich und gut gebaut wie heute; Makaria, „die Gesegnete", nannten sie die Alten. Der Segen dieses Bodens nährte eine friedliche und strebsame Bevölkerung, während in dem Nachbarlande Lakonien der Segen, den eine einfache, auf die Verachtung vergänglicher Glücksgüter hinzielende Erziehung über dieses Volk gebracht hatte, mit dem Gedenken an den edlen Gesetzgeber und dem Verfall der Sitten schwand. Da begannen neidische Augen von dem steinig-kahlen Felsrücken des Taygetos auf das glückliche Messenien herabzuschauen. Zu dem erwünschten Raubzuge fand man bald eine Veranlassung in den zufälligen Streitigkeiten, welche bei dem gemeinsamen Feste der Artemis Limnatis ausbrachen.

Etwa vier Stunden nordöstlich von Kalmáta in einem abgelegenen waldigen Gebirgsthale liegt eine kleine Capelle der heiligen Gottesmutter, der Panaghía Volimniótissa, in welcher nur selten ein einsamer Hirt sich bekreuzend ein stilles Gebet spricht. Wenige in diesen Mauern verbaute Trümmer

antiken Gebälkes, zuerst von Roß aufgefunden, darunter ein entscheidendes Inschriftbruchstück, geben davon Zeugniß, daß hier der Artemis-Tempel, hier der Ausgangspunkt jener unter dem Namen der messenischen Kriege bekannten spartanischen Raubzüge zu suchen ist, die ein gesegnetes Land zu verheeren und eine betriebsame Bevölkerung zur Auswanderung zu treiben bestimmt waren. Der Besitz der Veste Ithome war entscheidend für den Ausgang dieses Kampfes. Als im ersten Kriege die Messenier das offene Feld nicht mehr zu behaupten vermochten, zogen sie sich auf die steilen Terrassen und in die Schluchten Ithome's zurück, und erfochten hier im elften Jahre des Krieges durch die glückliche Taktik des Aristodemos einen entscheidenden Sieg. Noch neun Jahre lang hielten sie sich hier, während die reichen Ebenen dem Feinde zur Beute fielen, bis endlich der Mangel zur Uebergabe zwang. Die Veste wurde geschleift, die Bevölkerung zu Perioiken gemacht, die nun ihr früheres Besitzthum für den verhaßten Unterdrücker bestellen mußten.

Im zweiten messenischen Kriege richten sich die Blicke wesentlich auf Eira und den Helden Aristomenes, aber zweihundert Jahre später, in dem Heloten-Aufstande, welchen man als dritten messenischen Krieg bezeichnet, wurde wiederum Ithome der Kernpunkt der Vertheidigung. Hier hielt sich das aus messenischen und anderen Sklaven gebildete Heer der Aufständischen viele Jahre hindurch, bis die Lakonier nach dem Falle des bundesgenössischen Aigina, des langen Krieges müde und mit Athen zerfallen, ihnen freien Abzug mit Weib und Kind gewährten, und so der letzte Rest der ursprünglichen Bevölkerung theils nach Naupaktos, theils nach anderen Athen befreundeten Orten auswanderte.

Die Ithome ist die natürliche Veste des messenischen Landes, das eine der beiden Hörner, bei denen Philippos den

Stier Peloponnesos fassen sollte, um ihn zu bemeistern. Das andere ist Akrokorinth. Der breite Doppelberg der Ithome ist, von wo auch immer der Wanderer sich Messenien nähern mag, von weither dem Auge der landschaftliche Mittelpunkt. Ein vorspringender steiler Ausläufer des westlichen Gebirges der Kondovúnia, liegt sie gerade dem Bergkeile gegenüber, welchen die östlichen, arkadischen Grenzberge von Makriplághi in die Ebene der Embláfika entsenden, und beherrscht so zwischen der oberen stenyklarischen und der mittleren messenischen Ebene den Paß, durch welchen die klaren Fluthen des dunkeln Pamisos sich ihr schmales, aber tiefes, unbuschtes Bett gesucht haben. Steil, wie etwa der sächsische Königstein, übertrifft sie diesen weitaus an Höhe. Auf diesem Gipfel stand einst das Heiligthum des blutigen Zeus Ithomatas, der dem lykaiischen gleich Menschenopfer forderte. Die von Le Bas zuerst genauer untersuchten Fundamente dienen jetzt den Gebäuden des Filialklosters von Vurkáno zur Grundlage. Bei der kleinen düstern Capelle der Gottesmutter haust jetzt nur noch ein frommer Clausner, der Weib und Kind in Kalamáta zurücklassend, sich gänzlich gottseliger Betrachtung in dieser Einsamkeit hingegeben hat, und der uns freundlich umherführte und mit einem Glase trefflichen messenischen Landweines erquickte. Auf dem freien Platze östlich vom Tempel, wo nach E. Curtius' Ansicht die Spiele und Reigentänze der Ithomäen aufgeführt wurden, sah dieser 1850 noch eine Tenne der Mönche; jetzt war der Platz von Ginster und Nesseln überwuchert. Wenige Reste einer kyklopischen Mauer zeugen noch von der alten Befestigung dieses Gipfels zur Zeit der messenischen Kriege, alle anderen in Masse erhaltenen Festungsanlagen scheinen erst der Zeit des Epameinondas anzugehören. Der südliche niedrigere, ruinenlose Gipfel der Ithome, heute dem heiligen Basilios geweiht, trug

in alter Zeit vermuthlich ein bakchisches Heiligthum, an welches sein antiker Name Eua erinnert.

Seit der Niederwerfung des Heloten-Aufstandes blieb die Veste Ithome in Trümmern, bis mit dem Emporblühen Thebens der umsichtige Staatsmann Epameinondas, um ein Gegengewicht gegen die Macht Sparta's zu schaffen, die Messenier in die alte Heimath zurückrief und südwestlich der Burg eine neue umfangreiche Stadt — Messene — gründete.

Zuvor war nur der Gipfel der Ithome befestigt und auch wohl in Friedenszeiten mit einer kleinen Wachtmannschaft besetzt gewesen, von einer städtischen Ansiedelung aber ist vor der Zeit des Epameinondas hier nie die Rede. Jetzt wurde der Platz für eine ausgedehnte Stadt ins Auge gefaßt. Und in der That konnte man für den Ort, der gegen den plötzlichen Ueberfall eines nahen Feindes gesichert und doch in seiner Ausdehnung nicht zu beschränkt sein mußte, um im Falle der Noth auch die Bevölkerung des platten Landes aufzunehmen, eine günstigere Lage kaum finden als diese weite sanfte Mulde, welche sich zwischen die westlichen Abhänge der schützenden Ithome und des Eua und den westlich gelegenen Höhenzug von Psoriari hineingebettet; hier war von drei Seiten eine natürliche Schutzwehr und nach dem offenen Süden zu Raum sich zu entfalten; hier bot eine nie versiegende kühle Quelle reichliches und köstliches Wasser; auch für künstliche Brunnenanlage muß diese Thalsenke ein geeignetes Terrain gewesen sein; hier endlich war in dem gewachsenen Kieselgestein ein trefflicher hochliegender Baugrund; hier auf den höheren Gipfeln in dem weißgelben dichten Kalksteine, der über dem Kiesel ansteht, ein in großen Blöcken brechendes, unschwer zu bearbeitendes Material am Platze, welches zur Baustelle nur abwärts geführt zu werden brauchte, während die umliegenden Höhen, die Ausläufer des Aigaleon,

prächtiges Bauholz in Fülle lieferten. So wuchs die neue Stadt in überraschender Schnelle empor — die sagenhafte Ueberlieferung spricht von nur achtundfünfzig Tagen; eben so viele Monate würden schon eine überaus achtungswerthe Leistung voraussetzen lassen. Hätte die Geschichte uns nicht übermittelt, daß der argivische Feldherr Epiteles der Schöpfer des umfassenden Stadtplanes und der Leiter der Ausführung gewesen, so könnte dennoch bei dem Anblick dieser Anlagen kein Zweifel obwalten, daß hier nicht des Architekten, sondern des Festungs-Ingenieurs, des Soldaten Hand gewaltet hat. Ohne jede Rücksichtnahme auf Schönheit, auf künstlerische Wirkung, hat der Bauleitende hier vielmehr die weitestgehenden, die höchsten Anforderungen an die Technik der Ausführungen gestellt. Wer in unseren Tagen einen Begriff beispielsweise von der Schönheit und der lediglich in der Sauberkeit der Ausführung bestehenden Eleganz des Ziegel-Rohbaues erhalten will, der besuche nicht unsere neuen Kirchen oder monumentalen öffentlichen Gebäude, sondern die Casematten unserer Festungen!

Eine mächtige Ringmauer von etwa zwei Meter Stärke umschließt die ziemlich zwei deutsche Meilen im Umfang haltende Stadt. Sie folgt, ohne jede Rücksicht auf Regelmäßigkeit ihrer Winkel, noch der zwischen diesen liegenden Mauerlängen, lediglich der günstigsten Vertheidigungslinie des umliegenden Bergrückens, auf und ab den Wellen des Terrains sich anschmiegend. Wo für einen quadratischen, wo für einen runden Thurm ein günstiger Punkt war, da steht ein solcher, gleichviel, ob der nächste auf der einen Seite 30, der auf der anderen Seite 130 Meter entfernt ist. Diese Thürme, in drei innen abgesetzten Stockwerken aufgeführt, hatten eine Höhe von mehr als 10 Meter; Zugänge, Treppen, Schießscharten und Fenster sind bewundernswürdig disponirt. Von dem am besten erhaltenen auf der Nordseite wird die

eine Seite bald einstürzen, wenn nicht schleunig ein paar eiserne Anker eingelegt werden. Diese mächtige Ringmauer, nur da unterbrochen, wo die senkrechten Terrassen der Ithome schon für sich eine unersteigliche Schutzwehr bilden, läßt sich auf drei Seiten der Stadt schon auf das genaueste verfolgen. Wo der Zahn der Zeit eine Lücke hineingenagt hat, ist frisches Baumgrün emporgewuchert, so daß man, von außen kommend, vor einer wohlerhaltenen Stadt zu stehen meint. Nur auf der Südseite, der am leichtesten zu erstürmenden, bieten die Trümmer bisher keinen genügenden Anhalt zur Bestimmung der Stadtgrenze; nur durch eine Nachgrabung, die in Messene überhaupt wichtige Ausbeute versprechen würde, könnte sich hier Klarheit gewinnen lassen. Mit ziemlicher Bestimmtheit läßt sich wohl aussprechen, daß die in der Aufnahme der französischen Expedition punktirt angegebene Südgrenze nicht die wirkliche Festungsmauer gewesen sein kann. Vielleicht war die dem nördlichen Uferrande des zwischen Ithome und Eua fließenden Baches folgende Mauer ein Zwischenwerk, wie es der griechische Festungsbau liebt, um vor der Burg gegen den eingedrungenen Feind der Besatzung einen neuen Halt zu geben. Die eigentliche Außenmauer aber muß weiter südlich gelegen und die zweite Bergkuppe, den Eua, mit eingeschlossen haben, da, wie bereits andere Reisende bemerkt haben, es ein unverzeihlicher Fehler gewesen wäre, diese beherrschende Höhe dem Feind als eine bequeme und gefährliche Angriffsbasis zu überlassen.

Am besten erhalten ist die Nordseite mit dem arkadischen Thor. Dieses oft gezeichnete und beschriebene Thor ist ein doppeltes. Seinen nicht ganz fünf Meter breiten Eingang decken zwei quadratische Thürme. War der Feind durch dieses Thor stürmend eingebrochen, so fand er sich in einem etwa neunzehn Meter im Durchmesser haltenden kolossal starken Mauer-

ringe, von dessen breitem Umfange herab zahlreiche Vertheidiger ihn zu vernichten und das zweite dem Eingang gegenüber-liegende Thor zu decken im Stande waren. Die französische Aufnahme und alle späteren danach gezeichneten Darstellungen geben die Lage der Treppen an, auf denen der Vertheidiger von der Stadtseite aus den Mauerring bestieg. Ich konnte von diesen Anlagen durchaus keine Spur finden. Die Blöcke der unteren Schicht dieses Baues messen nahezu zwei Meter Länge bei fast einem Meter Höhe; darauf folgt ein niederes Plinthen-Glied, ohne jede Profilirung, hierauf die eigentliche Mauer von nicht ganz so großen Blöcken wie die untersten. Alle Blöcke sind auf das genaueste nach Loth und Wage trocken versetzt, die Stoßfugen wechseln regelmäßig, das einzige Ueberflüssige bei diesem Zweckmäßigkeitsbau sind die abge-spitzten breiten Säume der rustica-artigen Quadern an den Fugen.

Außer diesem wohlerhaltenen Dipylon finden sich noch mehrere, mehr oder minder deutlich erkennbare Thore; am klarsten ist das östliche erhalten, durch welches man von dem darunter gelegenen freundlichen Kloster Vurkáno aus das Stadtgebiet betritt. Es war durch drei starke Thürme, deren einer seitlich vorgeschoben ist, gegen den Feind geschützt. Neben den Thürmen finden sich häufig Poternen, kleine durch Ueber-kragung der Deckſteine geschlossene Ausfallpförtchen. Aus ihrer Lage hier in Messene, sowie an anderen von mir besuchten festen Plätzen, wie Eira, Phigaleia, Samikon geht hervor, daß es im hellenischen Festungsbau keineswegs als Grund-satz galt, die solche Eingänge deckenden Werke, Thürme oder Mauervorsprünge, immer auf der schildfreien rechten Seite des Angreifers anzulegen, wie es bei etruskischen Vertheidi-gungswerken meines Wissens stets durchgeführt ist.

Das hohe Interesse, welches die äußeren Befestigungen Messene's mit Recht erregen, vermögen die innerhalb der-

selben liegenden Reste der Stadt nicht zu beanspruchen. Vielleicht an keinem anderen Orte der Peloponnes liegen so zahlreiche Trümmer offen zu Tage; der Boden, soweit ihn das wuchernde Gestrüpp und die Rebenpflanzen nicht verbergen, ist übersäet mit Säulentrommeln, Architravstücken, Statuenbasen. Dennoch gewinnt hier die Phantasie auch mit Hülfe der Beschreibung des Pausanias keine Anhaltspunkte für den Wiederaufbau der ganzen Anlage, und erst eine umfassende Ausgrabung kann hier Licht schaffen. Der Unterbau eines Tempels mit breitem Vorplatze, vielleicht des Asklepieions, die Sitzstufenreste eines bescheidenen Theaters, das sich nach dem blitzenden messenischen Golfe zu öffnet, und die deutlich erkennbare Anlage des Stadions im Süden der Stadt sind das Einzige, was den Besuch lohnt. Die Architektur-Formen der Säulenhalle, welche das Stadion umgab, Capitelle und Gebälk haben der späten Zeit entsprechend nichts mehr von der Strenge und Schönheit der Formen Perikleischer Zeit; dagegen finden sich überall verstreut und verbaut zahlreiche Korinthische Capitelle mit einfacher Blattreihe von großer Schönheit und Eleganz der Form. Statuen-Bruchstücke, Inschriftsteine liegen noch in ziemlich großer Zahl zu Tage, weit mehr wird das herabgeflossene Erdreich noch bergen. Was an Inschriften vorhanden ist und neuerdings bei der Feldbestellung gefunden wird, sammelte der brave Schulmeister des Mitten in den Trümmern gelegenen Dörfchens Mavrommáti, Hr. Stavros Ikonomákis, mit dankenswerthem Eifer, soweit es in seinen Kräften steht. Bei diesem liebenswürdigen Manne, der uns auf unserer Wanderung durch die Ruinen ein treuer Begleiter war, fanden wir in den fast unerträglich heißen Mittagsstunden des ersten Juli-Tages eine kühle Raststätte und theilten mit ihm und seiner Familie das bescheidene Mittagsmahl, einige hartgesottene Eier und einen

aus unterwegs gepflückten grünen Zwiebelstengeln bereiteten Salat. Der einzige Raum, den die kleine Hütte bietet, dient zugleich als Schul-, Wohn- und Schlafzimmer. Freund Ikonomákis stammt aus der Maïna und war noch nicht lange am Orte. Die Maïnoten sind ihres starken Characters wegen berühmt. Als das Söhnchen, im Gegensatze zu dem älteren lieblichen Schwesterchen Evanthía, „Schönblümchen," sich durch Eigensinn und Unart den Fremden und auch den Eltern gegenüber hervorthat, sagte der Papa nicht ohne ein selbstzufriedenes Lächeln: „Maniatis ine!" „Er ist Maïnote!"

Messene hat nach dem Absterben des antiken Lebens keine geschichtliche Rolle mehr gespielt. Schon nach der Eroberung Griechenlands durch Mummius blieb die Ithome ohne Besatzung. Auch im Mittelalter spielte sich hier kein Ereigniß von Bedeutung ab.

Heute liegt außer dem erwähnten Mavrommáti, das seinen Namen „Schwarzäuglein" wohl von dem dunklen Eingang des Quellenhauses führt, welches sein Bestehen ermöglicht, nur noch das ärmliche Dörfchen Simissa im Stadtbezirke südlich vom Stadion. Hier ist nichts Bemerkenswerthes zu finden, während das Quellenhaus von Mavrommáti mir bei einer etwa erneuten Durchforschung der messenischen Ruinen ganz besondere Aufmerksamkeit zu verdienen scheint.

Soweit ich eindringen konnte, sieht man das Wasser von oben durch einen besteigbaren, fast mannshohen, mit Werkstücken verkleideten, schrägen Schacht herabkommen, der, wie ich muthmaße, mit der von Le Bas in der Nähe von Tempelresten auf halber Höhe der Ithome entdeckten Grotte im Zusammenhange stehen wird, in welcher E. Curtius nach Analogie des Quellenhauses der Peirene auf Akrokorinth die von Pausanias an dem Wege nach dem Gipfel erwähnte Klepsydra zu finden meint.

Kurz vor unserem Besuche Messene's war ein Inschrift-Stein gefunden worden, der sich auf ein „Agalma des Damophon" bezieht; die späte Form der Buchstaben beweist, daß es sich um eine Künstler-Inschrift des weit älteren berühmten Damophon, von dem mehrere Bildwerke in Messene herrührten, nicht handeln kann.

Die französische Expedition erwähnt noch am Südrande des Ithome-Gipfels das „soubassement d'un temple antique, sans doute celui des grandes déesses". Soll es sich hier um ein Heiligthum der Kybele handeln, so liefert vielleicht zur Bestätigung das etwa viertellebensgroße Relief-Bildniß dieser Göttin einen Beitrag, welches am Abhang der Ithome gefunden worden sein soll, und uns in dem außerhalb der Ringmauer im Osten des Berges herrlich gelegenen Kloster Vurkáno gezeigt wurde, nach Analogie anderer verwandter Bildwerke aber auch wohl eine Personification der Stadt Messene sein kann.

In diesem geräumigen Kloster, welches heut etwa ein Dutzend Mönche unter einem Abte vereinigt, fanden wir für die beiden Nächte, welche wir bei den Ruinen Messene's verlebten, eine überaus gastliche Aufnahme. Der Abt zwar war in Berufsgeschäften abwesend in Kalamáta, Bruder Prokopios aber, der auch schon einmal die wechselnde Würde eines Abtes von Vurkáno bekleidet hatte, erschloß uns als dessen Stellvertreter, trotz der fast nächtlichen Stunde unserer Ankunft, das mächtige Thor. Durch einen breiten Gang betraten wir den allseitig von Gebäuden umschlossenen oblongen Hof, aus dessen breiter Fläche sich in der Mitte die Kuppelkirche der Gottesmutter in schönen ruhigen Linien erhebt.

In kurzer Zeit war uns ein gutes Mahl bereitet, und der treffliche Feuerwein von Kalamáta, den der geistliche Herr so wenig wie wir verschmähte, löste die Zungen, so daß wir

trotz des zwölfstündigen Rittes der Nachtruhe fast vergaßen. Da erfuhren wir denn auch das Wissenswertheste über Kloster und Kirche. Ueber der Kuppel der letzteren erhebt sich ein stattliches eisernes Kreuz, zum Zeichen, daß Vurkáno zur Zahl jener bevorzugten griechischen Klöster gehört, die durch besonderes Wohlverhalten ihrer Insassen und, wohlverstanden auch durch eine nicht unbedeutende Ablösungssumme sich von der Botmäßigkeit und der allzeit zum Nehmen bereiten Hand der Provinzialbischöfe freigemacht haben, und unmittelbar unter dem Patriarchen von Byzanz stehen. Zum Zeichen dieser Unabhängigkeit richten sie ein eisernes Kreuz auf und heißen nach diesem Acte (von *σταυρὸς* und *πήγνυμι*) Stavropighien.

Bruder Prokopios holte uns die alten Patriarchiká Sigília, die Pergamente der byzantinischen Kirchenhäupter, welche dieses Vorrecht bestätigen. Sie reichen nicht bis zur Gründung des Klosters hinauf, die ältesten sind angeblich in einer Feuersbrunst untergegangen. Die mündliche Ueberlieferung der Mönche setzt die Gründung des Klosters in die Zeit des Kaisers Andronikos; welcher der Kaiser dieses Namens aber gemeint war, ließ sich nicht ermitteln. Daß der wüste Komnenische Andronikos der Stifter war, läßt sich kaum annehmen, also wird man einem der beiden Palaiologen die Anlage danken, deren Entstehung danach erst in das vierzehnte Jahrhundert fällt. Das älteste der vorhandenen Sigílien ist vom Patriarchen Jeremias gezeichnet und vom Jahre 7081 datirt, d. h., wenn man, je nach der einen oder anderen der griechischen Annahmen, von Erschaffung der Welt bis zur Geburt Christi 5501 oder 5508 Jahre rechnet, vom Jahre 1573 oder 1580.*)

*) Es mag dabei angedeutet werden, daß sehr häufig die Differenzen von sieben Jahren, die sich bei der Datirung byzantinischer Geschichte in neueren Schriftstellern finden, lediglich auf diese verschiedene Annahme sich gründen;

In diesem meines Wissens noch unedirten Manuscript des Patriarchen Jeremias ist der ältere Name des Klosters, Dorkáno, bewahrt; es heißt hier *μοναστήριον τοῦ Βουνοῦ τοῦ Δορκάνου ἐν τῇ πελοποννήσῳ ἀναμεταξὺ Χριστιανουπόλεως καὶ Ἀνδρούσης.*

Das zweitälteste Manuskript ist vom Patriarchen Jeremias von Berrhoia gezeichnet und, bereits nach christlicher Zeitrechnung, aus dem Jahre 1635 datirt. Hier heißt die Stiftung das Kloster *τῆς κορυφῆς τοῦ Βουρκάνου.* Die dritte Urkunde von 1769 und vom Patriarchen Theodosios macht ein Vulcano daraus, wie es auch in der letzten Bestätigungsurkunde von 1798 noch genannt wird. In diesem Jahre bestieg der unglückliche Gregorios, dessen festen Namenszug das Manuscript trägt, den bischöflichen Stuhl zu Byzanz. Es mag vergönnt sein, einen Augenblick bei diesem edelsten der Märtyrer für die neue griechische Freiheit zu verweilen, dessen äußere Erscheinung die Zeitgenossen mit jenem sanften und geistvollen Idealtypus vergleichen, der sich im Laufe der Jahrhunderte in der Kunst für die Gestalt und die Züge des Erlösers herausgebildet hat.

Gregorios war aus dem arkadischen Städtchen Dhimitzána gebürtig, einer Stadt in welcher, auch während der Jahrhunderte türkischer Herrschaft, unabläßig griechische Sprache und Literatur auf das eifrigste gepflegt wurden. Ihre Schule war eine Schwesteranstalt derer von Smyrna, und wie hier durch Hierotheos, so ward dort durch seinen Schüler Leonardus Agapios das Altgriechische Gegenstand des angelegentlichsten Studiums. Durch diese Beziehungen zwischen Dhimitzána und Smyrna ward Gregorios bereits 1784 als Metropolitan nach letzterer Stadt berufen, um 1798 den Stuhl

so hat der Abbé Migne, welcher neuerdings die Kirchenväter herausgab, durchgängig sieben Jahre weniger, als die gewöhnliche Zeitrechnung.

von Byzanz zu besteigen. Hier hat er auf das Segensreichste als gewandter Vermittler zwischen dem ihm freundlich gesinnten Sultan und seinen Landsleuten gewirkt und das Joch der letzteren oft und wesentlich erleichtert. Diese griechenfreundlichen Bestrebungen machten ihn jedoch, als es in Griechenland zu gähren begann, verdächtig. Zuerst 1800, dann 1808 nach Athos verbannt, gelang es ihm doch im Jahre 1819 wieder als Patriarch den Stuhl von Byzanz zurückzuerlangen. Als aber der Aufstand nun in hellen Flammen ausbrach, da glaubte der Sultan ein Exempel statuiren zu müssen. Am 23. April 1820 nach eben beendeter Ostermesse ward der unglückliche Bischof nach dem Phanar geschleppt und dort an der mittleren Thüre der Metropolitankirche ohne vorhergegangenes Verhör aufgehängt. Erst nach der Execution erschien ein kaiserlicher Offizier und verlas ein Fetwa des Inhaltes: „daß Gregorios aller Wahrscheinlichkeit nach geheimer Verschworner sei, daß die Pforte sich aus vielen Gründen seiner Theilnahme an der Verschwörung für überzeugt halte, und daß er aus der Peloponnes stamme, wo der Aufstand jetzt ausgebrochen sei.“ Dann erschien der Großwessier, ließ sich einen Schemel und eine Pfeife bringen und saß lange Zeit in Betrachtung des Leichnams versunken da. Drei Tage lang blieb letzterer von türkischen Weibern beschimpft am Pranger, dann übergab man ihn den Juden, die ihn unter dem Rufe: „So geht's den Rebellen gegen den Sultan,“ durch die Straßen ins Meer schleiften. Dem frommen Märtyrer aber war ein anderes Grab beschieden, als der Magen der hungrigen Fische. Ein „Wunder“ führte ein griechisches Fahrzeug herbei, dessen Insassen ihr geistliches Oberhaupt erkannten und dessen Reste nach Odessa in Sicherheit brachten. Dort wurde der Leichnam feierlich beigesetzt.

Als aber nach schwerem Kampfe die Sonne, die einst

dem Harmodios und Aristogeiton geleuchtet hatte, wieder über einem freien Hellas schien, da holte man die sterblichen Reste des Kanonisirten von Odessa in feierlichem Zug ein, und wer heute die seltsame kleine Kirche der Panaghía Gorgópika betritt, die neben dem neuen stattlichen Bau der Metropolis von Athen so winzig und bescheiden dasteht, daß man sie gar übersehen würde, wäre sie nicht auf das wunderlichste aus den zusammengewürfelten Resten antiker Tempel aufgerichtet, der wird stets eine andächtige Schaar frommer Beter, Namens Grigórios oder Grigorópoulos vor dem goldstrahlenden Katafalk versammelt finden, der die Reste dieses Edlen birgt. Solcher Art waren die Erinnerungen, welche in uns die letzte der vier Urkunden von Vurkáno wachrief; und als ich darauf in dem Zimmer des Abtes mein Lager aufgesucht hatte — ein für griechische Verhältnisse ungemein üppiges, denn statt des sonst üblichen einfachen Teppichs lag hier an der Erde eine wirkliche Seegras-Matratze, ein Kissen und zwei Decken — da fiel mir ein anderer feierlicher Zug ein, der hier unter diesen Felshöhen vor zwei Jahrtausenden die sterbliche Hülle eines anderen hellenischen Freiheitskämpfers aus der Fremde in die Heimath zurückführte, der Zug der Messenier, die ihres vor dreihundert Jahren fern von der Heimath gestorbenen Helden Aristomenes Gebeine aus der meerumrauschten Rhodos in den Bezirk der neu zu gründenden Stadt Messene überführten, daß sie der Stätte Segen und Wachsthum bringen, Kindern und Kindeskindern eine Mahnung sein sollten, wie die Väter ihr Leben eingesetzt hatten für das höchste Gut der alten Welt, die bürgerliche Freiheit.

Noch andere Schätze des Klosters zeigte man uns am Morgen unserer Abreise: kleine Vasen und Bronzen ohne Bedeutung und eine sehr große Masse antiker Münzen, welche durchzusehen die Zeit mangelte Mein griechischer Begleiter,

der Conservator der peloponnesischen Alterthümer, beglückte die Mönche durch das Versprechen, aus den Fonds des Cultusministeriums dem Kloster einige Glasschränke zur Aufstellung ihrer antiken Schätze überweisen zu wollen.

Vor dem Abschied statteten wir der Kirche unseren schuldigen Besuch ab, die einen dem schönen Aeußeren entsprechenden ruhig harmonischen Charakter im Innern trägt. Meine griechischen Freunde verrichteten ihre Andacht; ich hatte inzwischen Muße, die zahlreichen Bilder zu besehen. Die byzantinischen in stumpfen Tönen gehaltenen Figuren der Kuppelbemalung haben durch die Türken stark gelitten, deren besondere Kurzweil es war, nach den Köpfen der verhaßten Heiligenbilder zu schießen; sie haben gut gezielt, denn der Mehrzahl der Bilder fehlen die Augen. Auf dem Tische für die Liebesgaben legten wir schweigend einige kleine Spenden nieder, dann wurden die Rößlein vorgeführt, und wir ritten mit herzlichem Dank an unsere lieben Wirthe durch den Gang ins Freie. Draußen an der kleinen Pforte der Westfront, wo wir passiren mußten, hatte sich die ganze Schaar der Mönche aufgestellt. Unser ehrerbietiger Abschiedsgruß wurde durch ein freundliches, gemessenes Kopfwiegen und leises Handwinken erwiedert. Dann, als wir vorüber waren, setzten sie sich in Bewegung, Bruder Prokopios voran, und gaben uns wohl noch an tausend Schritte weit das Geleite. Auf einer kleinen Plattform zwischen Oliven und Cypressen hielt und gruppirte sich der Zug; wir wändten die Pferde noch einmal und winkten mit den Hüten zum Abschiede. Droben die Schaar hob segnend die Hände gegen uns — ein unbeschreiblich schöner unvergeßlicher Anblick. Die Mehrzahl stand auf der Höhe des Greisenalters: über den faltigen, langen, schwarzen Talar wallte schlehweißes Haar tief in den Nacken, und von dem braunen gefurchten Antlitze floß der

schneeige Bart bis zu dem breiten violetten Gürtel hinab. Lange noch standen sie droben, von dem Golde der Morgensonne umglänzt, die, unlängst den Fluthen des aigeischen Meeres entstiegen, eben über den Zackengipfeln des Taygetos erschien. Dann wandten sie sich, und langsam schritten sie zurück, in Mastix- und Myrthengebüsch den Blicken entschwindend. —

In der Makeria.

„Ein Land
Voll schöner Frucht von tausend Bächen überströmt,
Für Rind und Schafe giebt es reiche Weideflur,
Nicht wird's im Winter durch der Stürme Frost geplagt,
Noch glüht es unter all zu strengem Sonnenblick.“

Euripides.

Vom Kloster Vurkáno führt ein nicht zu steiler noch beschwerlicher Reitweg binnen weniger als einer Stunde in südöstlicher Richtung in das Thal des Pámisos hinab. Auf halber Höhe theilt er sich, und wer Kalamáta, die heutige Hauptstadt Messeniens, zum Ziele hat, läßt den zur Rechten nach Lési führenden Weg liegen und wendet sich scharf links auf dem steileren Wege dem Flusse zu. Der Blick von diesen Höhen hinab gehört zu den landschaftlich schönsten der Peloponnesos. Kaum an irgend einer anderen Stelle dieser an Naturschönheit so überreichen Halbinsel empfindet man wahrer und voller den Zauber der Widmung, mit welcher Faust der gewonnenen Helena dies Land zu Füßen legt.

Wie gewinnen die in dichterischem Hellsehen empfundenen Worte des Meisters, der Griechenland nie sah, volles Leben für den, der durch dies zerklüftete Gestein hindurch zwischen Arbutus und blühendem Myrthengesträuch in die Gefilde Messeniens hinabsteigt! Zu unseren Füßen breitet sich die fruchtbarste aller griechischen Ebenen aus; Makaria, „die Gesegnete“, nannten sie die Alten. Gemahnt auch die unvollkom-

mene Art der Bestellung noch daran, daß das Land, auf das wir blicken, noch nicht völlig wieder in die Reihe der Culturstaaten eingetreten ist, so ersetzt eine Fruchtbarkeit des Bodens, die derjenigen der terra di lavoro ebenbürtig ist, das, was der Unverstand der Bewohner versäumt. Goldene Gersten- und Weizenfelder, eingerahmt durch die undurchdringlichen Hecken des Feigencactus, sonnige Weingärten breiten sich zu beiden Seiten des grün umbuschten Flusses aus, dessen schwarze, nicht breite, aber tiefe Gewässer, von nie versiegenden Quellen gespeist, die Landschaft wie ein dunkles Band durchziehen, und allmählich heller und glänzender werdend, sich mit der zitternden Spiegelfläche des Meeres vereinigen. Jenseits steigt in schroffen Linien von unbeschreiblicher Großartigkeit die kahle Steinwand des Taygetos auf. Blendender Schnee bedeckt zwei Dritttheile des Jahres hindurch seine fünf Zackenhäupter, die ihm in byzantinischer Zeit den Namen des Pendedháktylon, des „Fünffingers", eingetragen haben. In seine tief eingeschnittenen Schluchten hinauf, in denen die Schneewässer herabschäumen, steigt das Grün der Platane, des Oleanders und der Stecheiche, deren zarten Sprossen die genäschige Ziege mit Vorliebe nachklettert. Bis zum Cap Matapan hinab, der östlichen Südspitze Europas, folgt das Auge dieser Bergkette, die den blitzenden messenischen Golf im Osten umrahmt. Von diesen Höhen schaute einst Leto herab, von ihnen spähte Lynkeus, „der zum Taygetos ging; im Verlaß auf die hurtigen Füße stieg er den Gipfel hinan, durchschauend des Tantaliden Pelops Land".

Im Westen aber schwimmt in feinen duftigen Tönen über der Kimmung des Seespiegels die messenische Halbinsel, überragt von der weithin sichtbaren, dem Pentelikon gleichenden Pyramide des Lykódhimoberges. Zahlreiche Segel durchziehen die glänzende Fluth; denn jene Stadt, deren

helle Dächer, inmitten winkender Palmen, wir über den Wald von Feigen- und Maulbeerbäumen hinweg von fern her schimmern sehen, ist Kalamáta, einer der Hauptplätze für den griechischen Handel.

Eine Stunde etwa nach unserem Abritte vom Kloster Vurkáno gelangen wir an den Pámisos, heut die Pirnátza genannt, der hier in breiterem Bette zwischen Oleander- und Agnuscastusgebüschen dahinfließt, und an einem heißen Sommertage wie der heutige sich bequem durchreiten läßt. Dann geht es in der Mitte zwischen den Dörfern Básta und Gljáta hindurch zwischen einzelnen Oelbäumen auf einen kahlen, sandigen Hügelzug zu, hinter welchem das ansehnliche Dorf Areochóri, d. h. „Mannheim", mit dem daran anschließenden Nebenorte Vrakát-Aga verborgen liegt. Die große französische Karte, die auf unserem Ritte unsern einzigen und fast immer zuverlässigen Führer bildete, bezeichnet das genannte große Dorf, das auf der Kiepert'schen Karte gänzlich fehlt, mit dem Namen Gaïdurochóri, d. h. „Eselsheim", und nach einem solchen Orte fragten wir denn auch des Weges daherkommende Wanderer, die uns mit einem eigenthümlichen Lächeln bestätigten, daß wir auf der richtigen Fährte seien. Nur ein jüngerer Mann dicht vor der nun vor unseren Blicken auftauchenden Ortschaft machte auf unsere Frage ein finsteres Gesicht und belehrte uns in zornigem Tone, daß dies Dorf nicht Gaïdurochóri, sondern Areochóri heiße, denn seine Einwohner, zu denen auch er gehöre, seien keine Esel, sondern Männer. Der Name war, wie wir später erfuhren, den guten Eselsheimern zu despectirlich gewesen, und mit Allerhöchster Genehmigung hatten sie denselben vor etwa ein Dutzend Jahren mit dem wohlanständigeren vertauscht.

In Mannheim galt es nun, etwas für den hungrigen Magen aufzutreiben; denn so gut die Verpflegung im Kloster

gewesen war, so hatte man doch nicht daran gedacht, uns eine Wegzehrung mitzugeben, und wie dies überall in Griechenland üblich, hatten wir zu dem kleinen Schälchen Frühkaffee nicht das geringste Zubrod erhalten. So hielten wir denn hungernd und dürstend vor einem stattlichen zweigeschossigen Hause mit freundlichen grünen Sommerläden und warteten auf unsere Pferdeknechte, die in dem einzigen kleinen „Magasí" des Ortes Brod und Eier, ja wenn möglich ein Huhn kaufen sollten. Einige alte Weiber von abschreckender Häßlichkeit hatte der fremdartige Anblick fränkisch gekleideter Reiter herbeigelockt. Sie knüpften ein Gespräch mit uns an und gaben wenig Hoffnung, daß unsere Leute für Geld etwas finden würden, weil hier ein Jeder selbst ernte, was er brauche, und auch nur so viel Vieh habe, wie ihm gerade nöthig. Da öffnete sich über uns eines der grünen Fenster, und ein scharlachener Fez mit langer goldener Quaste erschien, unter dem die reichsten braunen Flechten einen anmuthigen Frauenkopf umrahmten. Eine wohlklingende freundliche Stimme nöthigte uns zum Absteigen und Eintreten. Hinter dem ersten erschien ein zweiter noch jugendlicher Kopf, dessen zartes Weiß auf das reizendste von einer üppigen blauschwarzen Lockenwolke gehoben wurde; und hätte es noch einer weiteren Einladung für gutgelaunte Reitersleute bedurft, so hätte uns wohl der liebenswürdige Kinderblick aus diesen schwarzen feuchtschimmerden Augen jede Weigerung abgeschnitten, Augen, wie sie nur ein Richter und Gentz ihren südlichen Schönheiten zu verleihen mögen.

Der Anblick einer schönen Frau ist im Innern Griechenlands etwas so außerordentlich Seltenes, daß er jedesmal überraschend wirkt. Die Frau wird sehr früh reif und ist oft von dreizehn bis vierzehn Jahren bereits Mutter. Die Aeußerungen mütterlicher Liebe sind wohl bei allen Völkern

und unter allen Zonen gleich schön und liebenswürdig, zärtlicher aber und naiv rührender, als bei diesem halben Naturvolke, kann man sie nicht wohl denken. Die Mutter nährt ihr Kind oft bis in das fünfte und sechste Jahr und daher oft mehrere gleichzeitig. Da die naive Anschauung hierin nur eine natürliche süße Pflicht sieht, deren Erfüllung dem Auge des Fremden keineswegs zu verbergen ist, so genießt man hier mehr als irgendwo des lieblichen Bildes intimsten Familienglückes. Aber die Frau altert dabei schnell, und die harte Arbeit auf dem Felde und am Webstuhle giebt ihren Zügen bald etwas Herbes, ihre Formen werden grob und eckig, der Gang schleppend, was gegen die elastische, königliche Haltung der Männer auch der niedrigsten Classe auffallend absticht. Wer die Frauen Griechenlands nur nach einem Aufenthalte in Athen beurtheilen wollte, würde sehr fehl gehen. Dort freilich, am Strande des Phaleron, lustwandelt um die kühlere Abendzeit nach dem erfrischenden Wellenbade eine reiche Schaar schöner Frauengestalten. Hört man hier die Namen Penelope, Helena, Aspasia rufen, so wird man nicht enttäuscht, wenn man nach dem Antlitz der Trägerinnen solcher Namen forscht. Gleichen sie mit dem dunkel umrahmten, feinen Oval des Gesichts, der leicht gebogenen Nase, den vollen Lippen und großen glänzenden Augen auch nicht dem attischen Bildhauerideale der classischen Zeit, so dürfen sie sich doch italienischen Schönheiten getrost an die Seite stellen und haben vor diesen den Vorzug der Haltung und die Wohlgeformtheit des Fußes voraus, eines Fußes, den — ich weiß keine Uebersetzung — die Franzosen un pied bien cambré nennen. Aber diese Damen gehören der einem behaglichen Nichtsthun lebenden Geld- und Geburtsaristokratie an, oder der hier nur spärlich vertretenen Classe der Lilien auf dem Felde, die nicht säen noch ernten, und

die der Vater im Himmel doch kleidet und nährt, meist von den Inseln oder aus Kleinasien eingewanderte Schönheiten, die in der Hauptstadt ihr Glück zu machen gedachten und ein klägliches Ende in den Matrosenkneipen am Peiraieus nehmen, auf denen in weithin sichtbaren Lettern die Inschrift: „Synoikia Aphrodites“ prangt.

Wir hatten nicht lange Zeit, unserem angenehmen Erstaunen über die seltene Erscheinung Ausdruck zu geben, denn schon öffnete sich die Thür und ein stattlicher Vierziger in fränkischer Kleidung hieß uns in seinem Hause willkommen. Dieser glückliche Besitzer einer schönen Gemahlin und schöneren Schwägerin war hier auf eine weite Strecke im Umkreise der einzige und daher vielbeschäftigte Arzt und Apotheker. Bald ergab sich, daß er und der Eine meiner zwei Reisegefährten zu gleicher Zeit ihre medicinischen Studien in Athen gemacht hatten und dem Namen nach einander bekannt waren. Die junge Frau war ernstlich leidend, und kein Berufsgenosse von Bedeutung in der Umgegend vorhanden, mit dem der Gatte den Krankheitsfall besprechen konnte; so war die unerwartete Ankunft eines Arztes, der noch dazu auch ausländische Universitäten besucht hatte, hoch willkommen. Die Collegen zogen sich mit der Patientin zu einer langen Berathung zurück, während wir andern mit der jungen Schönheit und den Kindern allein blieben. Kostbarer Mokkatrank, allerhand süße Naschwaaren und Fruchtgelées erfrischten die vertrockneten Gaumen, während die junge Dame gerechte Klagen über die Einsamkeit ihres Wohnsitzes nicht verhehlte, und die zutraulichen, aufgeweckten Knaben, Gymnasiasten in Kalamáta, welche die süße Ferienzeit zu Hause verlebten, ihre achtungswerthen Kenntnisse in altgriechischer Literatur leuchten ließen.

Indessen war unser Tagesziel, Kalamáta, die vermeintliche Stätte des homerischen Pherai, mit dem Umwege über

Thuria noch vier Wegstunden entfernt, und für die Besichtigung der Ruinen mußten doch mindestens drei bis vier Stunden in Anschlag gebracht werden. So schieden wir bald mit herzlichem Danke gegen unsere lieben Gastfreunde, die uns noch lange winkend und grüßend nachschauten.

Eine Viertelstunde östlich von Areochóri strömt der Fluß von Pídhima, der Aris der Alten, der unfern von hier bei den Ruinen zweier Frankenburgen entspringend nach kurzem Laufe seine frischen Fluthen mit denen des Pámisos vereinigt. Eine Holzbrücke führt uns hinüber, neben der ein zwischen alten schattigen Oelbäumen gelegenes Chani den Wanderer mit Wein und Brod, mit Käse und Früchten versorgt, und nun nimmt uns der bis Kalamáta nicht mehr endende Feigen- und Maulbeerwald auf. Hier am Aris lag in der Zeit der römischen Herrschaft die Unterstadt von Thuria. Hochragende, reich und malerisch begrünte Backsteinruinen eines Patrizierhauses mit recht wohl erhaltenen Badeanlagen zeugen von der einstigen Blüthe der Stadt. Wie fast alle in der Ebene belegenen Ziegelbauten werden sie vom Volke Lutrá, „die Bäder“, genannt. Verschiedene Gemächer, mit Tonnen- oder mit Kreuzgewölben überspannt, stehen durch rundbogige Thüren oder Thore in Verbindung. Von sehr eigenthümlichem Formate sind die Ziegel dieser Gewölbe, denn bei nur 3,5 bis 4 Centimeter Stärke und etwa 30 Centimeter Breite haben sie eine Länge von nicht weniger als 56 bis 59 Centimeter, mehr als die doppelte unserer heutigen Mauersteine. Trotz dieser Länge ist aber durch die Knappheit der Fugen an der inneren Leibung des Gewölbes Letzteres in sehr guter Technik ohne alle Zwicksteine ausgeführt. Ein besonderes Interesse können die Reste der Unterstadt nicht beanspruchen, und so wandten wir uns bald der oberen Altstadt zu, deren Mauern aus geringer Entfernung uns über dem Dörfchen

Veísaga entgegenschimmerten. Man passirt dieses am Abhange gelegene Dorf und reitet dann zur Linken am Rande des Felsens auf steilem und steinigem Pfade aufwärts. Ein türkischer Brunnen, dessen Bleirohrmündung nach dem Gebrauch sorgfältig wieder mit einem Lappenbündel verstopft wird, spendet einen Trunk von kostbarer Frische und Klarheit. Um die Ecke biegend befindet man sich dann plötzlich, in halber Höhe des Felsens, auf einer kleinen Plattform, wo aus dem freundlichen Grün uralter Eichen, Platanen und Oelbäume die seltsam gebaute Kapelle der heiligen Gottesmutter hervorschaut. Hier machten wir Rast und gönnten auch unsern Pferden Ruhe und volle Freiheit, auf dem schattigen, begrünten Plane nach Herzenslust zu grasen. Wir selbst, um die Stätte möglichst nach allen Seiten hin kennen zu lernen, theilten uns. Dem Arzte fiel die praktische Aufgabe zu, an einem prasselnden Feuer aus trocknen Zweigen die in Areochóri erstandenen Eier zu rösten; der Archäolog vertiefte sich in eine lange antike Inschrift, die er in einem Winkel der Kapelle entdeckt hatte und ich erstieg vollends die rund zweihundert Meter über dem Meere liegende Burghöhe, um die spärlichen Reste der Altstadt aufzusuchen. Eine Nachgrabung würde hier wohl noch die ganze Anlage im Allgemeinen erkennen lassen, aber Weinpflanzungen und Getreide verdecken jetzt das Meiste. Die Ringmauer, anscheinend nicht sehr früher Technik, von besäumten Quadern, läßt sich meistens verfolgen, die Spuren zweier dorischer Tempel, eine geräumige Cisterne und wenige Fundamentreste unter den zerfallenden Hütten von Paläókastron, das war Alles, was über der Erde zu entdecken war. Le Bas hat diese Ruinen in seinem Itinéraire wiedergegeben; das von ihm erwähnte Theater konnte ich an der auf seinem Plane bezeichneten Stelle nicht entdecken. Mehrmals glaubte ich mich in einem solchen zu be-

finden, erkannte aber dann, daß die sich immer wiederholende ringförmige Terrassenbildung des Felsens diese Täuschung verursachte. Mehr als über der Erde scheint mir aber hier unter derselben zu liegen. Häufig trifft man auf die kreisrunden Mundlöcher von senkrechten und schrägen Schachten, die ersichtlich zu Gewölbeanlagen derselben Art gehören werden, wie das bekannte Schatzhaus des Atreus zu Mykenä oder das sogenannte Gefängniß des Sokrates bei Athen. Ein in einen dieser Schachte geworfener Stein schlug erst nach geraumer Zeit unten auf. Hier würde gewiß eine in wenigen Tagen zu bewerkstelligende Aufräumung interessante Ergebnisse liefern.

Im Südosten wird der Burgfelsen von einem tiefen Trockenflusse begrenzt, hinter dem in großartiger Wildheit der nackte Felsen wieder jäh in die Höhe steigt. Ueber diese Schlucht hinweg blickt man auf die Höhen von Gardhiki, dessen Bewohner die Felder von Thuria bewirthschaften. Sie finden dabei zahlreiche antike Münzen. Mein archäologischer Freund war, als ich wieder hinabkam, gerade bei dem Abschlusse eines Münzkaufes von mehr als hundert Exemplaren, die ein Hirt herbeibrachte, beschäftigt. Das bescheidene Mahl stärkte zur Weiterreise, doch mußte zuvor auch die byzantinische Zeit noch ihr Recht erhalten und der seltsame Bau der Kapelle besichtigt werden. Bei dem Eintritte in dieselbe bot sich mir ein unfreundlich befremdlicher Anblick. In einer geräumigen Wandnische zur Linken des Einganges grinsten dem Eintretenden die hohlen Augen mehrerer über einander geschichteter Reihen von grauen und weißen Todtenschädeln entgegen. Die Kapelle der Panaghía dient zugleich als Beinhaus. Die Bestattung der Todten geschieht in Griechenland in einer für unser Gefühl in höchstem Grade abstoßenden Weise. Unerfreulich ist schon der Anblick des Leichenbegäng-

nisses: der Verstorbene wird binnen vierundzwanzig Stunden nach dem Ableben in offenem Sarge zur Gruft getragen, dort nimmt man ihn heraus und übergiebt ihn ohne andere Hülle als das Sterbekleid der Mutter Erde. Das Grab ist so flach, daß der Todte kaum vor den wüthenden Hauern der Schweine sicher liegt. Der Todtengräber in Hamlet behauptet, ein Körper brauche, um Erde zu werden acht Jahre, der eines Lohgerbers gar neun. Die Neugriechen gönnen aber ihren Verstorbenen nur drei Jahre Ruhe. Dann wird, was noch von der irdischen Hülle des Verblichenen vorhanden ist, der Erde wieder entrissen, die Knochen werden gereinigt, mit warmem Wein gewaschen, beräuchert, geweiht, und nun in die allgemeine Grube oder das Beinhaus gebracht. Dieser häßliche Brauch wird sich zweifellos noch viele Geschlechter hindurch erhalten, denn in ihm findet die Priesterschaft einen höchst einträglichen Erwerbszweig. Es gilt nämlich als eine unumstößlich feststehende Wahrheit, daß die Seele, deren Hülle nach Ablauf dreier Jahre nicht völlig von dem Zahne der Zeit zerstört angetroffen wird, noch keine Aufnahme im Jenseits, keine Rast noch Ruhe gefunden hat, sondern als Vrykólakas, als Vampyr, umherirrt und die Verwandten nach sich in den Tod zieht. „Es war ein großer Sünder," sagen dann die Priester, „denn ein Guter verwest unfehlbar in drei Sommern; Gott hat ihn noch nach seinem Tode gezeichnet." Und nun gilt es für den armen Sünder zu beten, Lichtlein oder Wachs, Zeugstoffe oder Geld zu opfern, damit seine Seele Ruhe und die Ueberlebenden Schonung vor seinem Vampyrathem finden. Ein wie reichlicher Strom des Gewinnes für die Priesterschaft aus diesem Brauche fließt, läßt sich ohne das Mittel statistischer Unterlagen gar nicht berechnen; ahnen aber läßt es sich, denn die ergiebigen Quellen dieses Stromes heißen Liebe und Todesfurcht.

Und dieser Brauch wirkt auch auf den äußeren, landschaftlichen Charakter der griechischen Ortschaften nicht unerheblich ein, in welchem wir ungern einen, wenn gleich wehmüthigen, so doch ansprechenden Zug vermissen. Was in unserer Heimath und andern Ländern dem Dorf und der Stadt einen ganz besonderen ernsten Reiz verleiht, der busch- und blumengeschmückte Friedhof, in Italien meistens die schönste, mit unendlicher Liebe gepflegte, vom Reisenden nie unbesucht zu lassende Stätte, das mangelt den griechischen Ortschaften gänzlich. Ein paar in die Erde gesteckte Holzpfählchen bezeichnen dem Hinterbliebenen den Fleck, wo binnen kurzer Frist die grausame Schaufel wieder einzusetzen hat, und wenn dann diese zum zweiten Male ihr Werk vollendet hat, dann bleibt ihm keine einsame Stätte mehr, auf der er einen Kranz niederlegen kann.

Wie so ganz anders war das im Alterthume! Wer ist durch die lange, breite Gräberstraße Pompejis gewandelt, wenn die Strahlen der Abendsonne Berge, Luft und Meer in Purpur wandelten, ohne den tiefen Zauber eines antiken Friedhofes zu empfinden? Wer war noch so viel glücklicher, vor den Thoren Athens bei der einsamen kleinen Kapelle der heiligen Dreieinigkeit an eines jener Denkmale der Liebe heranzutreten, aus deren schlichten Gestalten eine solche Fülle von Innigkeit zu uns spricht, daß wir an den Ruhestätten lieber Freunde zu weilen meinen. Hat er es nicht gefühlt, daß das ein großes und auch gutes Volk gewesen, das seinen Todten solche Denkmale setzte? Das Volk, welches sich Erbe und Nachkomme jener Abgeschiedenen nennt, wirft seiner Eltern Schädel mit hundert andern in die nämliche Grube.

Man hat in Griechenland Muße, solchen Gedanken nachzuhängen. Die Pfade sind schmal, man reitet hinter einander, ohne viel zu reden. Das Beinhaus bei Thuria hatte so viel

Stoff zu Betrachtungen gegeben, daß ich wenig des Weges achtete, den wir auf unserer eigenen Fährte zurückritten, bis uns das stattliche Dorf Frutsala aufnahm. Von hier bis Kalamáta ist man zu beiden Seiten von zahlreichen Ortschaften umgeben, ein Zeichen der Fruchtbarkeit des Bodens. Die meisten tragen türkische Namen, an denen die messenische Ebene überhaupt am reichsten ist. Auch in türkischer Zeit verstand man sehr wohl, den Werth der fruchtbaren Makaria zu schätzen, deren reichster Strich mit sechsunddreißig Ortschaften eine Domäne des großherrlichen Hauses bildete. Zur Rechten sieht man das in raschem Aufblühen begriffene Städtchen Nissi, dessen Namen bald verschwinden wird, denn die Griechen haben es in dem allgemeinen Hange, alles zu antikisiren, Neu-Messene getauft. Was aber hier ganz besonders auffällt und wohlthut, das sind die schlanken Kirchthürme, die über die Dächer und Gärten der Dörfchen hinausragen, ein im Innern Griechenlands sonst völlig entbehrter Anblick. Die Häuser und Hüttchen eines solchen Peloponnesdorfes liegen und hängen auf den Berglehnen wie eine zerstreute Heerde ohne Hirten. Der Mittelpunkt fehlt, der „Finger, der nach dem Himmel weist", der die Bewohner einer Ortschaft als eine zusammengehörige Gemeinde kennzeichnet. In Südmessenien aber sind die Venetianer lange Zeit die Herren gewesen und haben mit dem abendländischen lateinischen Gottesdienste auch den Brauch der Glockenthürme aus dem Westen mit hinübergebracht.

Der Weg, nunmehr nicht mehr schmal, sondern einer breiten Trift gleichend, auf der man auch neben einander reiten kann, führt unmittelbar am Fuße des Taygetoshanges entlang, die rechts bleibende messenische Ebene begrenzend. Erst ziemlich dicht vor Kalamáta, wo die Hauptlinie des Gebirges etwas nach Osten sich einbiegt, wird auf einer Anhöhe das Dorf

Ghiánitza sichtbar, über ihm aber auf einer steileren Bergkuppe erscheinen nicht unbeträchtliche antike Mauer- und Thurmreste. Wir sind auf einer klassischen Stätte, bei deren Namen theure und unverlöschliche Erinnerungen an eine glückliche Jugendzeit wach werden, der Zeit, da uns zuerst das Lied des Sängers aller Sänger mit seinem Zauber umwob, jenem Zauber, der mit den Jahren nur immer stärker und voller und tiefer wird. Vom Meere herauf weht ein leiser blüthenduftiger Hauch durch die gluthzitternde Luft; kaum merklich regt er die Kronen des Feigen- und Oelbaumhaines. In feiner Duftlasur verschmilzt Nähe und Ferne, Fels und Mauertrümmer, Strand und Wellen — Alter und Jugendzeit — lichtübergossen, lichtwiederstrahlend,

„und die Sonne Homers, siehe, sie lächelt auch uns!"

Die neueren Chorographen Griechenlands sind alle darüber einig, daß die Stätte des alten Pherai, die Burg des edlen Diokles, in deren gastlichen Mauern Telemachos auf dem Wege von Pylos nach Sparta sein Nachtlager aufschlug, an der Stelle oder in der Nähe des heutigen Kalamáta zu suchen sei, ebenso einig auch darüber, daß von dieser klassischen Stätte nicht die geringsten Ueberreste mehr vorhanden seien. Während es nicht nöthig ist, den Beweisen für die erste Behauptung noch einen neuen hinzuzufügen, bin ich in der glücklichen Lage, die zweite in erfreulicher Weise berichtigen zu können.

Das Verdienst, die ziemlich belangreichen Reste Pherais aufgefunden und zuerst als solche nachgewiesen zu haben, gebührt dem Herrn Gymnasialprofessor Komninós in Tripolitza, dessen Freundlichkeit ich seinen im Abendlande wohl kaum bekannten Aufsatz hierüber verdanke (*Ἀρχαιολογικαὶ διατριβαὶ ὑπὸ Α. Κομνηνοῦ ἐν Τριπόλει* 1874) und dessen Maßangaben ich hier folge.

Wenn man aus dem östlichen Thore Kalamátas reitet, gelangt man nach Ueberschreitung von drei oder vier Rinnsalen, die, im Sommer trocken, im Winter dagegen beträchtliche Wassermassen zu Thale führen, in etwa ein und einer halben Stunde an das vorerwähnte Dörfchen Ghiánitza. Hier endet die Ebene von Kalamáta und beginnen die Ausläufer des Taygetosgebirges, deren einer in einem konischen Vorsprunge seinen Abschluß findet.

Auf den Abhängen dieses Hügels umgrenzen die Reste einer pelasgischen Mauer von 1,90 Meter Dicke eine Fläche, deren Längenausdehnung etwa 140 Meter bei 130 Meter Breite beträgt. Je nach der natürlichen Festigkeit der Position ist auch die Stärke der künstlichen Befestigung bemessen. Im Westen, wohin der Hügel sich am sanftesten abdacht, ist ein dreifacher Mauerring angeordnet worden, dessen einzelne Parallelen um je sieben Meter von einander entfernt sind und dessen Außenseite noch durch thurmartige Vorsprünge vertheidigt wird; im Südwesten ist eine zweifache, nach den übrigen Himmelsgegenden eine nur einfache Mauer für ausreichend befunden worden.

Während von dieser Mauer sich noch ansehnliche Reste, unter andern im Nordosten eine wohlerkennbare Treppenanlage, erhalten haben, sind von dem eigentlichen Akropolisbau — oder, wie Herr Komninós will, von dem Palaste des Diokles — nur noch die Grundmauern vorhanden. Sie messen bei sieben Meter Breite nicht weniger als gegen fünfzig Meter in der Länge und lehnen sich unmittelbar an den gewachsenen Felsen an, in dessen geglätteter Wand noch die Balkenlöcher für ein oberes Geschoß sichtbar sind. An den frei liegenden Seiten leitete eine in den Stein gehauene Rinne das Niederschlagswasser vom Gebäude ab. Auf dem höchsten Gipfel des Hügels erhebt sich jetzt die uralte kleine Kapelle

der Taxiarchen, d. h. des heiligen Michael und seiner Mitstreiter, ein insofern bemerkenswerther Bau, als Front und Eingang nach Osten belegen, der Altar aber nach Süden zu gewandt ist, was auf ein sehr hohes Alter des Bauwerks deutet.

Nördlich des Akropolishügels breitet sich ein kleines fruchtbareres Ackerland aus, welches den Namen Hellitza führt. Hier an einem frisch sprudelnden, nie versiegenden Quell erhebt sich die Kapelle des heiligen Wassilios auf dem Unterbau eines hellenischen Tempels. Nach Pausanias' Bericht dürfen wir diese Stätte für den Hain und jenen Bau für den Tempel des Apollon Karneios in Anspruch nehmen. Ein Sarkophag und einige Inschriftplatten, welche vor einigen Jahren dort gefunden wurden, lassen darauf schließen, daß dieser Ort noch in ziemlich später classischer Zeit bewohnt wurde. Weiter westlich von dieser Stätte sind die Fundamentspuren eines hellenischen Baues sichtbar und eine tiefe, von einer anscheinend römischen Ziegelmauer eingefaßte Erdhöhle.

Herr Komninós hat sich bei der Begründung seiner Ansicht über alle diese Ruinen der Mühe unterzogen, den Weg des Telemachos von Pylos über Pherai nach Sparta einer kritischen und auf örtliche Erhebungen gestützten Untersuchung zu unterwerfen. So unfruchtbar an sich ein Unternehmen erscheinen mag, welches die dürftigen Angaben eines Dichters, der nachweislich den Schauplatz seiner Erzählungen nicht überall kannte, zur Unterlage einer topographischen Untersuchung macht, so dankenswerth sind nichtsdestoweniger die Ergebnisse dieser Forschung in Bezug auf den wirklichen Nachweis eines antiken Geleiseweges von Pherai durch die Langádha nach Sparta geworden. Die ersten in den Fels gearbeiteten Geleisespuren, denen ganz gleich, welche ich bei der Akropolis

von Thuria gefunden habe, finden sich östlich von Ghiánitza, sodann anderthalb Stunden östlich von dem Kloster Dhimóvi in großer Deutlichkeit auf dem von den Bauern Tikli genannten Terrain, und eine halbe Stunde weiter, auf der Hälfte des Weges zwischen Dhimóvi und der Langádha, auf einer Káto Pórtas genannten Stelle. Herr Komninós hat ferner der Umgebung Kalamátas eine sehr sorgfältige Untersuchung gewidmet und dabei die bisher ihrer Lage nach unbekannten Heiligthümer des Pan und der Athena Nedusia in ihren Unterbauten nachgewiesen.

Kehren wir jedoch von diesem Zeugen des classischen Alterthums zur Gegenwart zurück, die ihr Recht immer mehr geltend macht. Zahlreichere Reisende zu Fuß und zu Roß ziehen mit uns die Straße oder kommen uns entgegen, schwer beladene Saumthiere, größere Heerden einer ganz eigenthümlichen Schafrasse, Ghídhes genannt, mit ziegenartigem Kopfe und sehr hohen Beinen vor sich hertreibend. Man fühlt aus diesem regeren Treiben und der sich mehrenden Zahl der Chanis und Verkaufsbuden am Wege, daß wir uns einer größeren Stadt nähern. Nun geht die Straße durch das breite Kieselbett des Nedon, der jetzt im Sommer nur ein spärliches Wasserfädchen dem Meere zuführt. Und nun biegen wir ein in das Gewirr der engen, vom Getreibe und Lärm der Verkäufer, von drängenden Lastthieren, Handwerkern und Gewerbetreibenden aller Art erfüllten Gassen. Zwei Gasthäuser bieten sich zur Wahl; über beide war viel Zutrauenerweckendes nicht zu erfahren, im Range sollten sie gleichstehen. Wir stiegen bei Herrn Varelópoulos ab, der uns in einem in Vorzeiten weiß gewesenen Kochanzuge höflich empfing und uns ein Zimmer anwies. An keinem andern Orte, weder in Griechenland oder in Italien, habe ich eine so ausgesuchte Zahl schmutziger Gegenstände in einem so schmutzigen Raume

je vorher noch je wieder beisammen gefunden. Ich verzichte auf jede Beschreibung; passons l'éponge là-dessus!

Wir gewannen so schnell als möglich wieder das Freie, um vor dem zu bereitenden Mahle noch einen Blick auf und in die Stadt zu werfen, die durch ihre glückliche Lage der Vorort von Südgriechenland geworden und in schnellem und immer kräftigeren Aufblühen begriffen ist.

Der Taygetos sendet hier bis an das linke Ufer des Nedon einen sanfteren Ausläufer vor, von dessen Spitze die stattlichen Ueberreste eines venetianischen Castells weit hinaus auf einen immergrünen Kranz duftender Orangegärten, schlanker Palmen und ernster Cypressen schauen, in deren Mitte, an den Hang gelehnt, die Stadt Kalamáta ausgebreitet liegt. Zwei kleinere Vorstädte, Kalývia und Avramioú, haben sich auf dem jenseitigen, rechten Flußufer dazu gesellt. Alle drei beherbergen etwa 7000 Einwohner, ein fleißiges Geschlecht von Gewerbtreibenden und Kaufleuten, das die reichen Früchte der Ebene in seinem Rücken nach der See zu verwerthet. Feigen, Seide, Oel, Korinthen, Orangen und Citronen gehen von hier in dem Bauche zahlreicher geräumiger Kauffahrer aller Länder in die Ferne. Diese bringen dafür die Erzeugnisse einer höheren, westlichen Cultur, Colonialwaaren, Holz und Zeugstoffe, aber auch nicht unbeträchtliche Mengen von Getreide, denn der schwere röthliche Lehmboden um Kalamáta eignet sich besser zum Anbau von Baumfrüchten als von Cerealien, und das gesammte nach der Hauptstadt fließende Getreide reicht höchstens für zwei bis drei Monate des Jahres.

Den Hauptgegenstand der Ausfuhr bildet die Frucht des Feigenbaumes. Die Cultur dieses Baumes, den der attischen Sage nach Demeter selbst dem Menschengeschlecht geschenkt hatte, galt den Alten als die Führerin aus wildem Urzustande zu reineren Sitten; und schon in sehr früher, wenn

auch wohl noch nicht in homerischer Zeit, wurde die Pflege dieser Lieblingsfrucht des Platon eifrig betrieben. Wenn nun auch heute noch wie ehemals die edleren, süßeren Arten der Feige nur jenseits des ägeischen Meeres reifen, so bildet die Kalamátafeige darum doch einen nicht unbeträchtlichen Handelsartikel für Griechenland und ihr Anbau ist in stetigem und erfreulichem Wachsthum begriffen. Während sich 1859 der Export noch auf nur 52 000 Centner bezifferte, eine Zahl, die 1870 bereits auf das Doppelte gestiegen war, betrug er 1872 schon nicht weniger als 205 000 Centner im Werthe von etwa drei Millionen Mark. Von dieser Gesammtsumme entfällt die Hälfte allein auf Messenien und die Rhede von Kalamáta. Die griechische Feige hat aber eine harte Schale und geringe Süße und wird daher von den Eingeborenen nur selten genossen, vielmehr fast ausschließlich in den Handel gebracht. Oesterreich verbraucht davon den weitaus größten Theil, sodann folgt Rußland und Rumänien. Und was wird nun aus dieser Menge von Feigen? Du liesest, verehrter Leser, diese Zeilen vielleicht in einem „Wiener Café" bei einer Tasse duftenden Mokkas. Wisse denn, daß das, was Du arglos trinkst, nicht zum kleinsten Theile ein Aufguß ist von gerösteten und gemahlenen Kalamátafeigen, und daß der Titan Sykeas, zu deutsch Feigenmann, die zarte Schöne verdrängt hat, welche den Sonnengott vergeblich liebte, bis sie zur lichtsuchenden blauen Blume ward: die Alten nennen sie Clytia, die Neuen Cichorie.

Auch für die griechische Seidenfabrikation ist Kalamáta der Vorort. Schwer geschädigt durch mehrjährige Krankheit der Seidenraupen hat diese Industrie erst seit 1866 wieder einen neuen Aufschwung genommen. Jetzt beträgt die Menge der jährlich gewonnenen Rohseide etwas über 25 000 Pfund, von denen fast die Hälfte auf Kalamáta entfällt. An fünf=

hundert Arbeiterinnen finden hier in vier Spinnereien ein auskömmliches Brod. Die Namen der bedeutenderen Spinnereibesitzer zeigen, daß hier wie in allen Zweigen des Gewerbefleißes Ausländer den Einheimischen mit gutem Beispiele und Erfolge vorangehen.

Der Bedeutung der Handelsstadt gemäß entwickelt sich denn auf Straßen und Plätzen hier, besonders in den kühlen Abendstunden, ein überaus reges Leben. Zahlreiche Kaffeehäuser, einige sogar mit Billards versehen, erquicken den von des Tages Hitze Schmachtenden mit kühler Mandelmilch, mit Mastix- und Angelikabranntwein, mit dem köstlichen, bei uns, wie es scheint, nicht nachzuahmenden Kaffee und mit dem Kostbarsten — kaltem, frischem Brunnenwasser. Bei dem schnarrenden Gurgeln der Wasserpfeifen werden hier an einem Tischchen die brennendsten politischen Fragen verhandelt; an einem anderen werden Geschäfte über beträchtliche Summen abgeschlossen, ein dritter dient stumm-eifrigen Dominospielern zum Kampfplatz, von zahlreichen Zuschauern umstanden. Die bunten Trachten der Festländer in der weißen Fustanella, der Inselbewohner in den weiten faltigen Beinkleidern, die unter dem Kniee gebunden zugleich als geräumige Taschen dienen, wechseln mit den ernsten schwarzen Talaren und hohen Baretts der Priester, deren man hier stets eine große Zahl sieht; denn Kalamáta ist ja der Sitz eines Erzbischofs und hat drei sehr stattliche Kirchen aufzuweisen. Dazwischen sieht man eine große Menge „fränkisch", das heißt europäisch modern gekleideter ernster Herren bedächtig auf- und abwandeln, Aerzte, Richter, Advocaten und Lehrer, denn Kalamáta ist als Hauptstadt des Nomos Messinia Sitz eines Obergerichtes und besitzt ein Gymnasium und ein Privatinstitut gleicher Höhe. Zwei Bürger- und zwei Volksschulen sorgen für die Ausbildung der geringeren Gesellschaftsclassen, und damit es auch

den Erwachsenen an Belehrung und Unterhaltung nicht fehle, erscheinen hier nicht weniger denn sieben Zeitungen verschiedener Parteifärbungen. Da ist der „Aristodemos", die „Ithome", und der „Phlesias", da „die Pflicht", „die Untersuchung", „das Plektron" und „die Trompete". Die Zahl dieser Zeitungen steht keineswegs in einem für Griechenland ungewöhnlich großen Verhältnisse zu derjenigen der Einwohner. In keinem Lande werden wohl soviel und eifrig Zeitungen nicht nur geschrieben, sondern auch gelesen, als dort. In Athen allein erscheinen, von periodischen Veröffentlichungen ganz abgesehen, nicht weniger als zweiundfünfzig regelmäßige Zeitungen, also wie in Kalamáta auf je tausend Einwohner Eine. In Berlin erscheinen etwa einhundertundfünfzig, also auf je sechs- bis siebentausend Eine. Wenn man nun noch in Anschlag bringt, daß nach dem Ergebnisse der Volkszählung von 1870 in Griechenland von tausend männlichen Einwohnern dreihundertundzwanzig, von tausend weiblichen nur dreiundsiebenzig, also im Durchschnitt nur etwa zweihundert vom Tausend lesen und schreiben konnten, so kommt thatsächlich auf zweihundert Leser eine Zeitung.

Trotz der sich in den vorstehenden Angaben aussprechenden Bedeutung des Ortes für den Handel besitzt Kalamáta keinen Hafen. Selbst bei mäßigem Winde herrscht an dem Strande der „Skála von Kalamáta", wie der Landungsplatz heißt, eine ganz gewaltige Brandung, so daß dann die Schiffe gezwungen sind, in dem über zwei Stunden weit entfernten Almyrós zu ankern, über welchen von der Höhe herab die Trümmer von Abiai ins Meer hinaus schauen. An der „Skála" aber haben sich um das Zollhaus herum eine stattliche Zahl leicht und luftig gebauter Häuschen und Villen ausgebreitet, in denen die begüterten Bürger Kalamátas mit ihren Familien in den heißen Sommermonaten Zuflucht

suchen, und wo der kühlere Seewind und das erfrischende Wellenbad den Aufenthalt erträglich machen.

Zwischen dieser Sommercolonie und der Stadt breitet der Nedon seine weite glühende Steinwüste aus. Er ist kein eigentlicher Fluß, sondern ein sogenannter Xerillás, ein Trockenfluß, der seine Gewässer nicht lebendigen Quellen, sondern einzig den von den entwaldeten Steillehnen des Taygetos herabströmenden Winterwassern verdankt. Wären die griechischen Berge noch mit Waldungen bedeckt, wie sie es im Alterthume sicherlich gewesen sind, so würde das Regenwasser durch Blätter und Zweige in gemildertem Falle auf den Erdboden gelangen und von dort durch Moose und Gräser sanft zu Thale geleitet werden, ohne daß es dabei viel Erde und Geröll mit sich führen könnte; jetzt aber stürzt das weder durch Bäume oder anderen Pflanzenwuchs aufgehaltene Wasser in wilden Strömen zu Thal, auf seinem Wege Felsblöcke, Geröll und Sand unaufhaltsam mit sich fortreißend und die Ebene damit verschüttend. Denn das flache Gefälle in der Ebene ist nicht ausreichend, um diese Geschiebe bis zum Meere gelangen zu lassen, und wie die Wasser, schnell wie sie kamen auch wieder verlaufen, höht sich die Ebene um Kalamáta in großer Breitenausdehnung immer mehr und mehr auf. Für die Zukunft der Stadt liegt hierin eine ernste Gefahr: denn das Flußbett liegt jetzt schon höher als der untere Stadttheil Kalamátas und als die gegenüberliegenden Felder; der Fluß muß also demnächst seinen Lauf ändern und entweder die Stadt oder die Felder überschwemmen. Solche Flußbettveränderungen sind jedenfalls in früherer Zeit schon öfters vorgekommen, denn der Boden der ganzen im Laufe der letzten fünfundzwanzig Jahre entstandenen Unterstadt besteht, wie man sich schon oft beim Graben von Brunnen überzeugen konnte, in einer Mächtigkeit von sechs bis zu zehn Meter aus

angeschwemmtem Flußgeröll und Sand, und erst unter diesen angeschwemmten Schichten findet man wieder die oben erwähnte charakteristische „rothe Erde", welche die Gegend von Kalamáta auf mehr als eine Stunde im Umkreise kennzeichnet. Man hat nun auch versucht, dem Uebel bei Zeiten entgegenzutreten und das Flußufer an der Stadtseite mit ausgedehnten Quaimauern eingefaßt, bei einer jährlichen Aufhöhung des Flußbettes von nicht weniger als einem Zehntheil Meter, wie sie beobachtet wurde, können diese Maßregeln aber nicht von dauernder Wirksamkeit sein, und in der That sah ich auch an mehreren Stellen die Kieselgeschiebe schon über den Quai hineinquellen und die Quadern desselben aus ihren Fugen heben. Ich wüßte keinen anderen Rath, als dem Nedon bei Zeiten ein neues Bett nach der Feldseite anzuweisen, wo seine Verheerungen minder kostspielig werden würden, als in der Stadt.

Werfen wir noch flüchtig einen Blick auf die Geschicke, welche sich in diesem bergumschlossenen, meerbespülten Winkel der Pelopsinsel vollzogen haben. Die Geschichte scheint ihn von jeher zum Herde der großen Aufstände ausersehen zu haben, die eine politische Umwälzung des Landes herbeiführten:

In dem Aufstande der Heloten gegen die spartanische Herrschaft, der unter dem Namen des dritten messenischen Krieges bekannt ist, bildete Thuria den Ausgangspunkt und Waffenplatz. Dieselbe Stadt nimmt einen thätigen Antheil an den Kämpfen, welche den Zusammenbruch der römischen Republik zur Folge hatten. Von jeher demokratisch gesinnt, schlug sie sich unbedenklich zur Partei des Antonius und erfuhr daher nach der Niederlage desselben eine schwere Züchtigung durch Octavian, der sie aus der Reihe der messenischen freien Städte strich und ebenso wie Pherai zur lakonischen Perioiken=

stadt machte. Als im Beginne des dreizehnten Jahrhunderts fränkische Ritter die Pelopsinsel eroberten und schon Hauptbollwerke derselben, wie Pátras, Andhravídha, Pondikó-Kastro, Módhon und Kóron gefallen waren, blieb die Bevölkerung Lakoniens und Südmesseniens noch unverzagt.

Oestlich von Kalamáta, nahe bei Kapsikiá, am Fuße der maïnatischen Gebirge war ein Olivenwald mit Namen Kondoúros. Dort hatte ein moraïtisches Heer, bestehend aus den Bürgern der Städte Veligosti, Nikli und Lakedämon, aus den Dorfbewohnern des Eurotasthales und der Slavenkantone von Melingo, im Ganzen viertausend zu Fuß und zu Pferd, Stellung genommen. Auch ein kleines Geschwader maïnatischer Fahrzeuge hatte sich nahe der Küste dem Landheere zur Seite gelegt, um die Schiffe der Franken anzugreifen. Aber den kriegsgeübten, von den Venezianern geborgten Galeeren konnten sie so wenig widerstehen, wie das Landheer dem Stoße der geharnischten Ritter des Abendlandes, und mit der Schlacht bei Kondoúros ist das Schicksal Moreas für mehr als zwei Jahrhunderte entschieden. Kalamáta ist während der Frankenherrschaft ein bevorzugter Ort. Bei der Belehnung der Waffengenossen behält der Herrscher es für sich, und nur der Orden der deutschen Ritter erhält dort einige unerhebliche Besitzungen. Hier wird dem ersten fränkischen Herrscher der zweite Sohn, Wilhelm geboren, der seinem in Frankreich geborenen älteren Bruder in der Herrschaft zu Andhravídha folgt. Die Erinnerung an die Spielplätze seiner Jugend wecken dem Sterbenden den Wunsch, an der Stätte seiner Wiege die Augen zu schließen. Ohne Söhne, wie sein Bruder, „trank er", wie die wunderliche Frankenchronik erzählt, „die Schale des Todes auf seiner Familienherrschaft Kalamáta", und sie fügt hinzu: „Jedermann muß lebhaft bedauern, daß ein so vortrefflicher Herr nur Töchter hatte und mit diesen

alle Früchte seiner Arbeiten verlor; denn ein Weib kann ja zur Ausübung der Herrschaft seit dem Fluche, der gegen das Weib geschleudert ward, nicht mehr zugelassen werden."

Das Castel, welches die Franken auf dem Schloßberge von Kalamáta erbaut hatten, vergrößerten und verstärkten die zu Herren gewordenen Venetianer, wie es die Einführung der Feuerwaffen verlangte. Ueber dem wohlerhaltenen mächtigen Thore grüßt heute noch dem Eintretenden der Marcuslöwe entgegen. Auch in dem Kampfe der Türken gegen die Maïnotten war Kalamáta schon vor der venetianischen Eroberung ein Stützpunct und Waffenplatz der Ersteren gewesen. Umgekehrt wird es zum Herde der maïnottischen Revolution gegen die Türken im Jahre 1770, und bei der Schwäche der russischen Schürer des Brandes, Feodor Orloff und Peter Dolgorucki, der Schauplatz grausamer und später furchtbar gerächter Scheußlichkeiten. Und als im Jahre 1821 das Banner der Freiheit sich entfaltete, da stiegen die Maïnotten von ihren Felsenhöhen nieder. Mit dem Schildspruch der alten Spartaner, ihrer Vorfahren: „Mit ihm oder auf ihm" sammelten sich die Schaaren an den Ufern des Pamisos und des Nedon. Am 3. April war das von den Türken besetzte Kalamáta blockirt, am 4. gefallen, und am 5. April sah zum ersten Male nach Jahrhunderten die Sonne auf den steinigen Ufergeländen des Nedon eine Schaar von fünftausend bewaffneten Kriegern auf den Knieen frei ihren Glauben an das Kreuz bekennen und fünfundzwanzig Priester vor dieser Schaar das feierliche Hochamt celebriren.

Im Gespräche über diese wechselreichen Schicksale der Stadt hatten wir unser Mahl eingenommen. Wie viele Mahlzeiten das Tischtuch bereits mit durchgemacht hatte, an dem wir speisten, ließ sich nicht berechnen; die Speisen indessen waren ganz vortrefflich und machten unserem Hôtelbesitzer,

der sie als einstmaliger Koch eigenhändig bereitet hatte, alle Ehre. Es war bald neun Uhr, und schon gedachten wir mit unverhohlenem Grauen an die uns bestimmten Lagerstätten, als sich die Thür öffnete und unser deutscher Consul, Herr Victor Zahn, in derselben erschien, dem wir in der späten Abendstunde unseren Besuch zu machen nicht mehr gewagt hatten. Er hatte durch Zufall von unserer Ankunft gehört und kam mit der liebenswürdigen Aufforderung, die Nacht in seinem Hause zuzubringen. Wie die Zustände unserer Herberge unbeschreiblich waren, so war es das Gefühl der Erlösung aus denselben und das des Dankes gegen unseren Retter, in dessen gastlichem, mit allem europäischen Comfort ausgestatteten Hause wir in der liebenswürdigen Gesellschaft der Hausfrau, einer Griechin, und mehrerer Verwandten der Familie noch einige angenehme Stunden verplauderten. Ist es gestattet, hierneben auch der materiellen Genüsse zu erwähnen, die uns geboten wurden, so darf der Labetrunk echten deutschen Bieres auf diese Erwähnung den vollsten Anspruch nicht allein seiner absoluten Vortrefflichkeit wegen, sondern auch deswegen machen, weil es seit mehr als acht Monaten das erste war, welches wieder über meine Lippen kam. Daß wir, nach längerer Zeit zum ersten Male wieder in wirklichen Betten, der erquickendsten Nachtruhe genossen, brauche ich kaum zu erwähnen. Am folgenden Tage führte Herr Zahn uns in seine geräumige, freundliche und spiegelblanke Fabrik einheimischer Rohseide, wo noch ansehnliche Haufen orangefarbener, citronengelber und silberweißer Cocons der letzten Ernte ihrer Abwickelung harrten. Dann ging es unter dem freundlichen Geleite unseres Wirthes in seinem leichten, eleganten Gefährt der Rhede zu, wo der griechische Dampfer Hephtánissos unserer zur Ueberfahrt nach der lakonischen Küste harrte. —

Längs der lakonischen Küste.

Hochauf donnerte dort von des Eilands Küste die Brandung,
Grau'nvoll spritzend empor; und bedeckt war Alles von Salzschaum,
Denn nicht Buchten empfingen die Schiff', und bergende Rheden,
Nein nur Geklüft umstarrte den Strand, Meerklippen und Felshöhn.

Od. V.

Weit draußen vor der Rhede von Kalamáta „lenzte" der Hephtánissos vor seinem Anker. Ich weiß nicht, ob dieser Seemannsausdruck in etymologischer Beziehung zu der dichterischen Bezeichnung des Frühlings steht: sah man aber an diesem schönen warmen Morgen das gefesselte Dampfboot im Spiele der Wogen auf und ab tanzen, so lag der Vergleich mit einem Böcklein nahe, das an langer Leine weidend seiner Lenzeslust in munteren Sprüngen Luft macht.

Wie schon erwähnt, hat Kalamáta keinen geschützten Hafen, und der geringste Südwind verursacht hier eine bedeutende Brandung. Lenzte also das große Dampfboot schon draußen auf der tieferen und daher stilleren See, so bot der Tanz der kleinen Nachen, welche Waaren und Reisenden an Bord bringen sollten, in der Brandung des Strandes ein wirklich aufregendes Schauspiel. Mit äußerster Kraftanstrengung kämpften die Ruderer sich durch die rollenden, donnernd

sich überschlagenden Wogenkämme. Ihnen entgegen schleppten halbentblößte kräftige Männer die zu verladenden Stücke, um in dem Augenblicke, wo eine heranrollende Woge das Boot zu ihnen heran und hoch empor trug, ihre Bürde blitzschnell darin abzusetzen, bevor die Welle zurückathmete und das Boot wieder weit hinaus nach der offenen See riß. Der Mann, der sich zu diesem Zwecke unseres Gepäckes bemächtigte, war ein Riese an Höhe und von einem Wuchse, der den farnesischen Herkules beschämte. Nachdem er unser Gepäck glücklich in die Barke geborgen hatte, verlud er uns in derselben Weise. Als mich der Riese wie ein Spielzeug aufhob und auf seinen Stiernacken setzte, gedachte ich lebhaft eines Bildchens, das meine Kinderphantasie oft beschäftigt hatte, eines groben Steindruckes, welcher den heiligen Christophorus darstellte, wie er das kleine Christkind durch das Meer trägt. Eben so winzig klein kam ich mir auf diesem seltsamen Reitthiere vor. Jetzt nahte, auf einem mächtigen Wogenkamme tanzend, die Barke, und ehe ich das Wie begreifen konnte, fand ich mich bereits auf einem Bündel nasser Gepäckstücke liegend und von der zurückrollenden Fluth dem Dampfer zugeführt. Als alles an Bord war, kam auch Christophorus, um sich seinen wohlerworbenen Lohn zu holen, und ich muß leider bekennen, daß er minder uneigennützig war, als jener fromme Bekehrte, und daß ich nie einen so kurzen Ritt so theuer bezahlt habe.

Es war 8 Uhr Morgens, als der Hephtánissos die Anker lichtete und gen Süd gewendet in den messenischen Golf hinaussteuerte. Ruhiger und ruhiger wurden die Wellen, je weiter wir von der Küste abhielten und bald durchzog die spiegelblanke Fluth keine andere Furche mehr als die, welche unser rauschender Kiel aufpflügte.

Hinter uns dehnte sich in sanfter Steigung die baum=

begrünte Ebene, zur Rechten mit dem pyramidenförmigen Lykodhimoberge die messenische Halbinsel, deren letzte, ferne Ausläufer über der Kimmung des Seespiegels wie eine langgezogene Windwolke in der Luft zu schwimmen schienen. Zur Linken aber, nahe an unserem Fahrzeuge, stieg in schauerlicher Steile fast senkrecht der Taygetos empor, eine grauweiße Marmorwand mit tief eingerissenen Schluchten, ihren breiten Schatten dunkel auf den Spiegel der See lagernd: denn die Sonne schien in dieser frühen Stunde noch jenseits in die Ebene des rohrumgrünten Eurotas hinein; sie wendet erst nach Mittag um das Cap herum.

In den messenischen Busen, oder, wie er heute heißt, den Golf von Koron, schiebt sich vom Taygetos her die steile Kuppe des Cap Kephali hinein und scheidet ihn in eine obere geschlossenere Bai und den südlicheren offenen Meeresarm. Hat man dieses Cap umsegelt, so erscheinen am Strande die weißen Häuser von Skardamoula, unfern der Ruinen des alten Kardamylai, der ersten bedeutenderen lakonischen Stadt auf der Westseite des Gebirges, die in alter Zeit durch einen Paßweg mit Sparta verbunden, den nächsten Hafenplatz der Hauptstadt bildete.

Von hier ab bleibt der Dampfer mehrere Stunden lang der Küste ferner, doch nicht so weit, daß bei der durchsichtigen Klarheit südlicher Luft nicht auch ein unbewaffnetes Auge die wenigen ärmlichen Ortschaften und die mittelalterlichen Burgruinen unterscheiden könnte, die mit der gleichfarbigen Steilwand zusammengewachsen erscheinen. Auf jenen Höhen wohnt der eigengeartete, schwer zugängliche Stamm der von den Freiheitskämpfen her berühmten Maïnotten, oder, wie sie selbst sich nennen, Maniaten. Trotz aller gelehrten und geistvollen Hypothesen, die von geschichts- und sprachkundigen Forschern aufgestellt worden sind, bleibt die Ab-

stammung dieses wehrhaften, trotzigen Völkchens noch immer ohne sicheren Nachweis. Noch bis in die allerjüngste Zeit hauste hier ein bewaffneter Adel in thurmähnlichen, nur auf Leitern oder über Zugbrücken zugänglichen Häusern, herrschte hier noch die Pflicht der Blutrache, die der Vater auf den Sohn testamentarisch vererbte, wenn ein vorzeitiger Tod ihn an der Vollstreckung verhinderte. Nur die Frauen waren von diesem furchtbare Opfer fordernden Gebote ausgenommen. Wie eine Ehe nur unter Maniaten geschlossen werden konnte, so verhielten sich die Gebirgskrieger auch in jeder anderen Beziehung abweisend gegen ihre griechischen Landsleute und in noch höherem Maße gegen Fremde. Daher kommt es, daß wir verhältnißmäßig so wenig von den specielleren Sitten und Eigenthümlichkeiten des interessanten Stammes wissen. Erst die allerjüngste Zeit hat die benachbarten Stämme einander mehr genähert; erst jetzt wird es, wenn auch nicht ohne Schwierigkeiten, einem Fremden möglich werden, an Ort und Stelle nähere Forschungen anzustellen. Es war auch eine Frucht des zwischen Deutschland und Griechenland geschlossenen Abkommens über die Ausgrabungen in Olympia, daß unser werther Freund und Mitarbeiter, Dr. Weil, gestützt auf die liebenswürdigsten Empfehlungen griechischer Freunde an die Familie des maniatischen Fürsten Mavromichalis, vor einigen Jahren einen längeren Aufenthalt in der Maina nehmen konnte, dessen wissenschaftliche Früchte wohl nur zum geringeren Theile bisher allgemeiner zugänglich gemacht worden sind.

Gegen Mittag näherte sich unser Dampfer einem zweiten Cap, einer zweigipfligen, steilen, von alten Befestigungen gekrönten Wand mit unzähligen Löchern und Höhlen, welche die unausgesetzt tosende Brandung in den Fels gewaschen hat. Mehr denn zweihundert Meter steigt diese Marmor=

wand senkrecht in die Höhe, in schwarzen, grauen und weißen Schichten aufeinander gelagert. Die Schiffer fürchten bei Sturmwind dieses Cap mehr, als alle anderen dieser Küsten, weil hier ein von widrigem Winde gepacktes Schiff unfehlbar an der buchtlosen Steinwand zerschellen muß, und dem Schiffbrüchigen nicht der geringste Vorsprung, noch eine aus dem Wasser ragende Klippe Rettung gewährt. Bei ihnen heißt diese letzte Westspitze der tainarischen Landzunge Cavo Grosso, die Alten gaben ihr der erwähnten fenster- oder thürähnlichen Wandhöhlen wegen den Namen Thyrides. Zahllose wilde Tauben nisten in diesen Höhlen und umflattern die Steilwand heute, wie sie es vor Jahrtausenden gethan: droben auf der Plattform des Felsens lag die Stadt Messe, die „taubenumflatterte Messe" der homerischen Dichtung. Es ist ein bereits von E. Curtius berichtigter Irrthum des ausgezeichnetsten Topographen Griechenlands, Leake, diese Stadt in das Binnenland an die Stelle des, Sparta benachbarten, Misthra zu setzen, denn Pausanias bezeichnet Messe ausdrücklich als eine bei Thyrides liegende Stadt und als einen Hafenplatz.

Kaum eine Stunde nach Umschiffung dieses Caps erreicht das Dampfboot die südlichste Spitze der Balkanhalbinsel, das Cap Matapan, das tainarische Vorgebirge der Alten. Man hört es oft die Südspitze Europas nennen; das ist indessen nicht zutreffend, denn Gibraltar sowohl wie Tarifa liegen noch um einige Minuten südlicher.

Wenn es wahr ist, was der gelehrte Bochard in seiner Geographia sacra sagt, daß der griechische Name Tainaron aus dem phoinikischen tinar, der Fels herstammt, so muß man diese Bezeichnung außerordentlich charakteristisch nennen. Denn als der Fels par excellence stellte sich dies zuerst dem von Süden nahenden phoinikischen Segler sichtbare Stück des

Festlandes dar. Minder bezeichnend wäre die heutige Bezeichnung Matapan, wenn Leake Recht hat, indem er diesen Namen von Metopon ableitet. Ich glaube, daß hier vielmehr ein spanisches Wort zu Grunde liegt, wie sich denn aus der Zeit des catalonisch-almugavarischen Einfalls in Morea eine Anzahl spanischer Ortsnamen vorfinden, unter denen gerade das Zeitwort matare, „tödten", den einen Theil der Bezeichnung bildet, wie unter anderen die Landschaft oder Festung Matagrifon, das heißt Griechentod.

Gänzlich kahl im Westen und nur spärlich begrünt auf der Morgenseite erinnert die felsige Landzunge nicht mehr an die Fichtenwälder, die einst hier das Heiligthum des Poseidon umgrünten und dem Schuldbeladenen eine geheiligte Zufluchtsstätte boten. Nahe der Höhle, aus welcher Herakles nach der Dichtersage den Höllenhund hervorgezogen hatte, und verbunden mit ihr, stand hier der Tempel und vor diesem, auf die beherrschten Fluthen zweier Meere blickend, das Standbild Poseidons. Pausanias sah hier noch unter anderen Weihegeschenken ein ehernes Bildwerk, welches den Arion, auf dem Rücken des Delphins reitend darstellte, und er erzählt, daß er dort selbst einen lebenden Delphin gesehen habe, der auf den Ruf eines Knaben herbeikam und sich willig von diesem besteigen ließ.

Der griechische Girodampfer, der den Küstenverkehr der Peloponnes mit Athen vermittelt, wählt von Matapan aus nicht den kürzeren Weg quer über den lakonischen Golf nach dem Cap Malea, sondern wendet sich nordwärts, um bei dem Städtchen Marathonissi anzulegen, nach welcher der Golf heute seinen Namen führt.

Schon hier beginnt der von dem Charakter der westlichen Ufer gänzlich verschiedene der Ostküste sich scharf auszuprägen. Während im Abend langgezogene Küstenlinien die Halbinsel

begrenzen, zeigt der Osten durchweg eine vielfach und tief eingeschnittene Steilküste, vorzüglich geeignet einem seefahrenden Volke sichere Ankerplätze zu gewähren. Vorgeschobene Inseln laden fremde Culturvölker von Kleinasien, von Nordafrika, zur Ansiedlung ein. Hier entwickelt sich der Handel, hier die kriegerische Seemacht. Auf dieser Seite der Halbinsel erfüllen sich die großen politischen Geschicke der Völker in leidenschaftlichen Kämpfen, während wenige Meilen entfernt im flachen Westen über dem eleïschen Lande mit seinem olympischen Heiligthume der Gottesfriede ruht.

Gleich nördlich von Matapan öffnet sich die geräumige schöne Bucht des alten Psamathus. Heute führt sie den Namen Porto Káio nach dem italienischen quaglia, die Wachtel: denn hier machen die Schwärme dieser Wandervögel ihre letzte Rast vor dem weiten Fluge über die Meerfluth und werden von den Bewohnern der Küste in großen Massen gefangen. Man kennt hier noch nicht die rationelle Art des Wachtelfanges mittelst ausgespannter großer Netze, wie man sie in Italien, namentlich auf den Höhen oberhalb Sorrentos sieht, sondern man fängt die ermüdeten flatternden Thierchen einzeln, wie die Schmetterlinge, mit einem an einem Stiele befestigten, käscherartigen Netze. Ausgeweidet und eingesalzen werden sie weithin versandt, namentlich nach Constantinopel, wo sie dem begüterten Moslim zum Reispillav ein wohlschmeckender Leckerbissen werden.

Zwischen dem Südcap und Marathonissi liegen nur wenige Küstendörfchen; das ansehnlichste ist Phlomochóri, nahe den Ruinen des alten Teuthrone, und Skutári, in dessen Nähe sich ein antiker Ort nicht namhaft machen läßt; doch liegt eine halbe Stunde davon landeinwärts auf hellenischen Grundmauern die fränkische Burg Passavà, ein in der Zeit der fränkischen Herrschaft oft genannter Ort. Bei der Theilung

Moreas unter die Ritter fiel er dem edlen Herrn Jean de Neuilly zu, der mit diesem Lehen zugleich für sich und seine Nachkommen das Recht eines Bannerherrn und den Titel eines Marschalls von Morea erhielt.

Nördlich von Skutári hinter dem felsigen und kahlen Vorgebirge der Panaghía beginnt eine etwas begrüntere Strandlandschaft das ermüdete Auge zu erfrischen. Muntere Bäche und kleine Flüßchen ergießen sich in das Meer; ihre Thäler hinauf ziehen sich frische Gelände und grünender Baumwuchs. Ein letztes stumpfes Vorgebirge vorüber, dann wendet der Dampfer nach links ein und wir liegen in der geschützten Bucht von Marathoníssi, der „Fenchelinsel". Sie bildet einen Doppelhafen, einen tieferen für die größeren Fahrzeuge neben der Insel, welche der Stadt den Namen gab, und nördlich davon eine schöne geräumige Bucht für die kleineren Barken.

Die Ankerkette rasselt in die Tiefe. Es ist fünf Uhr Nachmittags; erst in der Nacht wird unser Schiff seinen Lauf wieder aufnehmen, und so lassen wir uns ans Land rudern.

Das Städtchen macht einen freundlichen Eindruck. Des Larysion hohe Kalkfelsen, deren senkrechte Schichtung und Zerklüftung sie noch steiler erscheinen läßt, schieben sich bis dicht an den Strand vor und zwingen die Stadt, sich in nur einer einzigen Straße auszudehnen, die dem Strande folgt; vielfach sind die Häuser auch mit Benutzung kleiner vorgeschobener Klippen fast in die Wellen hineingebaut. Aber zwischen Felsen und Häusern stehen noch Bäume und Rebenpflanzungen genug, um dem Orte ein lustiges Aussehen zu gewähren. Wir sehnten uns nach Speise und Trank und statteten daher zunächst einem hohen, zweigeschossigen Hause unsern Besuch ab, dessen Aufschrift uns das Gewünschte verhieß. Ein großer Saal, der durch beide Stockwerke reichte, nahm uns auf, dicht gefüllt mit essenden, trinkenden und rauchenden Gruppen, so

daß wir uns auf die breite, an drei Seiten herumlaufende Gallerie zurückziehen mußten, auf welcher lange Tafeln mit leidlich reinlichem Tischzeuge gedeckt standen. Hatte die Fülle der Menschen an einem Orte von nur dreihundert Häusern uns überrascht, so wurden wir es noch mehr und angenehmer durch die Reichhaltigkeit einer langen Speisekarte und die treffliche Zubereitung des Gewählten. Dazu gab es einen goldblanken starken Wein von schönem Aroma und mäßigem Harzzusatz. Der sächsische Geolog Fiedler, der im Auftrage des Königs Otto im Jahre 1834 das junge Königreich bereiste, um seine mineralischen Schätze zu erforschen, klagt lebhaft über den außerordentlich schlechten, Uebelkeit erregenden Wein, den er in Marathoníssi habe trinken müssen. Es scheint danach, daß die Einwohner erhebliche Fortschritte in der Oinologie gemacht haben, denn wir drei Reisende waren darüber einig, daß wir noch an keinem Orte der Halbinsel ein so treffliches Getränk erhalten hatten. Das Mahl ward schnell beendet, denn es drängte uns, den Nachmittag und Abend noch zu benutzen, um die Ruinen Gytheions zu besuchen, die nur wenige Minuten nördlich von der Stadt liegen und „die alte Stadt" Palaiópolis, genannt werden. Pausanias berichtet uns mancherlei von dieser Stadt der Eleutherolakonen. Er erzählt, daß hier vorzugsweise die köstliche Purpurmuschel gefunden wurde, die den, auch von Horaz besungenen, lakonischen Purpur berühmt machte. So hatten wohl frühzeitig die Phoinikier von der kleinen Insel Kranae, der heutigen Fenchelinsel, Besitz ergriffen und auch den Aphroditedienst mit herüber gebracht. Auch die Sagen von den Lieblingen dieser Göttin, von Paris und Helena, knüpfen sich an dieses Gestade. Hier soll der phrygische Königssohn das schönste Weib der Erde vom Heiligthume der Aphrodite hinweg geraubt, von hier sie im rüstigen Schiffe

des Meeres nach der Stadt am Skamandros entführt haben, die um ihretwillen in Schutt und Asche sinken mußte.

Wenige Schritte nordwärts der modernen Stadt, dicht hinter dem letzten Hause, ist in den steilen Hang des Larysion eine an zehn Meter lange und wohl noch höhere flache Nische eingearbeitet mit einer roh behauenen Ruhebank darin. Eine Inschrift im Felsen in uralten griechischen Lettern giebt hier von irgend einem verschollenen Ereigniß eine Kunde, die noch Niemand entziffern konnte. „Zeus Kappotas" nannten die Alten in dorischem Dialekte diese Stelle, Zeus der Erlöser: denn hier hatte der flüchtige Fuß des Unseligen gerastet, der, den Fluch des Atreidenhauses erfüllend, von Land zu Land in zielloser Flucht gejagt ward, von den Göttinnen,

„die an die Sohle sich heften der Gräuelthat,
die Unentfliehbaren",

der Hamlet des Alterthums, Orestes; hier hatte Zeus für eine kurze Frist die Nacht des Wahnsinns von ihm genommen und ihn vor den Schlangengeißeln der Erinnyen bewahrt.

Der Weg zur alten Stadt zieht sich am Abhange des Larysion hin und überschreitet den auch im Hochsommer frisch dahinströmenden Selenitzabach. Hundert Schritt nördlich davon zeigen die Spuren alten Gemäuers und die zahlreichen Thonscherben, daß wir uns auf dem Boden der alten Ansiedelung befinden.

Von den Ruinen der Stadt ist Weniges erhalten. Etwa dreihundert Meter von dem jetzigen Meeresstrande erhebt sich, auf der Mittagsseite vom Bache umflossen, der steile Hügel der Akropolis, aber von der einstigen Befestigung und dem Tempel der Burggöttin Athene ist unter dem dichten Gestrüppe und den Oelbäumen, die den Berg schmücken, jetzt nichts mehr zu erkennen.

An den nordöstlichsten Ausläufer des Burggipfels lehnt

sich der Halbkreis des alten Theaters mit einem Durchmesser von etwa fünfzig Meter. Seine marmornen Sitzstufen sind noch stellenweise an ihrem Orte erhalten, aber der ganze Raum ist mit üppigem Weinwuchse überwuchert, so daß man schwer etwas davon entdecken kann. Pausanias erzählt uns von dem Culte des Dionysos und dem Weinbau auf den Abhängen des Larysion, der die Stadt Gytheion umschloß. So hat die dem Gotte geheiligte Rebe nun auch sein altes Festheiligthum mit ihrem grünen Rankenwerke übersponnen. Ein Knabe hatte uns in den Weinterrassen erspäht und da er in uns nicht mit Unrecht Menschen vermuthete, die nach den Spuren hellenischer Vergangenheit forschten, versprach er uns mit geheimnißvollem Gebahren, ein Agalma, ein Bildwerk, zu zeigen, das vor wenigen Wochen hier gefunden war. Durch lange Weingärten führte er uns zu einem leeren Winzerhäuschen und wies uns mit Stolz eine kleine, hübsch gearbeitete, leider kopflose Marmorstatuette eines Pan oder Satyrs, der in behaglicher Ruhe, die Gaisfüße kreuzweis übereinander geschlagen, auf einem Felsblocke sitzt. Der rechtmäßige Besitzer dieser Antike, welche wir gern für das Museum von Athen erwerben wollten, wohnte dicht am Strande; in seinem Garten sollten auch noch nach unseres kleinen Führers Aussage große Blöcke eines Gebäudes liegen; also begaben wir uns dorthin. Der Eigenthümer empfing uns sehr freundlich, erzählte, wie er beim Graben eines Wasserbehälters auf diese Baureste gestoßen sei, und führte uns an Ort und Stelle. Da lagen, zum Theil unter Wasser und daher schwer zugänglich, lange Gebälkstücke aus edelstem, gelblichweißem Marmor. Es war ein römischer, weitsäuliger Bau korinthischer Ordnung gewesen. Das convex gearbeitete Friesstück deutete auf eine sehr späte Zeit, in der die classische Reinheit und Würde der Form bereits geschwunden war, die aber bei vollster und be-

wußtester Beherrschung der Technik mit neuen, der älteren Kunst noch unbekannten Mitteln umzugehen verstand. Die Archäologie will nicht viel von ihr wissen; wer Freude hat am vollen Becher des Lebensgenusses, wie ihn jene Zeit zu schlürfen verstand, der wird auch gern den Spuren nachgehen, welche jener Zeitgeist uns in seinen Kunstgebilden hinterlassen hat. In jenen Tagen beginnt die Lust an vielfarbigem, edlem Gesteine, an rothen und grünen Porphyren, an geflecktem Cippolino; da verlangt das Auge nach Glanz und Licht; die Rippen des Säulenschaftes verschwinden, ein glatter, spiegelblank polirter farbiger Schaft steigt schlank empor zum bronzenen vergoldeten Capitell; da weiß man durch leichte Wölbung der horizontalen Gebälkstücke nach außen, durch polirte Rosetten und Fruchtschnüre schimmernde Streifen, kokette Lichter spielen zu lassen. Da entstehen jene Paläste, die einem Ovidius noch als ein dichterisches Ideal vorschweben, die regia des Sonnengottes:

„— sublimibus alta columnis
Clara micante auro flammasque imitante pyropo,
Cujus ebur nitidum fastigia summa tegebat,
Argenti bifores radiabant lumine valvae."

Jener Zeit gehörte das an, was hier in Trümmern und halb noch unter der Erde vor uns lag. Zweifellos liegt hier noch sehr viel unter dem deckenden Erdreiche verborgen. Ein schönes Säulencapitell von rother Farbe wollte unser Gartenbesitzer uns noch vorführen; vor Kurzem hatte er es einem anderen Reisenden gezeigt, aber wieder vergraben aus einem Grunde, den er nicht gern sagen zu wollen schien. Wir mußten aus Mangel an Zeit auf die Ausgrabung verzichten, wurden freilich reichlich so lange, wie diese gedauert haben würde, durch die Nöthigung zu einer Tasse Kaffee aufgehalten, die ja im Lande der Gastlichkeit nicht ausgeschlagen werden darf.

Längs des Strandes, an dem wir dann zurückwanderten, ziehen sich ausgedehnte antike Bauten hin; heute liegen sie zum größeren Theile unter Wasser. Es ist nicht nöthig, wie dies geschehen, anzunehmen, daß es Hafenmolen und Badehäuser waren, da es außerordentlich wahrscheinlich ist, daß das Meer an den griechischen Felsküsten jetzt etwas höher steht als im Alterthume, während andererseits die aus Alluvialland gebildeten Uferstriche an Höhe und Ausdehnung gewonnen haben. Auch die Reste zweier römischer Sarkophage fanden wir; der eine zeigte in leidlicher Handwerkerarbeit das häufige Motiv Blumen und Früchte tragender geflügelter Genien oder Eroten.

Als wir nach Marathoníssi zurückkamen, war die Dunkelheit längst eingebrochen. Hell erleuchtete Fenster und lustige Geigenklänge lockten uns in ein Kapheníon, wo eine fröhliche Menge in prächtigen farbenreichen Gruppen bei Wasserpfeife und Kaffee den wechselnden Gesangs- und Instrumentalvorträgen einiger reisender Virtuosen nicht ersten Ranges mit großer Zufriedenheit und unter lebhaften Beifallsbezeugungen lauschte. Kahle weißgetünchte Wände waren es, in denen dieses zufriedene Völkchen sich seines Daseins freute. Waren jene glücklicher und froher, die einst dem Reigen asiatischer Tänzerinnen in jenen lichtfunkelnden Säulenhallen zuschauten, deren Trümmer nun in dem dunklen Fruchtgarten am Strande ruhen?

Um 11 Uhr sollte der Dampfer wieder aufbrechen; wir ließen uns also gegen 10 Uhr hinausrudern. Es war ein wundervoller Abend: ringsum kein Laut, als das Rauschen der verbrandenden Wellen und von fern her ein leiser verhallender Geigenton, von den Rudern floß das leuchtende Meerwasser wie glühende Silbertropfen. Unsere beiden Ruderer, Burschen von dreizehn und sechzehn Jahren, flüsterten mit

einander; wir baten sie, uns ein Lied zu singen, ein echt marathonissisches, und sie stimmten einen Wechselgesang an, dessen Worte bei der Dunkelheit leider nicht aufgezeichnet werden konnten.

„Καράβι, καραβάκι μου,
'πές μου ποῦ νὰ πᾷς!“

begann es.

„Du Barke, liebe Barke mein,
Sag', wohin Du fährst!“

Sie fährt weit über Meer in die Fremde. Drinnen sitzt ein Mädchen mit rothem Tuch und rothen Schuhen und mit ihr die Mutter. Aber ein anderes Fahrzeug folgt, darin sitzt der verschmähte Liebhaber des Mädchens. Die Mutter ist besorgt über diese unliebsame Begleitung; sie redet der Tochter zu, den Werber noch jetzt zu erhören. Die aber ist voller Hohn und Uebermuth:

„ἄς' τὸν μάνα, ἄς' νὰ πάῃ!
τὰ παπούτσια τοῦ χαλάει!“

„Laß ihn, Mutter, laß ihn! Hei!
Reißt sich nur die Schuh' entzwei!“

Wie der unglücklich Liebende dies bei der Bootfahrt fertig bringt, darüber klärt uns das Lied nicht auf. Begreiflicher wird die Sache, da nun die Drei ans Land steigen, und der Aermste durch weite, weite Strecken getreulich wie ein Hündchen folgt. Wieder mahnt die Mutter, aber vergebens. Das Mädchen mit dem rothen Tuche und den rothen Schuhen, die anscheinend dauerhafter sein müssen, als die des Freiers, bleibt bei ihrem Refrain:

Laß ihn, Mutter, laß ihn! Hei!
Reißt sich nur die Schuh' entzwei!

Und dabei bleibt es, denn also endet das Lied von Marathonissi.

Nereus liebliche Töchter wiegten uns in einen sanften Schlaf, während dessen unser Dampfer uns quer über den Golf brachte. Als wir gegen halb sieben Uhr an Bord kamen, lag der steile Fels des Cap Malea, wie die Alten, oder Maliá, wie die heutigen Griechen sagen, gerade vor uns, und eben sollte unser Kiel um seinen Fuß lenken.

Malvasia.

„Zurück mir rufen möcht' ich ein Gesicht,
Das ich vielleicht geträumt; und möchte
mir's verzeichnen."
Byron.

Μαλέας τε κάμψας ἐπιλάθου τῶν οἴκαδε! „Wenn Du Malea umschiffest, vergiß der Heimath!" sagten die Alten. Es war und ist noch heute ein von den Schiffern gefürchtetes Vorgebirge, denn hier stoßen die Strömungen zweier Meere auf einander, und der Wechsel der Winde ist hier oft ein sehr plötzlicher und gefährlicher. Manch Einer mag hier der Heimath auf immer vergessen haben. Um Manchen, dessen Gebeine hier auf dem Meeresgrunde ruhen, mag eine trauernde Mutter jener rührenden Denksteine einen gesetzt haben, wie sie aus dem Alterthume mehrfach erhalten sind. Da sehen wir den Schiffer, an öde Felsküste verschlagen, trauernd sitzen, vor ihm sein Schiff, das er im Leben führte, oder wir schauen ihn mit einem Genossen auf wild gethürmten Wogen kräftig mit dem Ruder arbeitend, wie ihn das Mutterauge zuletzt erschaute, als er sich aufmachte zur weiten, gefahrvollen Fahrt nach Massilia.

Ich habe Malea zweimal umfahren, das eine Mal in herrlichstem Morgensonnenscheine, das andere Mal bei wunderbar schönem Mondlichte, beide Male aber bei glücklichster Fahrt auf leiser, nur im Traume athmender See. Zwischen

den Klippen des Felsens hängt eine kleine Kapelle, bei der ein Einsiedler wohnt. Sein einsames Licht schimmerte in jener klaren Nacht weit hinaus über den Spiegel des Meeres.

Die südöstlichste Halbinsel Lakoniens spaltet sich hier in zwei Theile, die heute Elaphonissi, die Hirschinsel, und Maliá heißen. Wenn Bocharts Erklärung des Namens Malea richtig ist, der ihn von dem phoinikischen maleath, der Kinnbacken, ableitet und dazu ha-chamór ergänzt, so daß der Name „Eselskinnbacken" bedeuten würde, und wenn ferner die Alten das heutige Elaphonissi nach seiner Gestalt Onugnathos nannten, was ebenfalls Eselskinnbacken heißt, so muß man annehmen, daß schon im Alterthume die geographischen Begriffe und die Namen der beiden Landzungen sich auf einander übertragen haben.

Gegenüber liegt als letzter Ausläufer des östlichen lakonischen Gebirgszuges das noch zu wenig durchforschte Eiland der Aphrodite, Kythera, das heutige Cerigo. Nur eine Meile weit von dem Festlande entfernt, läßt es vom Schiffe aus, das zwischen beiden hindurchfährt, sein uninteressantes Profil deutlich erkennen.

Und nun wendet unser Kiel nordwärts dem aigeischen Meere zu. Trostlose Oede ist der Charakter der östlichen Felsküste. Nicht senkrechte Wände, wie wir sie gestern im Osten des lakonischen Golfes sahen, sondern schräge, zerklüftete Felslehnen steigen nach Nordwesten zu höher und höher vor uns auf. Noch hingen droben auf den höchsten Spitzen die Schleier der Morgennebel, aber bald verscheuchte sie die steigende Sonne.

„Wie wenn einst von des großen Gebirgs hochragendem Felshaupt
Dickes Gewölk fortdrängte der Blitzaufreger Kronion;
Hell sind alle die Warten der Berge, die zackigen Gipfel,
Thäler auch; aber am Himmel zertheilt endlos sich der Aether."

Unbarmherzig enthüllte eine blendende Sonne all diese Nacktheit und Armuth der Felsküste; stundenlang glitten wir daran entlang über den matten, regungslosen Spiegel der See. Ein Gefühl trostloser Einsamkeit beschleicht das Herz bei solcher Fahrt. Kein Haus, kein Baum, kein Quell! Und nun richten sich alle Augen, bewaffnete und unbewaffnete, auf einen steilen Felsen, der weit ins Meer vorspringt. Da liegen sie ja, lange Häuserzeilen, sonnenbeleuchtete Kuppeln einer felsbekrönenden Stadt. Aber das Herz zieht sich noch enger zusammen, beängstigender noch klopft es in der wehmüthig erregten Brust. Monemvasía!

Wie ein schauerliches Traumgesicht, wie ein Märchenbild starrt uns eine verlassene Stadt an. Leere Fensterhöhlen blicken auf uns mit erloschenen Augen, gassenlang streckt ziegelentblößtes, nacktes Dachgespärre seine morschen Arme empor, tief in das Innere der Kuppeln schaust Du hinein durch breite Löcher, zwischen dem Gerippe des Dachstuhls hindurch.

Das ist die Stadt, die einst dem edelsten Weine der Welt seinen Namen gab, dem „süßen Malvasier", von dem auch unsere deutschen Volkslieder zu erzählen wissen, das Lied vom jungen Zimmergesellen, dem Künstler, der dem Markgrafen ein Schloß von Gold und Marmelstein baut, und auf den des Markgrafen junges Weib ein begehrliches Auge wirft:

„Trink Wein, trink Wein, jung Zimmergesell,
Trink süßen Malvasier!
Und wenn mein Leib Dir süßer ist,
So komm nur wieder zu mir!"

Gekeltert freilich hat wohl Napoli di Malvasia, wie die Stadt von den Venetianern genannt wird, auch zu jenen Zeiten seiner Blüthe keinen Wein, denn dies Felsgestade war gewiß auch schon zur Venetianerzeit kahl und öde, aber es

war der Mittelpunkt des griechischen Küstenhandels und ein Stapelplatz für die Waaren und besonders für die edlen Feuerweine, welche die östlichen Inseln zeitigten, und die seinen Namen annahmen.

In alten Zeiten lag die Stadt am Festlande, gegenüber der Insel Minoa, war eine Kolonie des argolischen Epidauros und führte den Namen Epidauros Limera. Fremde Eindringlinge, wohl schon die Gothen unter Alarich, verdrängten ihre Bewohner, die nun die Felseninsel durch eine lange Brücke mit dem Festlande verknüpften und an jener eine neue feste Stadt bauten, die sie nach dem einzigen Zugange, den die Brücke bietet, Monemvasía (*Μονεμβασία*) nannten. Aber ihre Bedeutung gewinnt diese Stadt noch nicht in antiker Zeit, sondern erst im Mittelalter und zur Zeit der venetianischen Herrschaft, deren Charakter ihre Ruinen tragen, ein festes Kastell auf der Spitze des Inselfelsens und eine ebenfalls befestigte Unterstadt.

Die letztere liegt zwischen zwei zerfallenden Schutzmauern, die am Felsen emporsteigend immer enger zusammenlaufen. Den Mauern annähernd parallel laufen die Hauptstraßen, und wie ihr Hauptzug ein ostwestlicher ist, liegen auch die Längsaxen der Kirchen in derselben Richtung. Die größte der letzteren, eine große, weiträumige Anlage, rührt offenbar schon aus der Zeit vor der Herrschaft der Franken her, ist jedoch von diesen ausgebaut, was Buchon veranlaßt hat, sie eine fränkische zu nennen. Aber das im Dreipaß geschlossene äußere Portal, mehr noch die stattliche Kuppel über der Kreuzung des Lang- und Querhauses und die Form der rundbogigen Fenster lassen keinen Zweifel daran, daß die Anlage einer älteren Zeit als dem dreizehnten Jahrhundert angehört. Freilich trägt der Thürsturz des Portales das Wappen der Villehardoins, das Ankerkreuz der Champagne,

aber es ist entweder erst später in diesen Steinbalken hineingemeißelt, oder der Letztere ist erneuert worden. Das Langhaus ist durch pfeilergetragene Arcaden in ein breites Hauptschiff und zwei schmalere Nebenschiffe getheilt. Zahlreiche Grabsteine, die sich an den Bogenpfeilern befanden, sind herausgerissen und zu profanen Zwecken verwendet worden. Das mag wohl zur Zeit der Türken geschehen sein, die sich auch angelegen sein ließen, die nicht ohne Großartigkeit angelegten Malereien der Kirche zu zerkratzen oder zu übertünchen. Was noch erhalten, ist im Sinne byzantinischer Kunst, aber wohl von einem venetianischen Maler geschaffen, wenigstens ist von den drei deutlich erkennbaren Figuren, Johannes des Täufers, der Maria und des Erlösers, der Letztere mit einem offenen Pelzrocke bekleidet, wie ihn die Venetianer trugen.

Nicht weit von dieser Hauptkirche liegt eine zweite viel kleinere. Nach einer an der Schauseite erhaltenen griechischen Inschrift ist sie von einem malvasischen Patricier, Andreas Likinios, gestiftet. Wenige Schritte davon liegt sein Haus, wie alle andern langsam in Trümmer sinkend. Auf einer in die Wand eingelassenen Platte steht zu lesen: „Andreas Likinios, 9. Juli“.

Das vom Kaiser Andronikos gegründete und der heiligen Sophia geweihte Kloster lag oben in der Burg. Schon 1840, als Buchon Monemvasía besuchte, weilte kein Mönch mehr droben, die Archive aber und wichtige Karten waren nach Athen gerettet worden. In jenem Jahre hatte die Burg noch eine Besatzung von sechzig Invaliden unter einem Phrourarchen. Letzterer hatte damals bei der verfallenden Klosterkirche — vermuthlich mehr um verborgenen Schätzen nachzuspüren, als aus geschichtlichem Interesse — Nachgrabungen gemacht und dabei einen großen Grabstein ge-

funden, dessen räthselhaftes Flachrelief Buchon abbildet, ohne es erklären zu können: In der Mitte ist ein römisches Schwert dargestellt, welches auf seiner abgerundeten Spitze steht. Unten liegen zwei Löwen einander abgewandt und richten ihre Häupter an den Rändern des Steines empor. Aus ihren Leibern wächst je eine Cypresse, über deren Wipfeln sich zwei Pfauen mit ihren Schnäbeln dem Knaufe des Schwertes zuwenden. Auch in dieser Kirche haben die Türken gründlich aufgeräumt und die Malereien zerstört. Die Burg selbst, in der das Kloster mit seiner Kirche liegt, läßt sehr deutlich zwei, verschiedenen Zeiten angehörende, Anlagen erkennen, eine venetianische, der Unterstadt zugewendete, und eine fränkische, die den höchsten Theil des Felsens der Brücke gegenüber einnimmt und wohl auf die Epoche Wilhelm Villehardoins zurückzuführen sein wird.

Ueber die Geschichte der Stadt liegen sehr reiche Quellen vor, die um so wichtiger sind, als die Geschicke der Stadt entscheidend für das Schicksal Moreas gewesen sind. Leider ist gerade die reichste Quelle eine ziemlich unzuverlässige: dieses in der Bibliothek zu Turin befindliche Manuscript, das die Ueberschrift „περὶ κτίσεως Μονεμβασίας" führt und gewöhnlich die „Stadtchronik von Monemvasía" genannt wird, ist von Karl Hopf einer eingehenden Kritik unterzogen worden, wobei sich denn herausstellte, daß es nichts weiter, als ein dem 16. Jahrhundert angehöriges und wahrscheinlich der Feder des Gabriel Severus entstammendes Collectaneum ist, eine kritiklose Compilation aus Gelesenem, Gehörtem und wahrscheinlich auch — Erfundenem. Es war daher ein Mißgriff des streitrüstigen Fallmerayer, daß er gerade diese Chronik als Waffe für seine Ueberzeugung von der gänzlichen Slavisirung Griechenlands ins Feld führte. Nichtsdestoweniger bleibt die Handschrift für die Geschichte der Stadt selbst von

Werth, denn sie enthält viele Angaben, die sich durch andere Nachrichten bestätigen lassen und daher für die Glaubwürdigkeit anderer, ihr allein angehörender Mittheilungen als Zeugen eintreten. Die andere weit zuverlässigere Quelle sind die Schriften des Phrantzes. Ein Schwager des im Jahre 1406 als Statthalter in Monemvasía residirenden Gregorius Palaiologos Mamonas, und wahrscheinlich ein Kind der Stadt, hat Phrantzes ein ganz besonderes Interesse daran gehabt, die Geschichte seines Heimathsortes ausführlich zu behandeln. Er berichtet uns, daß bereits unter dem Kaiser Maurikios (582 bis 602) die Stadt zu dem Sitze eines selbständigen Metropolitanbischofes erhoben worden sei. Von ihrer Existenz im achten Jahrhunderte berichtet uns auch eine deutsche Quelle, wenn anders die nicht in allen Ausgaben enthaltene und deshalb angefochtene Stelle, wie ich nicht zweifle, echt ist. Ein angelsächsischer Priester, der später kanonisirte Bischof von Eichstädt, St. Wilibaldus, machte in den Jahren von 723 bis 728 eine Pilgerfahrt in das heilige Land, die von einer Verwandten, einer Nonne zu Heidenheim, in lateinischer Sprache beschrieben worden ist. Dabei kommt er bei seiner Fahrt ins aigeische Meer auch nach der Stadt „Manafasia in Slavinica terra“. Fallmerayer stützt auch hier mit Unrecht auf diese Stelle seinen Beweis, daß damals die ganze Peloponnes bereits ein slavisirtes Land gewesen sei, denn wenn auch die Stelle echt ist, so finden wir doch bei der ehrsamen Klosterschwester an anderen Orten eine so krasse Begriffsverwirrung über die geographischen Verhältnisse des Morgenlandes, daß dieser Beweis ein sehr schwacher genannt werden muß.

Wohl aber sollte von Monemvasía der Anstoß zu der sehr vollständigen Slavisirung der Halbinsel am Ende des achten Jahrhunderts ausgehen, wenn auch nur in mittelbarer Weise.

Denn im Jahre 746 brachte ein aus Süditalien kommendes Schiff die Pest nach Monemvasía, die von hier aus sich über das ganze Land ausbreitete, und in den folgenden Jahren eine solche Verheerung unter den ursprünglichen Bewohnern anrichtete, daß die von Norden nachdrängenden Slavenhorden das Land verödet und wehrlos vorfanden, und fast ohne Schwertstreich von ihm Besitz ergreifen konnten.

Im Beginn des dreizehnten Jahrhunderts, als die fränkischen Ritter unter Champlitte und später unter den Villehardoins Morea eroberten, blieben Nauplia und Monemvasía lange Zeit hindurch die einzigen unbezwungenen Städte. Erst unter dem dritten dieser Fürsten, Wilhelm, mußte nach Nauplias Falle auch dieses letzte Bollwerk griechischer Freiheit ausgeliefert werden. Das war im Jahre 1250. Aber der vorangehende Kampf war für den fränkischen Eroberer kein leichter; drei Jahre lag er mit seinem Landheere davor und bewarf die Mauern mit riesigen Maschinen, während auf der Seeseite vier zu seinem Beistande entsendete venetianische Galeeren die Zufuhr vollkommen abschnitten. „Wie eine Nachtigall in ihrem Käfig", waren die Vertheidiger eingeschlossen, so erzählt der unbekannte Verfasser der Chronik von Morea mit einer seiner meist höchst wunderlichen Tropen. Als man Nichts mehr zu essen hatte, und selbst die Ratten alle verzehrt waren, entschloß man sich zur Uebergabe. Die drei Primaten der Stadt, Mamonas, Monoiannis und Sophianos unterhandelten mit dem Franken und erlangten die ehrenvollsten Bedingungen: Beibehaltung und Fortdauer aller Güter, Privilegien und Freiheiten, in deren Genuß die Stadt von jeher war, und das Recht, ihrem neuen Landesherrn und seinen Nachfolgern nur in Seekriegen Hülfe zu leisten, und zwar gegen Soldbezug der Schiffsmannschaft und Bewilligung einer Gratification als außerordentliche Belohnung der zu

leistenden Dienste. Die fränkischen Fürsten zeichnete diplomatische Klugheit nicht weniger als mannhafte Tüchtigkeit aus. Wilhelm übersah schnell, daß Monemvasías Besitz ihm nicht nur den werthvollsten Festungsplatz des Landes sicherte, sondern daß nach dem Falle dieses unüberwindlich geglaubten Bollwerkes die im Innern des Landes noch trotzenden Heerführer sich ohne weiteren Kampf unterwerfen würden. Er bewilligte und beschwor nicht allein alle diese Bedingungen, sondern fügte dem Verlangten freiwillig eine erhebliche Schenkung fruchtbaren Landes auf der Westseite der lakonischen Halbinsel hinzu. Wie er vorausgesetzt, fiel ihm hierdurch das ganze Land zu. So behielt Monemvasía auch unter dem Regimente der Franken seine alte municipale Verfassung. Nur dreizehn Jahre blieb es in fränkischer Hand; 1263 nach der unglücklichen Schlacht bei Perlepe in Makedonien mußte Wilhelm Villehardoin es dem griechischen Kaiser zurückgeben. Phrantzes schildert nun ausführlich, wie seine Landsleute durch Bürgertugend und Anhänglichkeit an die kaiserliche Familie sich so sehr auszeichneten, daß Letztere die Stadt durch immer größere Schenkungen und Freiheiten ehrte. Und es war denn wohl die Anhänglichkeit an das rechtmäßige Oberhaupt, welche die Einwohner veranlaßte, bei dem Aufstande des Demetrios Palaiologos gegen seinen Bruder Thomas für den letzteren Partei zu ergreifen und sich, so lange es gehen wollte, gegen Landsleute und Türken gleichzeitig zu vertheidigen. Indessen vermochte das kleine Häuflein der Vertheidiger unter Manuel Palaiologos der Uebermacht der Stürmenden nicht länger zu widerstehen, und da keine andere Rettung zu erblicken war, warf man sich den Päpstlichen in die Arme. Da ward Monemvasía eine Stadt des römischen Papstes, der sie mit starkem Arme von den Bedrückern befreite und ihr italienische Gouverneurs gab, einen geistlichen

und einen weltlichen. Das war im Jahre 1460. Wenige Jahre später bemächtigte sich die Republik Venedig, mit den Päpstlichen im Streite, der Veste und hielt sie als einen vorzüglichen Waffenplatz zur beständigen Beunruhigung der Türken bis zum Jahre 1540. In jener Zeit entstand außer dem venetianischen Theile der oberen Festung auch der heute noch wohlerhaltene thurmartige Brückenkopf, der den Eingang von der Festlandsseite deckt.

1540, bei dem Friedensschlusse vom 2. October, geht Monemvasía in türkische Hände über und bleibt darin volle hundertundfünfzig Jahre, bis 1690 Francesco Morosini die Stadt zur Uebergabe zwingt.

Aber nur von kurzer Dauer ist diese zweite Venetianerherrschaft, denn schon 1714 fällt die Feste wieder in die Hand des Großvessirs, ohne doch wesentlich unter dem Drucke der Fremdherrschaft zu leiden. Erst 1770, als Katharinas abenteuerlicher Plan einer politischen Wiederbelebung Griechenlands nach dem mißglückten Aufstande unter Orloffs thörichter Leitung einen kläglichen Schiffbruch erlitt, traf auch die Monemvasioten, die sich lebhaft an dem Aufstande betheiligt hatten, das harte Loos der Verbannung. Nach Spetzia, Hydra und über das Meer nach Smyrna zogen die Landsleute des Phrantzes, um ihre Häuser und ihre Habe türkischen Zuzüglern zu überlassen. 1820 beim Beginne der griechischen Freiheitsbewegungen zählt Monemvasía dreihundert türkische Familien in der Unterstadt und fünfzig in der Citadelle. Die feste Lage des Ortes und der Muth der türkischen Vertheidiger schützte die Stadt noch bis 1822, dann fiel auch dieses Bollwerk der Ostküste den Befreiern des Landes zu.

Der erste Reisende, welcher uns genauere Kunde von der zerfallenden Stadt brachte, war Buchon im Jahre 1840. Außer einer Besatzung der Citadelle von sechszig Invaliden fand er

damals nur noch vierzig Familien ursprünglicher Bewohner und ebenso viele aus Kreta geflüchtete Auswanderer.

Heut ist die Stadt noch viel verlassener; die Ankunft unseres Dampfbootes mochte wohl die Mehrzahl der Bewohner hinausgelockt haben. Es war Feiertag, und festliche buntfarbige Gewänder zierten Frauen und Männer, — aber mehr als dreißig bis vierzig Menschen konnten wir in den weitgedehnten Gassen nicht entdecken.

Was mag diese Leute hier noch zurückhalten, mitten in einer Steinwildniß, in der ein mageres Ackerland, die Felder bei Viliäs, den fast zwei Stunden weit entfernten, einzig bestellbaren Boden bildet?

Nicht die trümmerhaften Reste der athenischen Burg, nicht Roms zerfallende Kaiserpaläste, noch Pompejis verödete Straßen haben auf mich einen so tief traurigen Eindruck gemacht, wie die leeren langen, wankenden Häuserzeilen Monemvasías mit ihren öden Fensterhöhlen, ihren lückenhaft grinsenden Ziegeldächern, zwischen deren Gespärre der Uhu und die Dohlen nisten. Dort sind es Todte, denen wir mit stiller Wehmuth in das erstarrte Antlitz blicken, hier ist es ein Sterbender, dessen Züge wir sich entstellen, den wir vor unseren Augen mit dem Tode ringen sehen. Auf Pompejis reinlich gefegtem Quaderpflaster wandelt der Besucher mit dem Eindrucke, als ginge er in einer Seitengasse des nächtlichen Neapel, als könnten diese Straßen sich in jedem Augenblicke mit einer fröhlichen Menschenmenge beleben, die ungehindert wie in alter Zeit, in breiter Prozession zum Forum wandelte. In Monemvasía rührt sich keine Hand, um die fußhohen Ziegel- und Steinhaufen hinwegzuräumen, welche die Straßen bedecken. Nur der Wind trägt mitleidig einige Samenkörner herzu, um diese Trümmer mit den Fetzen eines fadenscheinigen grünen Tuches zu verhüllen: Disteln und Fencheldolden und

die schlanke Königskerze sprossen auf den Schutthaufen, wilde Kappern ranken sich an dem Gemäuer empor mit ihren fleischigen, dunklen Blättern und den märchenhaften, schneeigen Blüthen mit dem fragenden Staubfädenauge. Kein menschlicher Fuß betritt mehr diese Gassen, kein anderes Lebewesen als der Fuchs, streicht über diese Schwellen. Haus reiht sich an Haus, Saal an Saal, Gemach an Gemach — Alles leer, öde, verlassen.

Langsam wendet der Dampfer sich ab, langsam verschwinden Häuser und Kuppeln, zuletzt die Citadelle. Wenn ich sie wiedersehe nach Jahren, nach Jahrzehnten vielleicht, wieviel wird dann noch davon übrig sein? Ein einziger Erdstoß, wie er den olympischen Tempel, wie er Nemea traf, und kein Stein mehr auf dem anderen.

Das Bild der verfallenen Stadt verläßt uns nicht; kein freundliches Uferbild erscheint, um den Bann zu lösen, worin es die Seele gefangen hält. Stundenlang gleiten wir an grauen, nackten Felshängen entlang bis zum Vorgebirge Trachili, dem heutigen Grenzpunkte der Provinz Lakedaimon. Zur Zeit des Pausanias lag die Grenze nördlicher bei Prasiai, unfern der an phoinikische Einwanderung erinnernden Stadt Tyros. In noch älterer Zeit hat sicherlich auch ein Theil der argolischen Kynuria zu Sparta gehört, der Landstrich, auf dessen rauhen Berghängen der fleißige Stamm der Tschakonen haust. Es ist ein Völkchen unaufgeklärter Herkunft, das sich gern als die echten Nachkommen der alten Spartaner bezeichnet, das einen eigenen, vom Neugriechischen verschiedenen, seit Thiersch' Vorgange vielbesprochenen Dialekt spricht, freilich jetzt nur noch in drei Ortschaften. Wenn die ersten Schneeflocken sich auf die Hochgebirge des Parnon herabsenken, dann greifen die Tschakonen zum Wanderstabe. Menschen und Heerden ziehen dann abwärts bis unter die Wintergrenze.

Dort bleiben die Frauen, die Kinder und Greise mit den Heerden, aber die rüstige Mannschaft zieht weiter hinab in die Ebenen und verdingt sich als Arbeiter in den Korinthenfeldern, den Wein- und Olivengärten. Von dort schaut das Auge sehnsüchtig hinauf zu den beschneiten Gipfeln der Heimath; und wenn mit dem Frühling die ersten dunklen Thaustreifen die Berggrate hinanklimmen, wenn die voller schäumenden Bäche der Heimath die Kunde herabtragen: droben wird es Lenz! dann duldet's den Tschakonen nicht länger unten. Von allen Seiten strömt das Völkchen zusammen, die Bergstraße hinauf nach Aghios Petros, um vereint mit Weib und Kind in die rauhe Heimath zu wandern.

Auch wir hatten in Olympia in der ersten Arbeitscampagne einen Stamm von neunzig Tschakonen, etwas über die Hälfte der damaligen Arbeiterzahl. Oft habe ich da unbeobachtet dem Gespräche gelauscht, wenn zufällig ein Wanderer vom Gebirge herabgekommen war, wenn man ihn von allen Seiten umdrängte und nach den Seinen forschte, nach den neugeborenen Lämmern nicht minder, als nach dem eigenen Familienzuwachs. „Du bist Vater geworden, Petros!" erzählte der Bote. Ein zaghafter, fragender Blick begegnet dem Worte. „Es ist eine Tochter!" „Sei's das nächste Jahr ein Sohn!" ist der Glückwunsch der Umstehenden. Betrübt wendet sich der Arme der Arbeit wieder zu. Aber Janis hat einen Sohn; da ist Freude im ganzen Lager: nach Feierabend wird eine ganze Ziege gebraten und beim Feuer Rhomäika getanzt. In wenigen Tagen wird Janis um Urlaub bitten und die schwere, harte Wanderschaft antreten durch die donnernden Gießbäche im Thal und über die beschneiten Paßhöhen des Malevo: Er muß seinen Sohn sehen!

Nauplia.

„Wachtfeuer, Lager waren hier und Heer
Hier hat der dreiste Bauersmann gewagt,
Das Nest zu stürmen; und er dünkt sich mehr,
Zeigt er die Klippen dort, um die der Kampf so schwer.“
Childe Harold.

Die „beglückende Fahrt, von den kahlen arkadischen Berghöhen hinab an den leuchtenden Golf von Nauplia“, den raschen Wechsel der Landschaftsbilder, den Gegensatz zwischen dem unwirthlichen, rauhen Hochlande Arkadiens und der begrünten, fruchtbaren Ebene von Argos — Wilhelm Lang hat sie uns in seiner „Peloponnesischen Wanderung“ in der ihm eigenen Sprache erzählt, einer Sprache, die der lebendige Ausdruck des Glückes jener Fahrt ist, die dem Leser den freudigen Widerhall jenes Glückes wachruft.

Wer sich von Süden her, von Lakonien aus, zu Schiffe der argolischen Küste nähert, empfängt zunächst nicht einen so freudigen Eindruck. Dieselben langen, eintönigen, kahlen Bergrücken, die vom Cap Malea an bis zur Grenze von Argolis mit ihrem grellgrauen Lichte das Auge reizten und den Geist ermüdeten, begleiten uns zur Linken fast bis unter die Höhe von Nauplia. Nur einmal treten sie vom Meere zurück, um einer kleinen Ebene Raum zu lassen, die kaum eine Meile lang und nicht viel über eine Viertelmeile breit — ein fruchtbares

Schwemmland — sich zwischen den Winterflüssen von Aghi' Andreas und Aghios Petros ausbreitet, die Tanos-Ebene der Alten.

Mit der Geschichte der neugriechischen Erhebung sind die argolischen Flachlande unzertrennbar verknüpft. Auch dieses bescheidene Thal hat einen Theil an dieser Erinnerung. Zwischen dem Winterdorfe von Aghios Joannis — Aghiannitika — und der Filiale des Lukasklosters, deren Häuser uns aus dem matten Baumgrün entgegenschimmern, breitet ein herrlicher Olivenhain seinen kühlenden Schatten auf die wohlgepflegte Niederung. In diesem Haine tagte im Jahre 1823 die zweite hellenische Volksversammlung, „ἡ ἐν Ἄστρει συνελευσίς“. Petros Mavromichalis, der berühmte Bei der Maina, hatte sie einberufen, um die als ungenügend erkannte Constitution von Epidauros einer Revision zu unterwerfen. Hier erklärte die versammelte Menge am letzten Tage des Congresses, am 18/30. April, entgegen dem Willen der in Verona tagenden Großmächte, von Neuem das factische Bestehen und die politische Unabhängigkeit des griechischen Volkes. Astros, nach welchem die Versammlung ihren Namen trägt, und welches jetzt als aufblühender Flecken auf einem mitten aus dem Schwemmlande hart am Meere aufsteigenden Felsen gelagert ist, war damals noch ein einsamer unbewohnter Ort, ein Landungsplatz der Schiffer, die hier in einer vor Nordstürmen geschützten Bucht eine sichere Zufluchtsstätte fanden. An der südlichen Einbuchtung dieses natürlichen Hafens zieht sich weit in das Land hinein der Mustos, ein Brackwassersumpf von etwa 2000 Morgen Fläche. Seit der Mitte der Dreißiger Jahre hat man wiederholt vergebliche Anstrengungen gemacht, diesen Sumpf trocken zu legen und sein Gebiet für die Landwirthschaft zu gewinnen: eines der leider nicht seltenen Beispiele nutzloser Vergeudung von Geld und Kraft, die das

junge Königreich in gut gemeintem Eifer aufwendete; denn wenn auch die durch Niveauverhältnisse mit besonderen Schwierigkeiten verknüpfte Aufgabe gelöst würde, so hätte man ein Terrain erobert, dessen dürrer, harter und mit Kochsalz durchdrungener Thonboden selbst für die genügsame jumellische Baumwolle kaum eine genügende Nahrung hergeben würde.

Nördlich von Astros treten die Berge wieder dicht an das Meer heran, Ausläufer des Zavitzagebirges, das sich vom Kamme des Parthenion in einer Höhe bis gegen tausend Meter der See entgegenstreckt. Zwischen Berg und Meer zieht sich der schmale Paßweg hin, den die Alten Anigraia nannten. Dicht vor dem südlichen Ende desselben erblickt der Segler bei ruhiger See ein eigenthümliches Schauspiel. In einer Entfernung von mehr als dreihundert Meter von der Küste, wallt das Meer hoch auf in einem mächtigen senkrechten Strome, um den sich weite concentrische Wellenringe ausbreiten: das ist die unterseeische Süßwasserquelle Dine der Alten, ein Strom, der im Meere selbst entspringt, in den die Argiver dem Poseidon schöngezäumte Rosse als Opfer versenkten. Diese Quelle, heute Anavolo genannt, liefert wohl den besten Beweis für die Erklärung Fiedlers über die Entstehung der zahlreichen salzhaltigen Quellen an den griechischen Küsten. Die Alten haben sich lebhaft mit ihnen beschäftigt. Pausanias versäumt nie, bei seinen Wanderungen solche salzhaltigen Quellen zu erwähnen, ihren größeren oder geringeren Salzgehalt und sogar ihre verschiedene Temperatur zu besprechen. Fiedler schreibt die Entstehung solcher Salzquellen der eigenthümlichen Beschaffenheit des Kalkgesteines am Mittelmeere zu. Der Kalkboden Griechenlands ist von starken und zahlreichen Zerklüftungen durchzogen, die im Innern des Landes unterirdische Flußläufe bilden. Das Wasser dieser Flüsse bricht dann aus den sogenannten Katavothren plötzlich

mit vollem Strome hervor, um nach kurzem Laufe am Tageslichte wieder in einer anderen Spalte zu verschwinden. An der Küste nun tritt die See durch unterirdische Kalkschlotten weit in das Land hinein, und die Süßwasserquellen, welche mit ausreichender Kraft unter dem unterirdischen Seespiegel hervorbrechen, heben das Seewasser mit sich empor und mischen sich mit ihm. Ja selbst die Geschöpfe des Meeres heben sie mit sich empor, und so kommt es, daß man in kleinen Salzbachläufen (wie z. B. bei Kenchreai am Isthmos) auf den im Wasser liegenden Steinen dunkle Seeanemonen, Meernesseln und Klippenrosen ihre feinen Fühlfäden bewegen sieht.

Wie geeignet waren solche Erscheinungen, die leicht bewegliche Phantasie der Alten zu erregen und jene wunderbaren Mythen zu schaffen von den gewaltigen Bewässerungsanlagen des Herakles, oder von Strömen, die ihre Wogen unter dem Meere fortwälzen, wie der heilige Alpheios, der seiner geliebten Quellnymphe, Arethusa, bis Sicilien in das ortygische Heiligthum folgt! Am nördlichen Ende des Anigraiapasses breitet sich wiederum eine kleine Ebene aus, nördlich begrenzt von dem Gebirgsausläufer des Pontinos. Hinter diesem letzten Bergarme, an dessen Fuße die vereinzelten Häuser von Myli liegen, beginnen die großen weiten Flußebenen der rossenährenden Argos, die Thäler des Cheimarrhos, Erasinos und Inachos mit seinen Parallelbächen. Deutlich hebt sich jetzt aus dieser Ebene die langgestreckte Silhouette des Inselfelsens von Tirynth heraus, und weiter im Hintergrunde die Höhe der Ladrisa, der Burg von Argos.

Aber weder das linksseitige Ufer, wo die lernäische Hydra hauste, noch das Flachbild der Ebene vermag nunmehr den Blick noch zu fesseln, denn je mehr wir uns dem inneren Winkel des argolischen Golfes nähern, in desto gewaltigerer

und imponirenderer Wirkung tritt die Steilküste des rechten Ufers uns entgegen, ein von dem Hauptstock des Arachnaion gesondertes Inselgebirge. Nördlich sendet es weit in den Golf hinein ein schmales, jäh empor steigendes Vorgebirge, um dessen Fuß die Stadt Nauplia gelagert ist.

Wir fuhren um die Mittagszeit in den Hafen ein, schnell umdrängt von einer Schaar beutegieriger Bootsführer. Ein stämmiger Bursche, der den Namen des Schutzheiligen von Morea, Andreas, führte, ruderte uns mit Kraft und Eleganz ans Land; da wir unser Gepäck an Bord gelassen hatten, waren auch keine Formalitäten am Zollamte zu erfüllen, und wir konnten unverweilt dem Rufe unseres Magens folgen. Nauplia bietet den Fremden etwas in Griechenland sehr seltenes, drei Hôtels, in denen man wohnen, speisen und in wirklichen Betten schlafen kann. Der „Agamemnon", dicht am Landungsplatze, machte trotz seiner Geräumigkeit und Größe keinen günstigen Eindruck auf uns, auch kam der ausgesandte Kundschafter, unser trefflicher Arzt, mit der Nachricht zurück, der Speisesaal wie das darin Gebotene, sehe nicht einladend aus, ja es speisten jüngere Offiziere darin. In Griechenland, wo der niedere Offizier eine sehr geringe Stellung in der Gesellschaft einnimmt und einen kläglichen Monatssold bezieht, sind diese Jünger des Ares auf eine sehr bescheidene Lebensweise angewiesen; wir mißtrauten daher der Küche des „Agamemnon" und wanderten in die Stadt hinein, wo wir an dem sehr freundlichen „Platanenplatze" im Gasthofe zum „Vaterlande" in Herrn Kaimaris einen aufmerksamen Wirth und an seiner Tafel ein gutes Mittagsmahl und blanken Wein fanden. Auch später am Abend trafen wir hier nach heißer Wanderung ein herrliches laubüberdachtes Plätzchen und eine bunte Menge von Kaffeetrinkern und Rauchern, die bei dem etwas spärlichen Laternenscheine die

Lokalblätter von Nauplia studirten, wöchentlich einmal erscheinende Zeitungen, die „Argolis" und die „Anexartisía" (Indépendance).

Nach der Mahlzeit lag uns die an einem griechischen Junitage buchstäblich heiß zu nennende Aufgabe ob, die Stadt und ihre Umgebung zu besichtigen. Nauplia, heute Navplion genannt, ist die stärkste Festung Griechenlands und selbst moderner Kriegskunst gegenüber von einem wachsamen Vertheidiger leicht zu halten. Ein schmaler Landstreifen zwischen dem Steilfelsen und dem Meere bietet der Unterstadt einen nur sehr beschränkten Raum; deshalb sind ihre Straßen außerordentlich eng und ihre Häuser hoch gebaut, deshalb ähneln die spärlichen Plätze baumbepflanzten Höfen, die denn auch in den Abendstunden von Tischen und Stühlen vollkommen bedeckt werden. Nur unmittelbar am Hafen dehnt sich vor dem Hôtel „Agamemnon" ein etwas größerer, ziemlich wüst aussehender Platz aus.

Schon die Unterstadt wird durch zwei starke Forts vertheidigt, das „Zeughausfort" und die „Fünf Brüder". Letzteren gegenüber liegt im Meere auf einer kleinen Insel das Fort Bourtsi, ein berüchtigtes Staatsgefängniß, dessen Zellen tief unter dem Spiegel der anbrandenden See gelegen sein sollen. Die Spuren einer Pilotage zeigen, daß dies Inselchen einst mit der Stadt durch eine Pfahlbrücke verbunden war. Ueber der unteren Stadt erhebt sich auf den kyklopischen Mauerresten der antiken Akropolis die obere, Akronavplion, wie man sie modern getauft hat, Itschkalé, wie sie bis vor Kurzem noch offiziell hieß und im Volksmunde auch noch heißt. Itschkalé ist durch drei Forts befestigt: Kodhonostasion („der Glockenstuhl"), Alvanitias und das „Landseitenthor". Das Hauptwerk der Feste aber ist das vielberühmte Palamidhi. Seinen grauen Schieferfuß umbraust von drei Seiten

die Brandung des Meeres. Steil wie Gibraltar steigt daraus der Felsen zu schwindelnder Höhe empor, über dem Schiefer hochrothes Kieselgestein, darüber in oberster Lage grauweißer dichter Kalkstein. Wo die Regengüsse des Herbstes in seinen Spalten ein wenig mageren Erdreichs aus verwitterndem Gesteine zusammengespült haben, hat breitblättriger Epheu seine Wurzeln eingenistet und klimmt hunderte von Fuß hoch an dem Felsen empor. Dazwischen stehen in kleinen Gruppen, weidenden Heerden gleich, die dickblättrigen Stachelbüsche des indischen Feigencactus, in beschatteteren Schlupfwinkeln auch das zarte Silbergefieder der zierlichen Absynthstaude. Kleine Gärtchen, welche die Staatsgefangenen sich droben anlegen durften, grüßen dem aufklimmenden Pflanzenwuchse freundlich entgegen und verdecken zum Theil die dunklen Mündungen der Wallgeschütze. Das Palamidhion beherrscht mit seinen sieben Forts — deren stärkste Miltiades, Phokion und Ghiourousis — den Landzuzug vollkommen, Itschalé deckt die Meerseite, die Geschütze von Bourtsi bestreichen sowohl die Einfahrt zum inneren Hafen, wie den Landweg von Argos her.

Diese feste Lage gegen Land und See hin hat die Stätte schon in vorgeschichtlicher Zeit zu einem Waffenplatze gemacht. Aber nicht von der Landseite her, nicht von griechischen Autochthonen war die Stadt gegründet, sondern von fremden Einwanderern, die hier festen Fuß faßten und den Einwohnern gegenüber dieses Trutz-Argos erbauten. Wie die Phoinikier hier eingewandert sind, wie der Name des Palamidhi sich durch alle Zeiten hindurch gerettet hat, entstanden aus dem eines Heiligthums des Palamedes, der den Griechen als Erfinder der Kunst des Seefahrens gilt, als Erfinder der Leuchtthürme, der Rechenkunst und des Würfelspiels, der Wage und der Buchstabenschrift, also aller derjenigen Kulturfaktoren, die

von Phoinikien nach Griechenland übertragen wurden — das Alles hat Ernst Curtius in seinem Aufsatze „die Phönizier in Argos“ („Rheinisches Museum“ 1850) mit vollgültigen Beweisen und in seiner allezeit classischen Darstellungsweise dargethan, freilich diese, seine Ansicht später zu Gunsten der Jonier modifizirt. Aber wenn auch erst die Jonier durch eine Besiedlung Nauplias den Grundstein für die spätere Bedeutung der Stadt gelegt haben mögen, so haben doch sicherlich bereits die Phoiniker diesen günstigen Ankerplatz sich nicht entgehen lassen. Von der Blüthe einer uralten, vom Orient beeinflußten Cultur in Nauplia legen die vor wenigen Jahren bei der Stadt entdeckten großen Nekropolen lebendiges Zeugniß ab.

In classischer Zeit hat Nauplia eine wenig bedeutende Rolle gespielt und ist frühe untergegangen. Schon Pausanias findet die Stadt wüst und weiß nur wenig von ihr zu berichten: „Von ihren Mauern sind noch Trümmer übrig; auch ein Tempel des Poseidon und Ankerplätze sind in Nauplia, sowie die „Kanathos“ genannte Quelle. Hierin, sagen die Argeier, badete Hera in jedem Jahre und ging daraus immer wieder jungfräulich hervor.“ Pausanias macht hierzu eine etwas ketzerisch klingende Bemerkung; es mag ihm vielleicht ähnlich ergangen sein wie uns, denen in Nauplia nichts weniger als junonisch-jungfräuliche Schönheiten begegneten, obschon die Quelle Kanathos noch heutzutage zwischen der Vorstadt Pronia und dem nahen Dörfchen Aria lustig emporstrudelt. Die Venetianer haben sie gefaßt und ihr Wasser nach der Stadt geleitet.

Seit jenem Berichte des fleißigen Touristen liegt bis zum Mittelalter völliges Dunkel über der stillen Bucht von Nauplia. Erst 1204 beginnen die Flammen, in denen der lateinische Kreuzzug das ganze Morgenland auflodern ließ,

ihren Widerschein auch auf diesen verborgenen Winkel zu werfen. Damals herrschte als Archont in Nauplia ein Mann, dessen unruhiges Auge oftmals begehrlich von dem Gipfel des Palamídhi über die engen Grenzen seines kleinen Machtbezirkes hinausgeschweift haben mochte, ehe ihn plötzlich der kühne Gedanke durchzuckte — griechischer Kaiser zu werden, Leon Sguros. Mit fast unglaublicher Schnelle war ein Heerhaufen gesammelt, Argos besetzt und Korinth geplündert. In gleicher Eile ward eine Flotte organisirt, der Hafen von Athen blokirt, während das Landheer über den Isthmos ging und die Hauptstadt von der Landseite umschloß. Vermochte auch die Energie und das hinreißende Beispiel des athenischen Erzbischofs Michael Choniates, der sich an die Spitze der Truppen stellte und eigenhändig die Vertheidigungsmaschinen richtete, die Akropolis zu halten, so ging doch die Unterstadt in Flammen auf. Nordwärts wälzte sich der Heerhaufe weiter, Theben wurde besetzt, der Engpaß der Thermopylen ungehindert durchzogen und endlich in Thessalien Halt gemacht, wo Sguros sich mit der Tochter des vertriebenen Kaisers Alexis vermählte. Weiter sollte der Eroberungszug nicht gehen. Bonifacio an der Spitze des abendländischen Heeres jagte die Räuber bis unter die Thore von Nauplia zurück, ohne freilich die Veste selbst nehmen zu können. Damit war die schnell emporgeloderte Flamme des Aufruhrs eben so schnell erloschen, und das Ereigniß wäre an sich hier nicht der Erwähnung werth gewesen, wenn es nicht den Anstoß zu einer weit folgenschwereren That gegeben hätte. Unter den Wällen von Nauplia nämlich begegneten sich in dem Lager der Normannen zum ersten Male zwei eigengeartete abenteuernde Männer, die — jeder auf eigene Hand — auf Eroberungen im Osten ausgegangen waren, ohne bis jetzt dauernde Erfolge erzielt zu haben, Wilhelm von Champ-

litte und Gottfried Villehardoin, energische Charaktere, eben so tapfer im Kampfe wie scharf von Verstande und klug als Politiker. Gleiche Herkunft, ähnliche Ziele und ein schnelles gegenseitiges Verständniß der Charaktere führten Beide rasch zusammen und ließen den Plan einer gemeinsamen Eroberung Moreas reifen, der, mit gleicher Schnelligkeit entworfen und ausgeführt, das Schicksal der Halbinsel auf mehr als zwei Jahrhunderte bestimmt hat. Das war im Jahre 1205.

Die Stadt, vor deren Mauern dieser Plan geschmiedet wurde, sollten die beiden Abenteurer freilich nicht in ihrer Gewalt sehen. Wilhelm Champlitte wurde nach kurzer Regentschaft zur Uebernahme seiner Stammherrschaft in der Champagne nach Frankreich zurückberufen; er fügte sich der Familienpflicht, freilich, wie der Chronist berichtet, unter den bittersten Thränen. Ja, wer ließe gern dieses Land, der es je einmal — wenn auch noch so vorübergehend — als Heimath besessen, „das Land mit dem klaren, reinen Himmel, wo bei spärlichem und magerem Boden der Fleiß mit reicher Fruchtbarkeit belohnt wird, das Land voll Felsen, gleich wie sichere Burgen, das Land voll Buchten und Häfen, drei Welttheilen nahe, das Land, was vor allen selbst die Götter liebten". Auch Wilhelms Nachfolger, Gottfried, starb nach fast vierzigjähriger Herrschaft mit dem bitteren Gefühle, daß die beiden Hauptbollwerke Moreas, Nauplia und Monemvasía, noch unbezwungen seiner trotzten. Es war ein heiliges Vermächtniß für seinen Sohn Wilhelm (Kalamáta), diese Vesten zu nehmen. Nauplia fiel nach einjähriger Einschließung, nicht vom Schwerte, sondern vom Hunger bezwungen, zwischen 1245 und 1247, Monemvasía aus gleicher Ursache 1248. Klug wie sein Vater trat Wilhelm mit großer Milde gegen die Besiegten auf; in Nauplia ward nur das Palamídhi besetzt, während die Rhomäer die Veste von Itschkalé behalten

durften. Daher führt in fränkischer Zeit das erstere auch den Namen Frankikon, während die zweite das Rhomaïkon genannt wird. Nauplia und Argos wurden nun als Herzogthum ein Lehen des Großherrn von Athen, Otho La Roche, und gingen später durch Erbschaft in die Hände der Familie Enghien-Cornaro über. Von dieser Familie kaufte die Republik Venedig das Herzogthum im Jahre 1388, ohne jedoch vor dem Beginne des fünfzehnten Jahrhunderts dieser Erwerbung froh zu werden, die ihr von Nerio Acciajuoli und dessen Schwiegersohne Carlo Tocco hartnäckig streitig gemacht wurde. Mit der endlichen Besitzergreifung von Nauplia gewinnt Venedig zum ersten Male festen Fuß auch auf der Ostseite von Morea. Bis 1540 trotzte hier der Löwe von San Marco allen Angriffen türkischer Heeresmacht, während das flache Land längst dem Islam zur Beute gefallen war. Soliman erhob die endlich eroberte Stadt zum Sitze des ersten Sandschak von Morea, einem Range, den sie erst nach dem Frieden von Passarowitz an das arkadische Tripolitza abtreten mußte.

Im Jahre 1686 aber erschienen die Venetianer von Neuem unter dem Felsen des Palamídhi. Graf Königsmark nahm die noch nicht hinreichend befestigten Höhen mit stürmender Hand und nun erst beginnt für Nauplia die eigentliche, wenn gleich kurze, Blüthezeit unter venetianischer Herrschaft.

Zuerst ging man unter Morosinis Leitung an eine gänzliche Umgestaltung der Festungswerke auf dem Palamídhi. Tiefe und breite Gräben wurden in den Kalkfelsen gesprengt, hohe steile Böschungen aufgemauert und so ein System von sieben isolirten, einander deckenden Forts geschaffen, das selbst der heutigen Kriegskunst noch für ein außerordentlich schwer zu nehmendes gelten soll. Gegenüber dem Inselfort

Bourtsi bewahrt eine Inschrift am Stadtthore das Andenken an die Leistungen Morosinis:

Post urbes arcesque expugnatas valideque munitas,
Post sexies fugatos hostes hoc regnum patriae restituit
Franciscus Maurocenus, C. supmus armum moderator,
Et Alexander Bono, maximae triremis gubernator
Hoc aeternitatis monumentum posuit
A. D. MDCLXXXVII.

Auch die Unterstadt ging nicht leer aus. Neben mannichfachen heute noch wohl erhaltenen Nützlichkeitsbauten, wie der oben erwähnten Wasserleitung, errichtete man mehrere Kirchen, von denen San Giorgio die hervorragendste ist, ein edler Bau in reicher venetianischer Architektur und mit kostspieliger Ausschmückung seiner inneren Wandflächen durch Malerei. Hier soll sich, den Kunstforschern wohl noch unbekannt, eine dem Ende des siebenzehnten Jahrhunderts entstammende, mäßige Copie al fresco des Lionardoschen Abendmahles befinden, die zu sehen ich keine Muße hatte. Bei der immer mehr um sich greifenden Zerstörung des Originals dürfte diese Copie für spätere Zeiten einen willkommenen Beitrag zur Kenntniß der ursprünglichen Farbengebung bieten und sich ergänzend dem hinzugesellen, was für das Studium des verlorenen Originales in der Gallerie der Brera und in der Sammlung zu Weimar an unschätzbarem Materiale noch vorhanden ist.

Im Jahre 1715 wechselte die Stadt abermals ihren Besitzer: die Türken eroberten sich das Palamidhi trotz seiner furchtbaren Befestigung zurück und hielten nun die Stadt mehr als hundert Jahre lang, auch während des griechischen Freiheitskampfes noch bis 1822, wo in der Nacht des Andreasfestes die Citadelle von den hellenischen Pallikaren gestürmt wurde. Die unglückseligen Wirren wiederzuerzählen, die seit jenem Tage bis zur Thronbesteigung König

Ottos über Griechenland hereinbrachen, liegt nicht im Rahmen dieser Skizzen. Nauplia, seit dem 18. Januar 1828 Sitz der Regierung unter Johannes Kapodistrias, war der Mittelpunkt dieser Bewegung. Von der unbegreiflich kurzsichtigen Politik der Londoner Conferenz (Februar 1830) immer mehr auf die Seite Rußlands gedrängt, begann Kapodistrias hier in gutgemeinter Absicht die Talente eines russischen Despoten zu entfalten; Freiheitsbeschränkungen, Unterdrückung der Presse, die entschiedene Weigerung, eine neue Volksversammlung zu berufen, erbitterten das Volk mehr und mehr gegen seinen einstigen Liebling „Väterchen Johann", bis die ungerechte Einkerkerung des alten Mainafürsten Petros Mavromichalis das Maß voll machte, und die Söhne des Gefangenen am 6. October 1831 den verhaßten Gegner vor der Kirche des heiligen Spiridhion mit meuchlerischer Kugel niederstreckten. Man zeigte uns, als wir die Kirche besichtigten, neben dem Steinpfosten des Portals die Stelle, wo eine der Kugeln ein breites Loch in den Stein geschlagen hat.

Die Mörder sollten die Früchte ihrer Blutthat nicht genießen. Augustin, der Bruder des Ermordeten, trat mit Kolettis und Mavrokordatos zu einem Triumvirate zusammen, dem die Entzweiung der beiden ersteren ein schnelles Ende bereitete. Mittlerweile war Prinz Otto von Baiern von den Großmächten zum Könige vorgeschlagen worden, und das griechische Volk trat in Nauplias Vorstadt, dem etwa dreitausend Einwohner zählenden Pronia, zusammen, um am 8. August 1832 die Anerkennung des Königs auszusprechen und über die Grundlagen einer Verfassung zu berathen. Die sich hier abspielenden Scenen gehören zu dem Unerfreulichsten, was während der Freiheitsbewegung der Haß der Parteien zu Wege gebracht hat. Kolokotronis in Tripolitza, Tzavellas in Patras, Grivas in Missolonghi be-

einflußten die Versammlung durch Waffenaufstände, die russische (Nappisten-) Partei raubte die Staatsdruckerei aus Nauplia und erklärte den russischen General Ricord zum Präsidenten, während die Soldaten der Regierung ungestraft unliebsame Deputirte einfach aus der Versammlung wegschleppten, um Lösegeld von ihnen zu erpressen. Die Versammlung von Nauplia löste sich auf diese Weise schmachvoll auf.

Am 6. Februar 1833 zog der junge siebenzehnjährige König mit seinen drei Curatoren, von Armansperg, Maurer und Heideck in Nauplia ein, mit ihm der beste Wille und — die mangelhafteste Einsicht in die Verhältnisse; 1834 indessen siedelte der Hof nach Athen über, der historischen Hauptstadt des Landes. Aber wie Nauplia der Vorort von Ottos Thronerhebung war, so sollte auch von hier aus der erste Anstoß zu seinem Falle ausgehen. Nauplia war die erste Stadt, die nach dem verhängnißvollen 1. März (a. St.) 1862, der Revolution auf Kythnos, sich gegen den König erhob, und in welcher unter der Führung von Pagonis und Dyovouniotis eine förmliche Belagerung der regulären Truppen durch die aufständischen Bürger begann.

Uns, die wir diesen jungen Ereignissen verhältnißmäßig noch sehr nahe stehen, wird es schwer, diese Katastrophe richtig zu beurtheilen. Die mannichfachen Stimmen, die ich unter den Griechen selbst sammeln konnte, sind sehr getheilt. Unter den Gemäßigteren scheint sich die Ansicht geltend zu machen, daß die Vertreibung Ottos keinen glücklichen Schritt in der Entwickelung des Landes bezeichnet; man erkennt mehr und mehr, was man an ihm trotz aller Schwächen gehabt hat. Allgemeiner ist die Verurtheilung der Königin Amalia. Ein wahrhaft tödtlicher Haß herrscht in einzelnen Kreisen gegen die vor Kurzem heimgegangene Monarchin, bei deren

Namen ich die Fäuste habe sich ballen sehen, ein Haß, der so weit geht, ihr das schlimmste Verbrechen vorzuwerfen, dessen man in Griechenland eine Frau bezichtigen kann, den Willen, ihrem Volke einen Thronerben zu versagen.

Die Urtheile der bisherigen Geschichtsschreibung über diese jüngste Zeit litten zumeist noch unter der zu großen Nähe des dargestellten Objectes.

Seit Nauplia von dem Range einer Landeshauptstadt herabgestiegen ist, muß es sich damit begnügen, als Vorort der Provinz Argolis-Korinth die Residenz eines Erzbischofs und Sitz eines Obergerichtshofes zu sein. Aber die kurze Zeit der Präsidentschaft Kapodistrias' und das erste Jahr der königlichen Hofhaltung haben genügt, der Stadt ihren Stempel aufdrücken; keine andere griechische Stadt, den neuen Theil Athens ausgenommen, trägt so sehr einen modern abendländischen Charakter. Man kann sich zwischen den hohen Häuserzeilen mit den freundlichen grünen Fensterläden und eisengeländerten Balcons sehr leicht in eine mittelgroße italienische Stadt versetzt glauben. Die bedeutenderen Gebäude, das ehemalige Residenzschloß, das Waffenmagazin und die Zeugkammer, die Kasernen, Lazarethe und auch die Schulgebäude — ein Gymnasium, eine mittlere Bürgerschule und zwei Volksschulen — alle tragen ein durchaus modernes Gepräge. Und selbst eines der jüngsten Kinder der modernen Cultur fehlte zur Zeit unseres Besuches in Nauplia nicht: Als wir spät am Abend noch einen Gang durch die Gassen machten, trafen aus einem erleuchteten Garten längst vergessene aber wohlbekannte Töne mein überraschtes Ohr. Eine Harfe und zwei Geigen begleiteten eine hohe Sopranstimme, die vor einer andächtig lauschenden Griechenmenge mit unaussprechlichem Gefühle ein ach! wie lange nicht gehörtes Lied sang:

„Zieht im Herbst die Lerche fort,
Sagt sie leis Ade!“

Wir konnten nicht umhin, einzutreten und einen Blick auf die Gesellschaft zu werfen. Da saßen sie auf einem erhöhten bretternen Podium leibhaftig vor mir, wie ich sie in meinen Gymnasiastenjahren gekannt und bewundert hatte, die „Geschwister“ N. N. aus Preßnitz oder Pardubitz im Lande Böhmen, drei weibliche Wesen gesetzten Alters und ein Geigenspieler, ein café chantant, oder nach deutscher, unübertrefflich onomatopoietischer Uebersetzung, ein „Tingeltangel“ nach alter solider Art. Bei uns in Deutschland sind diese ehrsamen böhmischen Hauscapellen fast ganz verdrängt worden. Die Tiroler, echte und imitirte, machten ihnen die erste Concurrenz, mehr noch die frivole französische Chansonette, die Cancanpoesie. Nach Griechenland und dem Orient rettete sich der Rest der ehrsamen Bierfiedelei, hier kann der Deutsche noch die vergessenen Lieder seiner Kindheit wieder hören: „Zerdrück' die Thräne nicht in Deinem Auge“, „Wenn die Schwalben heimwärts ziehn“, „O Seele zage nicht!“

„Aber Demodokos hemmte nunmehr die klingende Harfe,“ er hatte die Fremdlinge erspäht und an ihrem freudigen Verständnisse für die Lieder deutsch redende Männer erkannt; auch die Damen kamen herbei und wir bildeten eine Zeit lang den umgafften Mittelpunkt der Versammlung. Die „Geschwister“ erzählten uns von den Kunstreisen der Capelle: in Smyrna waren sie gewesen und in Brussa am Fuße des asiatischen Olympos, dann in Stambul und Saloniki; Athen aber hatten sie gemieden, weil dort Monsieur Frédéric mit seiner französischen Operettengesellschaft den Musentempel am Ilissos besetzt hielt. Die Geschäfte waren überall vortrefflich gegangen; noch zwei Jahre lang wollte man reisen

und dann in der Heimath des Wohlerworbenen genießen. Wir schieden von den wackeren Landsleuten nicht ohne ihnen unsere Freude und unseren Dank in einer international verständlichen Sprache auszudrücken, und ließen uns über die blanke See zu unserem Dampfer hinüberrudern, wo die zwar engen, aber doch einigermaßen reinlichen Cabinenbetten eine angenehmere Ruhe in Aussicht stellten, als wir sie wohl in einem der Hôtels gefunden hätten.

Tirynth.

— — rarus vacuis habitator in arvis
monstrat Cyclopum ductas sudoribus arces.
Stat. Theb.

Zu der in Griechenland außergewöhnlichen Annehmlichkeit, die Nauplia dem Reisenden durch den Besitz von Gasthäusern gewährt, hat es noch einen weiteren Vorzug vor anderen griechischen Städten: es besitzt einige Miethswagen und dazu die Möglichkeit, dieselben auf, wenngleich kurzen, doch fahrbaren Wegen zu benutzen. Den Namen einer Straße nach deutschen Begriffen verdient freilich nur der eine aus der Stadt in nordwestlicher Richtung führende Weg nach den Ruinen von Tiryns, die das Ziel unseres heutigen Ausflugs bilden. Er macht den Anfang der fahrbaren Heerstraße aus, die von Nauplia über Argos nach Korinth führen sollte, aber leider nur bis Argos gelangt ist, eine mäßig unterhaltene, von den Franzosen während der Expedition von 1829 begonnene und in den Vierziger Jahren vollendete Schotterchaussee von nicht ganz zwei Meilen Länge. Den nicht unbedeutenden Preis für die kurze Fahrt von Nauplia nach den Ruinen erhöhte ein verhältnißmäßig reichliches Chausseegeld, reichlich noch, nachdem es uns gelungen war, von dem Zollpächter einen beträchtlichen Theil — abzuhandeln.

Der Weg zieht sich der Küste parallel in etwa einer halben Stunde Entfernung von derselben in weitem Bogen

durch das Flachland; zur Linken säumt er ein ungesundes Sumpfufer, zur rechten begleiten ihn anfänglich noch einige niedrige Hügelzüge. Aus einer tief ausgeschrämten Nische in einem derselben grüßt uns das edle Marmorbild eines ruhenden Löwen, ähnlich dem bekannten Schweizerlöwen in Stellung und Trefflichkeit der Ausführung. Eine Inschrift belehrt uns, daß er den im Freiheitskampfe für Griechenland gefallenen Baiern zum Gedächtnisse errichtet ist.

Nun beginnt die weite argolische Tiefebene, aus der nur einzelne Felshöhen wie Inseln hervorragen, zuerst ein einsamer Kegelberg von mehr als hundert Meter Höhe, der Aghios Ilías, dann der langgelagerte Burgfelsen von Tiryntḥ.

Für die Topographie Griechenlands ist dieses Stückchen Erde von hoher Wichtigkeit geworden. Hier legten die französischen Ingenieuroffiziere im März 1828 von Aria, dem Vorstädtchen Nauplias, aus nach dem Fuße des tirynthischen Burghügels und hinter dem Aghios Ilías vorüber ihre erste Basis für die trigonometrische Vermessung Griechenlands, deren Resultate mit staunenswerther Schnelligkeit bereits im Jahre 1832 als jene „Carte de la Grèce“ erschienen, die noch heute als die einzige, leider nicht ganz fehlerlose Unterlage aller topographischen Untersuchungen des Inneren von Griechenland dienen muß, während die Küstenstriche sich durch das Interesse Englands trefflicher Specialaufnahmen und fortgesetzter Veröffentlichungen Seitens der Admiralität erfreuen. Wer eine Karte Griechenlands aus der Zeit von der französischen Messung, z. B. die des seiner Zeit berühmten Reichardschen Orbis terrarum antiquus, mit der französischen Karte vergleicht, wird auf den ersten Blick die völlige Andersgestaltung der Umrisse, der Flußläufe und Gebirgszüge erkennen. Mit jenen früheren Karten war es unmöglich, den Angaben der alten Geographen zu folgen, und

erst die französische Messung zeigte, wie zuverlässig jene Beobachter gewesen, und wie nur der Mangel einer richtigen Aufnahme ihren Mißcredit verschuldete. Aber freilich ist auch die französische Karte nicht überall zuverlässig; ihre Verfertiger haben das von vornherein anerkannt und eine Anzahl der zweifelhaften Punkte angegeben. Darum kann auch jetzt noch die Erklärung einer ganzen Reihe wichtiger topographischer Fragen erst dann erfolgen, wenn genauere kartographische Unterlagen geschaffen sind. Ein hierauf zielendes Unternehmen wäre um so dankenswerther, als die besprochene französische Karte in vollständigen Exemplaren nicht mehr käuflich zu haben, die neu veranstaltete Auflage aber nahezu unbrauchbar ist.

Für Attika ist der Anfang gemacht: in anerkennenswürdiger Bereitwilligkeit hat der Große Generalstab des deutschen Heeres seit sechs Jahren einige Ingenieurofficiere zeitweilig beurlaubt, die zunächst die Ebene von Athen bis zum Meere einerseits und zum Hymettos und Aigaleos andrerseits in mustergültigster Weise aufgenommen haben. Diese jetzt zum Theil edirten Meßtischblätter J. A. Kauperts und seiner deutschen Mitarbeiter haben, vereint mit gleichzeitigen architektonischen Specialaufnahmen, eine neue, wesentlich erweiterte und berichtigte Grundlage für die zweite Auflage von E. Curtius' „Sieben Karten zur Topographie Athens" geschaffen. Wenn man weiß, mit wie verhältnißmäßig geringen Kosten, Dank der Opferfreudigkeit jener Herren, diese Arbeiten zu Stande gekommen sind, und wie viele Befähigte gern ihre Zeit und Arbeitskraft für die Erweiterung des Unternehmens über den gesammten classischen Boden daran setzen würden, so kann man nur tief beklagen, daß nicht der Staat oder begüterte Privatleute die Initiative ergreifen und die Mittel zur Verfügung stellen. Ohne

Schwierigkeit würden dieser topographischen Arbeit die Einzelaufnahmen der noch unbekannten Baudenkmäler zur Seite gehen, die Sammlung der Tausende von inschriftlichen Schätzen, die, wenige Fuß unter der Oberdecke verborgen, ganz Griechenland bedecken, der massenhaften Gegenstände der Kleinkunst, die überall verstreut liegen. Ich wiederhole das Wort „überall“! Nur wer Monate und Jahre hindurch das Innere des Landes kennen gelernt hat, kann sich einen Begriff von dem Reichthume machen, der hier noch in der Erde verborgen liegt. Hat nicht Olympias Aufdeckung, haben nicht Schliemanns rastlose Schürfungen und die griechischen Arbeiten in Athen und Tanagra gezeigt, daß man nur die Schaufel anzusetzen braucht, um ganze Museen zu füllen? Wie vieles liegt noch gänzlich unberührt, wie viel unzweifelhaft reiches Fundgebiet unerschlossen! Zwei Namen nenne ich nur: Therapne, Eleusis!

Die Bilder, die uns auf unserer Fahrt zu beiden Seiten des staubigen Weges begleiten, erinnern in nichts an die Vorstellung, die man sich bei dem homerischen Ausdrucke: „die rossenährende Argos“, von der Landschaft gebildet hatte. Die tirynthische Ebene ist wenig fruchtbar; sumpfig während der Regenzeit und hart gedörrt im Sommer bringt sie einen geringen Ertrag. Einige Weingärten am Wege sind die spärlichen Ueberbleibsel von Nauplias Weinbau in alter Zeit, von dem Pausanias uns berichtet. Er sah in der Nähe der Stadt das Bild eines Esels in den Felsen gemeißelt und wurde von seinem Führer bedeutet, daß die dankbaren Weinbauer dem geduldigen Thiere dieses Denkmal gestiftet hätten, weil es ihnen durch das Benagen der Rebstöcke die Kunst gewiesen habe, durch Zurückschneiden der Schößlinge eine größere Traubenfülle zu erzielen.

Unser schnelles Fuhrwerk brachte uns in kaum mehr als

einer halben Stunde an den Fuß des tirynthischen Burgfelsens, Paläonávplion, oder schlechthin Paläókastron, wie er heute genannt wird. Er erstreckt sich in einer Länge von etwa dreihundert Meter von Süd nach Nord in niedriger schmaler Form, ein etwas breiteres und höheres Plateau im Süden und ein etwa vier Meter tiefer gelegenes und schmaleres nach Mitternacht bildend, beide getrennt durch eine künstliche Mauer, deren Fügung einer späteren Zeit, als der der allerältesten Besiedelung dieser Stätte anzugehören scheint.

Den oberen Rand des ganzen Felsrückens umschließt die uralte, kolossale Ringmauer, welcher Tiryuth seine Berühmtheit verdankt. Schon den Griechen der classischen Zeit galt dieses Gemäuer als ein uralt-vorgeschichtliches, von dämonischen Gewalten, den Kyklopen, aufgethürmtes Werk. Bei Homer führt Tiryns den Beinamen *τειχιόεσσα*, „die Gemauerte“ *κατ᾽ ἐξοχήν*; die Tirynthier stehen in dem Rufe den Thurmbau erfunden zu haben. Pausanias staunt bei dem Anblicke der riesigen Mauerblöcke, deren kleinster so groß sei, daß ein Maulthiergespann ihn nicht von der Stelle bewegen könne. Und er hat Recht: die Blöcke sind in der That riesig, die kleineren über zwei Meter lang, ein Meter hoch und ein bis zwei Meter tief in das Mauerwerk einbindend, die größesten über drei Meter lang und einundeinhalb Meter stark und hoch. Das sind nun Gewichte von 80 bis zu 250 Zollcentner. Mit welchen Hülfsmitteln vermochte das räthselhafte Geschlecht der „Kyklopen“ diese Blöcke zu einer Höhe bis zu zwanzig Meter aufeinanderzuschichten? Denn daß die Ringmauer an einzelnen Stellen diese Höhe hatte, ist unzweifelhaft. An der am besten erhaltenen Ostseite steht das Mauerwerk noch bis zu vierzehn Meter hoch, und die herabgestürzten Trümmer zeigen, daß es noch um ziemlich

die Hälfte höher war. Kein Mörtel verbindet die gänzlich unbehauenen Blöcke; in einer Stärke, die zwischen sieben und vierzehn Meter wechselt, sind sie, wie der nahe Steinbruch am Eliasberge sie lieferte, neben und übereinander geschichtet und halten sich einzig durch ihr Gewicht. In die Lücken ihres unregelmäßigen Gefüges sind kleinere Stücke hineingekeilt: *λίθια* „Steinchen" nennt diese letzteren Pausanias, dem diese Construction auffällt; freilich sind es gegenüber jenen Riesenblöcken Steinchen, aber Steinchen immer noch von der respectablen Größe heutiger großer Werksteine. Eine ganz gleiche Bauweise fand ich bei dem südwestlichen Theile der Mauern von Phigalia, nur in viel kleinerem Maßstabe, wie ein winziges Modell der tirynthischen.

Was ferner die Mauern von Tiryns neben ihrer ungeheuren Stärke unterscheidet, ist der Umstand, daß sie nicht durchweg massiv sind, sondern daß in ihrem Innern mannshohe Gänge, theils einfach, theils zu zweien einander parallel in ihrer Längsrichtung sich erstrecken, die auf der südlichen und südöstlichen Seite deutlich zu verfolgen sind, wahrscheinlich aber in dem ganzen Mauerringe vorhanden gewesen sind. Diese Gänge sind nicht überwölbt, sondern durch Ueberkragen der oberen beiden riesigen Steinschichten gebildet, so daß ihr Querschnitt aus einem Quadrate mit darüber stehendem gleichseitigem Dreiecke gebildet ist. Auf der Ostseite führen aus einem dieser Gänge wieder kurze Quergänge nach außen durch die Mauer hindurch. Ueber die Bestimmung dieser Gänge, oder wie man sie gewöhnlich bezeichnet, dieser Gallerien, sind die Ansichten der Gelehrten getheilt. Gell, der uns im Anfange dieses Jahrhunderts die erste Kunde und die ersten bildlichen Darstellungen von der tirynthischen Burg brachte, hielt sie für einen letzten Zufluchtsort der Besatzung in Zeiten der Kriegsnoth. Nach Gell hat sich Göttling, der im Jahre

1840 die Ruinen mit Roß zusammen besuchte, mit dieser Frage ernstlicher beschäftigt. Warum er bei seiner Veröffentlichung nicht die bereits erschienene gute Aufnahme der Franzosen benutzte, sondern den wesentlich auf Phantasie beruhenden Plan Gells, ist nicht recht begreiflich. Göttling bemüht sich unter Beibringung reichen wissenschaftlichen Materials, die Ansicht Gells, der auch Leake sich angeschlossen hatte, zu bekämpfen und die tirynthischen Gallerien als Vorrathsspeicher darzustellen, in denen die Belagerten eine große Fülle von Getreide und Vieh aufbewahren konnten. Weshalb die Erbauer von Tirynth hierzu nicht lieber eine Stelle im Innern wählten, warum sie ihre Vorräthe, die neben der Stärke der Burg die wesentlichste Bedingung für das Aushalten einer Belagerung bildeten, dem Feinde in dem Außenringe der Mauer aussetzten und gar noch zahlreiche Zugänge von Außen dazu schufen, bleibt bei dieser Erklärung dem Praktiker eine ungelöste Frage.

Bei der ziemlich niedrigen Lage des Burgfelsens war es dem Belagerer nicht schwer, den Innenraum der Feste mit Wurfgeschossen und Steinen zu überschütten und dadurch die Bewegung der Besatzung zu erschweren. In solchem Falle boten die Mauergänge einen vollkommen gedeckten Weg, um Truppentheile ungehindert nach bedrohten Punkten zu dirigiren. Die nach außen hin führenden Quergänge aber gewährten Bogenschützen und Schleuderern den günstigsten Aufstellungspunkt zur Vertheidigung des auf der Ostseite belegenen Thores. Vortheilhafter und bequemer wäre es wohl gewesen, den Laufgängen eine größere Breite zu geben, als die gewählte von noch nicht zwei Meter, aber man verstand nicht die Technik des Wölbens und vermochte mit den riesigen Blöcken keine größeren Spannweiten zu überdecken. Deshalb half man sich mit dem denkbar einfachsten Mittel: man legte

statt eines breiten Ganges deren zwei schmalere parallel neben einander.

Verwandte Anlagen finden sich, soweit unsere Kenntniß reicht, nur noch in der uralten kyklopischen Ringmauer der lakonischen Stadt Zarax und bei Missolonghi.

Wir erklommen den Burghügel von der Südseite her auf einer durch die Trümmer gebildeten natürlichen Rampe, die geraden Weges in eine der Gallerien hineinführt. Gell nimmt hier bei seiner phantasiegeborenen Darstellung der Burg ein Thor an, Göttling und auch E. Curtius sind ihm darin gefolgt. Für diese Annahme fehlt jede Unterlage und hat auch in früherer Zeit gefehlt. Gell sagt ausdrücklich „the portal at the south eastern angle has entirely disappeared“. Auch Schliemanns neueste Untersuchungen konnten die Vermuthungen eines Thores hier nicht bestätigen. Letzterer vermuthet, wenn auch kein Thor, so doch eine Ausfallpforte; auch dafür fehlt der Beweis. Mir scheint die Burg vielmehr nur den einen einzigen Zugang besessen zu haben, dessen Anlage auf der Ostseite sehr deutlich zu erkennen ist. Hier führt eine von mächtigen Blöcken krystallinischen Kalkes aufgethürmte Rampe in einer Breite von etwa 6 Meter rechtwinklig zur Akropolismauer hinauf und durch dieselbe hindurch, um sich, im rechten Winkel um die Mauer herumbiegend, an deren Innenseite noch weiter fortzusetzen. Der Letzteren gegenüber aber erhebt sich im Innern eine Art von Bastion, gleichsam ein dritter Thorpfeiler, der den Zugang noch deckte, wenn der andringende Feind das Mauerthor schon genommen hatte. Die Stürmenden standen dann „zwischen drei Feuern", von der breiten Außenmauer und der geräumigen Bastion aus.

Die Ringmauer von Tiryns mit ihrer Thorbastion, unzweifelhaft das älteste Baudenkmal Griechenlands, ist leider

das einzige, was von der Stadt an erkennbaren baulichen Resten übrig geblieben ist. Ihre Stätte, auf der bei Buchons Besuch 1840 ein trefflicher Taback gebaut wurde, ist heute gänzlich öde und verlassen. Wir fanden die beiden Hochflächen mit wilden Cappern und einem Walde von Disteln bedeckt; aus einem der Felsengänge stahl sich ein Fuchs und schlich über das Plateau in die Ebene hinab.

Kaum zwei Monate nach unserem Besuche ward es hier für eine kurze Zeit lebendig. Derselbe kleine Dampfer, der mich mit lieben Reisegefährten am 31. Juli 1876 in Aigina absetzte, führte Herrn Schliemann mit seiner treuen Arbeitsgenossin und die griechischen Gelehrten Pappadakis, Phendiklis und Kastorchis nach Tiryns, wo man zugleich mit fünfzig Arbeitern zu graben begann. Man zog auf dem oberen Plateau zwei längere sich kreuzende Gräben und grub ebenda dreizehn Schächte von zwei Meter Durchmesser, während auf dem niederen nördlichen Plateau drei Schächte abgesenkt wurden, und endlich unterhalb des Burgfelsens, außerhalb der Ringmauern durch die Anlage von vier Schächten eine Nachforschung nach Resten einer Unterstadt eingeleitet ward. Die Arbeit wurde leider schon nach sechs Tagen abgebrochen, weil die wichtiger erscheinende Fundstätte, Mykenai, die Arbeitskräfte dringender erheischte.

Es kann bei dieser Art der Untersuchung nicht befremden, daß die glücklichen Ergebnisse, welche die Arbeiten in Bezug auf Kleinfunde gehabt haben, nicht von eben so großen Erfolgen für eine Bereicherung unseres Wissens in Bezug auf die baulichen Anlagen der Stadt begleitet gewesen sind. Meine eigenen Erfahrungen bei unseren olympischen Ausgrabungsarbeiten haben meine bereits vorgefaßte Meinung nur bestätigt, daß durch Anlage von engen Schächten und schmalen Gräben für die Erforschung baulicher Anlagen so

gut wie Nichts erreicht werden kann. Bei dem Anblicke der wenigen Bautrümmer in den vereinzelten Gruben oder der Mauerzüge, die einen Graben durchsetzen, bleibt der Phantasie immer der größte Spielraum, sich das Gefundene zu einem Ganzen zusammenzureimen; das giebt dann je nach der Befähigung oder dem Glücke des Reimers im besten Falle ein mehr oder minder gutes — Gedicht! Für die Erforschung baulicher Anlagen giebt es nur ein einziges Mittel: vollständige Abtragung der deckenden Hülle bis auf die Grundmauern. „Ich wollte nicht untersuchen, was der Ursprung der Sprache etwa gewesen sein konnte, sondern was er wirklich gewesen ist", dieses gewaltige Wort Lazarus Geigers sollte jedem Forscher auf seinem besonderen Gebiete zur Devise werden. Das bloße Tasten hier und dort und das Combiniren aus den zerstreuten Resultaten bringt vielleicht mehr Schaden als Nutzen, eine wie angenehme und geistreiche Beschäftigung es auch sein mag.

Herr Schliemann hat in wechselnden Tiefen von zwei bis fünf Meter den gewachsenen Felsboden angetroffen, auf ihm wenige „cyklopische Hausmauerreste" und „Wasserleitungen," die nur aus lose neben einander auf den Felsboden verlegten Steinen zusammengesetzt sind. Wenn der unermüdliche Forscher hierbei eingesteht, nicht zu begreifen, wie es möglich gewesen, daß das Wasser in diesen undichten Kanälen habe laufen können, so möchte ich doch lieber den Schluß ziehen, daß diese parallel laufenden Steinschichten eben alles andere gewesen sein mögen, nur nicht gerade Wasserleitungen. Aus dem Nichtvorkommen rechtwinklig behauener Steine wird dann der nicht unwahrscheinliche Schluß gezogen, daß die Gebäude von Tiryns aus Holz oder aus ungebrannten Lehmsteinen errichtet gewesen seien, deren man sich noch jetzt in dieser Gegend vielfach bedient, und die ein leicht vergängliches

Material sind. Eben sowohl kann man aber annehmen, daß vorhandene behauene Steine als ein willkommenes Baumaterial von späteren Geschlechtern zur Gründung benachbarter Ortschaften verschleppt wurden. Denn das ist das Loos der meisten hellenischen Bauten gewesen; nur die Riesenhaftigkeit der tirynthischen Ringmauerblöcke konnte sie vor gleichem Schicksale bewahren.

Weit ergebnißreicher und interessanter sind die Folgerungen, die sich an die Kleinfunde der Schliemann'schen Arbeiten knüpfen. Zuerst tritt bedeutsam die Thatsache hervor, daß die Unterstadt ein anderes Einwohnergeschlecht beherbergte, als die sie überragende Oberstadt, die nach einer Combination aus Stellen des Strabon und Pindar auch den Namen Likymnia geführt zu haben scheint. Fanden sich in dem Boden der ersteren nur Gegenstände von hellenischer Arbeit, so weisen die Funde in der Oberstadt auf ein vorhellenisches, orientalisches Geschlecht hin. Zahlreiche sehr roh bemalte Terracottafiguren von Kühen und weiblichen Idolen mit Kuhhörnern oder der Mondsichel deuten auf einen frühen Zusammenhang der Schutzgöttin von Tiryntl und Mykenai, der Hera, mit orientalischen Gottheiten, der Isis und Ashtoreth; auch die Kopfbedeckung einer kleinen männlichen Bleifigur scheint eine orientalische. Wie früher Herr Schliemann in den Idolen von Hissarlik die Eule erkannt hatte und den homerischen Namen der Glaukopis Athene aus einer uralten Verehrungsform dieser Göttin nachzuweisen bemüht war, so leitet ihn hier die Kuhform der großäugigen Idole auf eine ähnliche Beweisführung für den Zusammenhang des Beinamens der Hera, der Boopis, mit ihrem aus dem Orient stammenden Cultus unter dem Bilde der fruchtbaren Kuh und als Göttin des wachsenden Mondes.

Mr. Gladstone, dem seine Geschäfte als Staatslenker

immer noch zu ernsten und tiefen archäologischen Forschungen Muße ließen, hat in seiner vortrefflichen langen Vorrede zu den Schliemannschen Berichten sich im Wesentlichen der Meinung des Letzteren anschließen können. Auch nach seiner Ansicht lebte in Tiryns wie in Mykenai eine Bevölkerung, die vor hellenischer Zeit von Osten und Süden einwanderte und den Cultus des Poseidon mitbrachte. Die Kyklopen, poseidonische Gottheiten, haben nach der Meinung der Alten die Mauern von Tiryns gebaut; auch Trojas Mauern hatte Poseidon dem Laomedon zusammengefügt. Ebenso weisen die Bronzebekleidungen der mykenischen Bauten auf das Morgenland, auf ein nicht griechisches Volk hin. Auch Newton kommt zu dem Ergebniß, daß die mykenischen Gräber und die tirynthischen Befestigungen einer Epoche entstammen, die der „gräcophönizischen" vorangeht.

Dem späteren, griechischen Geschlechte ist Tiryns die Wiege des dorischen Landesheros, des Herakles, und gleich Mykenai die Stätte blutigen Verwandtenzwistes. Proites hatte sie gegründet, dessen Sohn, Megapenthes, sie an Perseus, den Gründer von Argos und Mykenai schenkte. Elektryon, in dessen Besitz die Stadt sodann vererbt wird, ist der Vater Alkmenes, aus deren Schooße der göttliche Heros hervorgeht. Als Sthenelos, der König von Argos, seinen Vater Amphitryon aus Tirynth vertrieben hat, erobert der herangewachsene, von thatenreicher Wanderung heimkehrende Held die Burg zurück und gründet sich und seiner Mutter Alkmene hier ein dauerndes Heim.

In geschichtlicher Zeit finden wir Tiryns schon früh abhängig von Argos, wenngleich eine achaiische Bevölkerung sich in ihren Mauern hielt. Wenige Jahre vor ihrer Zerstörung war ihr noch eine glänzende Waffenthat beschieden. Mit Mykenai zusammen stellte die Stadt vierhundert Be-

waffnete zu der Schlacht von Plataiai und durfte ihren Namen auf jener ehernen Basis verewigt sehen, auf welcher die Sieger dem delphischen Apollon einen goldenen Dreifuß weihten. Die Eifersucht der Argiver auf diesen Vorzug führte zu Streitigkeiten. Argivische Sclaven, die Gymnesier, entrannen ihren Herrn und setzten sich in Tiryntḥs Mauern fest, wurden aber nach hartnäckigem Widerstande bezwungen. Damit war das Schicksal der Stadt entschieden. Ein Theil der Mauer wurde geschleift; einer völligen Zerstörung wehrte die kolossale Massenhaftigkeit des Bauwerkes. Was Kyklopen geschaffen hatten, das Epigonengeschlecht konnte es nicht einmal zerstören. Tiryntḥs Bevölkerung wurde theils in Argos angesiedelt, theils floh sie nach Epidauros. Von den Götterbildern brachte man die Mehrzahl in das Heraion bei Argos.

Seit jener Zeit gehört die Stätte der Geschichte nicht mehr an. Untersuchungen von Thiersch im Jahre 1850 haben außer einigen verschwundenen Säulentrümmern aus späterer Zeit keine Ergebnisse für die Geschichte geliefert. Die Grabungen des Herrn Schliemann haben in den oberen Schichten angeblich auch Funde aus fränkischer Zeit geliefert, aber die Chroniken geben bis jetzt keinen Anhalt für Namen oder Ereignisse, die sich an diesen Ort knüpfen.

Die alten Tiryntḥer standen in keinem guten Rufe: sie waren starke Zecher und hatten einen so unwiderstehlichen Hang zum Lachen, daß sie ihn bei keiner noch so ernsten Gelegenheit zu unterdrücken vermochten. In dem Wunsche, diese unschöne Eigenschaft abzulegen, hatten sie das Orakel befragt und den Bescheid erhalten, daß ein dem Poseidon gebrachtes Stieropfer den erwünschten Erfolg haben werde, wenn keiner der Anwesenden dabei lachte. Deshalb wurden bei der feierlichen Handlung alle Unerwachsenen fern gehalten. Ein Kind indessen schlich sich während der Feier heimlich

herzu und als man es entfernen wollte, sagte es in naiver Weise: „Weshalb? fürchtet ihr denn, daß ich das Opferthier umwerfe?" Darüber brach die ganze Versammlung in ein unauslöschliches Gelächter aus und die Tirynther behielten ihren alten Hang für immer.

Tirynth machte sich erst wieder einen Namen in den ersten Regierungsjahren des Königs Otto. In dem eifrigen Bestreben, dem furchtbar verheerten Lande die natürlichen Quellen des Wohlstandes wieder zu erschließen, richtete sich sein Blick in erster Linie auf die Hebung der Ackerwirthschaft als eines der gewichtigsten Factoren für die materielle Sicherung des Besitzes und als einer Erzieherin des im Kriege gänzlich verwilderten Klephtenvolkes zu seßhafter Lebensweise und milderen Sitten.

Schon der Präsident Kapodistrias hatte im Jahre 1829 den Grund zu einer Ackerbauschule in der Nähe der Unterstadt von Tirynth gelegt. Der König erweiterte die Anlage durch Landankäufe und Einrichtung einer Musterwirthschaft nach deutschem Vorbilde. Rheinische und Burgunderreben wurden gepflanzt, ägyptische und asiatische Baumwollenstauden angebaut, auch ein großer Obstgarten mit einer Pflanzschule entstand, und zuletzt richtete man noch ein umfangreiches Gestüt ein. Erleichterungen aller Art vermochten zuerst der Anstalt eine nicht unbedeutende Anzahl von Zöglingen zuzuführen, auch die intelligenteren Ackerbauer der Umgegend ersahen anfangs ihren Vortheil und empfingen unentgeltlich Pflänzlinge und Aussaatkorn. Aber der Eifer ließ bald nach, vielleicht auch versuchte man mit Unrecht auf südlichen Boden deutsche Einrichtungen zu verpflanzen, die hier nicht gedeihen konnten. Ein französischer Reisender berichtet schon aus dem Jahre 1840, daß der Zustand der Anstalt ein „sehr vernachlässigter" sei. Im Jahre 1865 wurde

durch Kammerbeschluß der theoretische Unterricht ganz aufgegeben und die Wirthschaft nur praktisch für Rechnung des Staates betrieben. Der Weg nach Tiryntb führt unmittelbar an dem hohen, pfeilerbegrenzten Thorwege vorüber, der die Einfahrt zum Hofe abschließt. Der Blick, den ich durch die morschen Gitter hindurch auf die Anstalt werfen konnte, zeigte mir ein an die deutsche Heimath gemahnendes Bild, einen weiten, baumumgrenzten Gutshof, im Hintergrunde abgeschlossen durch das langgestreckte Wohnhaus von bescheidener Höhe, ganz das Bild eines deutschen Herrenhofes, aber eines solchen, der durch jahrelange Mißwirthschaft in den äußersten Verfall gerathen ist, den in den nächsten Wochen eine zahlreiche Gläubigerschaar in Stücke reißen wird. Die Anstalt hatte bis 1865 dem Staate 779 830 Drachmen gekostet und dagegen durch ihre Erzeugnisse 518 245 Drachmen eingebracht. Ich entnehme diese Zahlen den statistischen Angaben des Herrn P. Moraïtinis „La Grèce telle qu'elle est. Paris, Firmin Didot". Das außerordentlich lehrreiche Werk ist bereits in einer deutschen Zeitschrift in sehr freundlicher Weise besprochen („Deutsche Rundschau" 1878, Heft 7, Gustav Hirschfeld, Das heutige Griechenland), seinen Vorzügen ist dort volle Gerechtigkeit widerfahren, seine Schattenseiten sollten wohl absichtlich nicht beleuchtet werden. Herr Moraïtinis baut auf das reiche statistische Material, welches er uns bietet, oft die allerwunderlichsten Schlüsse. So an der eben benutzten Stelle: er nennt das Verhältniß zwischen den Kosten und dem Ertrage jener landwirthschaftlichen Bildungsanstalt einen Mißerfolg und deutet an, daß das Eingehen derselben wie zweier anderer Versuchsstationen daher ganz mit Recht erfolgt sei. Nach seiner nationalökonomischen Anschauung mußten also die Lehranstalten eines Landes Geld eintragen! vielleicht auch Schulen und Universitäten? Die Ausbildung nur weniger

tüchtiger Landwirthe, die auf Staatskosten als Wanderlehrer das nicht umfangreiche Land durchzögen, würde von außerordentlichem Segen für Griechenland und zu einer reichen Quelle späterer staatlicher Einnahmen werden. Der Kornbau steht noch auf einer unglaublich primitiven Stufe; es wird sich lohnen, einen flüchtigen Blick auf die Handhabung der Ackerbestellung zu werfen und den Ursachen ihrer so geringen Entwickelung nachzugehen. Die statistischen Unterlagen liefert uns das Werk des Herrn Moraïtinis. Griechenland umfaßte vor der jüngsten Gebietserweiterung und ohne die ionischen Inseln, für welche die Engländer einen glücklichen Ausnahmezustand geschaffen haben, im Ganzen ein Areal von 47 516 Quadratkilometer. Davon waren im Jahre 1861

Bebaute Ländereien	7 436	Quadratkilometer
Unbebaute aber bebauungsfähige Fläche	11 748	=
Berg= und Weideland	18 599	=
Teiche und Sümpfe	833	=
Wälder	5 420	=
Ortschaften, Flüsse und Wege .	1 653	=
Bleiben unnachgewiesen	1 827	=
Zusammen	47 516	Quadratkilometer.

Herr Moraïtinis nimmt an, daß das Verhältniß der bebauten zur unbebauten aber ertragsfähigen Fläche sich seit jenem Jahre günstiger gestaltet hat und daß jetzt etwa 53 Procent bebautes und 47 Procent noch bestellbares Land vorhanden sei. Dies immer noch sehr traurige Verhältniß soll durch den Mangel an Arbeitskräften verschuldet sein. Griechenland hatte aber nach der letzten Volkszählung ohne die ionischen Inseln 1 228 000 Einwohner, das heißt 26 auf das Quadratkilometer. Das ist freilich wenig im Verhältniß zu

anderen europäischen Ländern; rechnet man aber das Verhältniß der Bevölkerung zu der bestellbaren Fläche aus, so kommen auf das Quadratkilometer 61 Einwohner. Das ist nicht wenig! Wir werden im Folgenden sehen, wie viel Arbeitskraft todt liegt.

Der ertragfähige Boden ist — so weit der Kornbau in Betracht kommt — in Griechenland theils in den Händen sehr vieler Kleinbauern, die ihn lebensweise vom Eigenthümer, dem Staate, erhalten, theils in denen einiger Großgrundbesitzer, die ihn nicht selbst bewirthschaften mögen, weil sie eine politische Laufbahn oder Handelsgeschäfte vorziehen, und die deshalb ihre Ländereien in kleinen Loosen an die Kleinbauern verpachten. So bearbeitet jeder nur ein winziges Stückchen Landes und kann sich die Geräthe und Einrichtungen, welche ihm von Vortheil sein würden, nicht beschaffen, weil sie im Verhältniß zum Areal zu kostspielig sind. Weil aber die Arbeitsfelder des Einzelnen so klein sind, nehmen sie die ganze vorhandene Arbeitskraft des Mannes gar nicht in Anspruch, trotz der kurzen Frist, welche das Klima diesem für die Bestellung gönnt. Während der süd- und mitteldeutsche Landwirth fast das ganze Jahr über an der Bearbeitung und Aberntung seiner Felder schaffen kann, bleibt dem griechischen Bauer dazu nur die knappe Winter- und Frühjahrszeit. Von Ende Juni bis Ende October liegt der Boden von der glühenden Sonne in Stein verwandelt vom Pfluge unverwundbar da. Der Landmann sitzt während dieser Zeit unthätig auf der luftigen Höhe seines Bergdorfes, wo ihm die in der Ebene brütende Fieberluft weniger anhaben kann, und schaut tagtäglich hinauf nach dem tiefblauen, ewig gleichen Himmel, ob nicht endlich ein Wölkchen den nahenden Herbst verkünden werde. Schon gegen Ende des September beginnt wenigstens der Nachtthau wieder die Vegetation zu beleben, aber den

Boden für die Bestellung zu erweichen vermag er allein nicht. Erst Ausgangs October, wenn die ersten gewaltigen Herbstregen die Ackerrinde erweicht haben, treibt der Bauer seinen Ochsen von der Weide hinab ins Thal, ladet dem eingefangenen Esel den räderlosen Pflug auf den Rücken und spannt, auf seinem Felde angelangt, beide davor in derselben primitiven Weise, wie die alten homerischen Helden ihre Rosse vor den Streitwagen schirrten. Unter das plumpe schwere Holzjoch führte er sie, das am Ende der hochgebogenen Deichsel mit Pflock und Riemen befestigt ist. Deichsel und Pflugschaar ist oft aus einem Stücke geschnitzt, die letztere sehr häufig ganz ohne Eisenbeschlag, so daß das ganze Instrument mit dem Joche wie ein großer einarmiger Holzanker aussieht; ein in das Hakenende eingesteckter Stab dient zum Lenken der Pflugschaar.

Der Acker, auf welchem der angeschirrte Pflug nun steht, hat ein Jahr lang brach gelegen. Das Princip einer regelmäßigen Fruchtfolge mit drei- oder vierjährig wiederkehrender Brachezeit kennt der griechische Landmann nicht: er bestellt seinen Acker in dem einen Jahre und läßt ihn dann im folgenden brach liegen; das Land ist daher vor der Bestellung von trockenem Unkraut überwuchert. Dahinein streut der Bauer sein Saatkorn so weit sein Armwurf reicht, indem er seiner Grenze entlang wandert, und dann erst pflügt er diesen besäten Streifen um, etwa zehn Centimeter tief. Dann besät er wieder eines Wurfes Breite und pflügt diesen zweiten Streifen um und so fort, bis die ganze Feldbreite bestellt ist. Damit ist nun seine ganze Arbeit bis zum Mai beendet, just wie es zu Sophokles Tagen auch gewesen sein muß, der den Vergleich doch wohl den Verhältnissen seiner Zeit entnimmt:

— „So wie der Landmann, der ein fernes Feld bebaut,
Nur bei der Aussaat und der Ernt' Einmal geseh'n".

Trachin. 32.

Tiefes und mehrmaliges Pflügen ist völlig außer Gebrauch; die Egge, die Walze sind gänzlich unbekannte Werkzeuge. Das Fest des heiligen Konstantinos (21. Mai a. St.) bezeichnet in den höher gelegenen Bergländereien den Beginn der Erntezeit, während in den wärmeren Thälern der Getreideschnitt schon zu Anfang des Mai beginnt. Nun wird das Getreide mit der Sichel geschnitten, auf Pferde und Esel gebunden und zur Tenne geschleppt. Was dabei an den Dornenhecken und Baumzweigen hängen bleibt, wird nicht geachtet. Die Tenne besteht aus einem kreisförmigen Platze an einem höher gelegenen Punkte inmitten der Felder. Durch Aufbringung von Lehmschlag und Jahrzehnte lange Benutzung, bisweilen auch durch eine leichthin ausgeführte Pflasterung, ist auf diesem Platze eine sehr harte und glatte Fläche entstanden, der selbst die winterlichen Regengüsse nichts anhaben können. Dem Landmann unentbehrlich, ist ihm diese Stelle seines Ackers vor allen anderen kostbar. „Nehmt uns unsre Felder, wo ihr wollt," riefen uns die Bauern bei Olympia zu, „nur unsre Tennen nehmt uns nicht!" Inmitten der Tenne steht ein Pfahl, daran werden Pferde und Esel gebunden und über die gebreiteten Halme im Kreise herumgetrieben, bis die Körner ausgetreten sind. Den Lohn für die müden Thiere bildet das zerstampfte Stroh.

Und diesen geringen Müheaufwand bei der Bestellung lohnt nun in der Regel der siebenfache Ertrag der Aussaat, oft auch der zehnfache. Nie kommt eine Spur von Düngung in den Acker außer dem, welchen die in der Brachezeit aufgetriebenen Heerden zurücklassen. Wer möchte solchen Ergebnissen gegenüber noch von einer „Aussaugung des Bodens durch Cultur" reden, wer wie seiner Zeit der gelehrte Arzt und Botaniker Fraas, Griechenland eine Zukunft für Ackerbau und Forstcultur absprechen? Freilich gilt auch gerade für

Griechenland, auch für das heutige, noch immer das Sprüchwort der Alten: ἔτος φέρει οὐχὶ ἄρουρα „das Klima bringt's, nicht der Boden". Victor Hehn hat die besonderen Verhältnisse, durch deren Gunst der griechische Ackerboden unerschöpflich zu sein scheint, in der Einleitung zu seinem, — man weiß nicht, ob mehr Genuß oder Gewinn bringenden — Werke über die Wanderungen der Culturpflanzen und Hausthiere trefflich auseinandergesetzt: Wenn in den kälteren und flacheren Ländern Europas, die den Pflanzen zum Wachsthum nöthigen Salze des Erdbodens mit der Zeit aufgebraucht werden und der Ergänzung durch natürliche oder künstliche Düngung bedürfen, wenn die langsameren und anhaltenderen Niederschlagswässer und der auf den Feldern schmelzende Schnee die mineralischen Stoffe lösen und in Bächen und Strömen ungenützt dem Allverschlinger Meer zuführen, so bilden in Griechenland die von den höheren Berglehnen durch furchtbare, aber kurze Regengüsse in die schmalen Culturthäler herabgeschwemmten Mineraltheile ganz von selbst den nöthigen Ersatz für die vom Pflanzenwuchse verbrauchten Stoffe. Thatsächlich wird jede neue Saat von einem neuen, von den Bergen zugeflossenen Erdreiche getragen. Ueber die allmähliche Aufhöhung der griechischen Thalebenen, der auch die Bergung der Schätze von Olympia zu danken ist, habe ich bei einem anderen Anlaß zu sprechen Gelegenheit gehabt („Allgemeine Zeitung" 1877, Nr. 206 f.) und komme hier nur darauf zurück, weil sie eine Erklärung für die unerschöpfliche Ertragsfähigkeit des griechischen Ackerbodens gewährt.

Außer der ihre eigenen Bahnen gehenden natürlichen Bewässerung des Bodens, erspart dem griechischen Landwirth den Dung auch das in künstliche Wege geleitete Bergwasser, eine in vielen Theilen des Landes sehr wohl eingerichtete Berieselungsanlage. In dem fruchtbaren Messenien, im arkadi=

schen Ladonthale, sah ich mit den einfachsten Mitteln hergestellte, vortrefflich wirksame Bewässerungsanlagen mit wohl disponirten Ober- und Umfluthgräben, mit zweckmäßig gerichteten Furchen für die Wasservertheilung auf wagerechten Ebenen. Im Ladonthale nach Thelpusa hinauf ritten wir im Spätsommer, in glühender Septembersonne über ausgedehnte Flächen immer im rieselnden Wasser.

Und doch? wie viel könnte noch geschehen, um bessere Ernten zu erzielen, wenn man den benutzten Boden besser bestellte, wenn man mit eiserner Pflugschaar und durch mehrmaliges Pflügen auch die tieferen Bodenschichten lockerte, und die eingestreute Saat mit der Egge vertheilte, wenn man anstatt der ein Jahr um das andere eintretenden Brache unter Zusammenlegung der Grundstücke eine rationelle Fruchtfolge einführte und durch Anbau zweckmäßiger Futterkräuter, die nach einmaligem Weideabtrieb wieder untergepflügt und eingewalzt würden, eine lockere, humusreichere Erdkrume bildete. Und das alles gilt ja nur von der für die Cultur bereits gewonnenen Bodenfläche. Aber mindestens eben so viel, wie diese, betragen die weitgedehnten Gefilde, die fruchtbar an sich und unmittelbar neben bebauten Feldern belegen, seit der Hellenenzeit von keinem Pfluge mehr berührt wurden. Und weshalb erschließt man diese Felder nicht der Cultur?

Daß es an Händen zur Arbeit nicht fehlt, die eine verhältnißmäßig so geringe ist, daß der peloponnesische Bauer den größten Theil der Bestellzeit feiern kann, glaube ich gezeigt zu haben. Es giebt dafür keinen anderen Grund, als den Fluch einer gänzlich verkehrten Gesetzgebung, die directe Bruttobesteuerung der Feldfrucht. Eine unselige Hinterlassenschaft Kapodistrias', vererbte sich das Ackergesetz von Jahrzehnt zu Jahrzehnt bis auf den heutigen Tag. Die kurze, nur dreimonatliche Amtsführung eines verständigen und mit

den agrarischen Verhältnissen seines Landes durch wiederholte Reisen vertrauten, leider zu früh verstorbenen Ministers hat einen neuen, viel versprechenden Zustand für das Heerdenwesen durch eine durchgreifende Reform der Gesetze über die Viehhaltung geschaffen. Mit lautem Jubel erklingt jetzt der Name Delighiorghis unter dem Wlachenvolke der Berge. Möchte es einem gleich einsichtigen Manne gelingen, diesen Jubel auch unter dem Bauernvolke der Thalniederungen widerhallen zu lassen. Die jetzigen Zustände müssen allmählich zum Ruin des Kornbaues führen: Wenn der griechische Landmann zur Ernte hinauszieht, begleitet ihn der „Ispraktor", der Steuererheber, mit einer militärischen Bedeckung. Ohne diese wichtige Persönlichkeit darf er seine Ernte nicht einbringen. Unmittelbar nach dem Dreschen und Reinigen des Kornes zieht der Ispraktor den zehnten Theil des Bruttoertrages für den Staat ein, sei es in natura oder im Gegenwerthe des Taxpreises. Ob der Eine für die Bestellung eines Morgens zehn Drachmen, ob der Andere hundert Drachmen für die gleiche Fläche an Arbeitskraft und Meliorations- (Berieselungs-) Kosten aufgewendet hat, ob jenem das Land fünffältige Frucht bringt und diesem zehnfältige, das ist dabei ganz gleichgültig: jeder giebt vom Scheffel Korn den zehnten Theil ab.

Wer möchte unter solchen Umständen daran gehen, neue Flächen der Cultur zu erschließen, Bäume und Gestrüpp zu roden, Steine zu lesen, Terrassen zu häufen gegen die Sturzbäche der Herbstregen, Quellen zu suchen und dem neuen Boden zuzuführen, Alles mühevolle Arbeiten, von deren kümmerlichem Erstlingsertrage der Steuererheber in gleichem Maße seinen Zehnten einstreichen wird, wie von dem fruchtbaren, in einem Vormittage bestellten Saatfelde des Nachbars.

Und welcher Blick erst thut sich bei der Betrachtung

dieses unheilvollen Systems dem auf, der orientalische Beamtenwirthschaft kennen gelernt hat! Welche Macht hat der Ispraktor, von dem es abhängt, ob der Bauer seine Ernte heute oder erst in acht Tagen einbringen darf! Wie wird er diese Macht benutzen, wenn er weiß, daß binnen vier Monaten bei der nächsten Ministerkrisis das gesammte Beamtenpersonal vom Staatssecretär bis zum Briefträger wechselt! Er hat keinen anderen Gedanken, als die kurze Zeit seiner Amtsverwaltung dazu zu benutzen, für sich soviel zusammenzuraffen, um während der Pause, wo eine andere Partei herrscht, davon leben zu können, bis die seinige wieder am Ruder ist und die alten Einnahmequellen von oben wie von unten wieder fließen.

Man glaube nicht, daß das Vorstehende eine Uebertreibung ist. Als vor wenigen Jahren einem Minister und einigen Bischöfen der Proceß wegen Simonie gemacht wurde, war dies lediglich eine politische Parteisache; eine Gelegenheit, den Minister zu verdächtigen und zu verdrängen, wurde mit Begier ergriffen. Damals habe ich über diesen Fall oft und eingehend mit einem griechischen Freunde gesprochen, der sein Vaterland über Alles liebt, aber nicht blind für die Krebsschäden in seiner Verwaltung ist. Und er mußte mir zum Schlusse beschämt und tiefbetrübt eingestehen: „Es giebt in ganz Griechenland keine geistliche Stelle von oben bis unten, die nicht gekauft wäre!"

Und so fließt denn auch die vom Schweiße des kleinen Bauern aufgebrachte Steuersumme keineswegs ungeschmälert in den Staatssäckel, und, was schlimmer ist, das, was glücklich hineingelangt ist, kommt keineswegs auch nur zum größeren Theile dem Allgemeinen zu Gute, sondern die am Ruder befindliche Partei verwendet einen großen Bruchtheil, um die politischen Parteigenossen zu befriedigen und sich eine künftige

Wiederwahl zu sichern. Dieses Fundamentalübel muß wohl außerordentlich tief eingewurzelt sein, wenn der eifrige Patriot, der sich zur Aufgabe gemacht hat, sein Vaterland den europäischen Zeitgenossen gegenüber ins rechte Licht zu stellen und seine Lebensfähigkeit zu beweisen, wenn Herr Moraïtinis selbst es zugiebt und rathlos ihm gegenübersteht. Hören wir ihn selbst (a. a. O. Seite 551): „Man sagt: wenn die vier oder fünf Parteiführer, welche abwechselnd zur Macht gelangen, einmal das System der Gunstbezeugungen und Belohnungen aufgeben, so wird für Griechenland das goldene Zeitalter anbrechen. Wir unseres Theils glauben, daß niemals eine größere Naivetät mit mehr dogmatischer Sicherheit ausgesprochen worden ist. Wie? wenn Herr Koumoundouros, nachdem er an die Spitze der Staatsgeschäfte gelangt ist, seine lästigen Bittsteller heimschickt und, nun von ihnen verlassen, sich zu opfern und zurückzuziehen vorzieht, und wenn nach ihm die Herren Trikoupis, Delighiorghis, Zaïmis, Boulgaris seinem Beispiele folgen, wird etwa dann Griechenland aufathmen können, und wird das an ihm nagende Uebel für immer mit der Wurzel ausgerissen werden? Aber werden sich denn nicht in diesem Lande, wie in jedem anderen, einige beredte Demagogen finden, die sofort das Banner der Versprechungen und Liberalitäten entfalten, das die Anderen eingezogen haben? Und sieht man nicht im Voraus, daß die einflußreicheren Wähler, von der bereits besprochenen gebieterischen Nothwendigkeit ihrer Selbsterhaltung getrieben, kaum von ihren alten Führern entlassen sein werden, um sich schon wieder unverzüglich um die neuen zu schaaren? Seien wir praktisch, wenn wir positive Fragen behandeln! Nicht morgen, nein heute noch werden letztere im Triumph auf die Sitze der Alten gehoben werden, um von da aus mit vollen Händen die Wohlthaten des Budget auszutheilen. Worin läge in

diesem Allen die Wohlthat für Griechenland, und worin würde der öffentlichen Moral genügt sein? Einzig die Namen würden wechseln und — was keine Wohlthat wäre — die neuen Führer würden an Mäßigung, an Erfahrung und an praktischem Geschick ärmer sein als ihre Vorgänger."

Und wenn nun die Großen ein solches Beispiel geben, wessen hat man sich da von den kleineren Beamten zu versehen!

Die Landescultur, insbesondere der Kornbau, würde einen ganz anderen Aufschwung nehmen, wenn dieser Beamtenwirthschaft ein Ende gemacht werden könnte und wenn anstatt des jetzt herrschenden Steuersystems die Selbsteinschätzung der Gemeinden wieder eingeführt würde, wie sie unter türkischer Herrschaft zum Segen des Landes bestanden hat.

Dem Aufschwunge des Kornbaues wirkt indessen noch ein anderer Factor hemmend entgegen. Griechenland besitzt zwar einen für Korn durchaus geeigneten Boden, aber das Gewächs, das dort am besten gedeiht, bleibt doch der Weinstock, und da der Weinbau, besonders der Anbau der verwilderten Abart des Weinstockes, dessen getrocknete Beerenfrucht wir unter dem Namen der Korinthen kennen, ein weit gewinnbringender ist, als der Kornbau, so muß der letztere natürlich zurückbleiben, während die Korinthenpflanzungen immer mehr an Ausdehnung gewinnen. Der Gewinn dieser Cultur kommt leider nur dem armen Volke nicht zu Gute. Der Korinthenbau liegt in den Händen der Großgrundbesitzer, aus denen sich die Mitglieder der Kammern recrutiren. Vor nicht viel mehr als vierzig Jahren bestand das Bruttosteuergesetz und seine Execution durch den bei der Ernte anwesenden Steuererheber auch für den Wein- und Korinthenbau, wie leicht begreiflich ist, für diesen noch mit viel schwereren Folgen, weil Traubenschnitt und Kelter noch weit abhängiger vom Wetter sind, als die Kornernte. Die korinthen-

bauenden Herren Abgeordneten haben sich von dieser Last klüglich zu befreien gewußt; während der kleine Bauer unter der Härte des Bruttozehnten seufzt, wird der Wein und die Korinthe nach der Exportziffer besteuert, und diese Steuer trägt gewohnheitsmäßig der fremde Käufer. Der Kleinbauer aber, der ja auch schon längst eingesehen hat, daß er vortheilhafter Korinthenreben pflanzt, als Korn baut, kann seine kleinen Erträge nicht dem überseeischen Großhändler direct verkaufen, sondern ist gänzlich dem Agenten in die Hand gegeben. Der Agent giebt ihm baares Geld in der Zeit der Noth gegen hohe Wucherzinsen — fünfzehn Procent gelten in Griechenland für einen mäßigen Zinsfuß; zurückzahlen kann der Bauer das Geld nicht in Baarem, er verkauft also dem Agenten die Ernte auf dem Stocke für den Preis, den Jener für gut befindet.

Eins der wesentlichsten Hemmnisse für die Erschließung der inneren fruchtbaren Ebenen, wie für die Ausbreitung aller Cultur überhaupt bleibt aber der immer und immer wieder zu betonende Mißstand des Landes: der absolute Mangel an Verbindungsmitteln. Auf der arkadischen Hochebene bei Tripolitza reift alljährlich eine reiche Fülle von Korn, weit mehr, als die dort lebende Bevölkerung gebraucht; ein nicht geringer Theil dieses Kornes verfault aus Mangel an Absatz. Sechs Meilen davon, in Argos, kauft man sein Brodkorn aus Triest oder Alexandria, lediglich weil durch das trennende Gebirge ein Weg nicht vorhanden ist, der Massentransporte gestattete. Und es wäre gar nicht etwa schwer, gute und fahrbare Heerstraßen durch das Land zu führen und die Hauptwasseradern der Peloponnes für kleine Fahrzeuge schiffbar zu machen, ja, wie ich aus zuverlässiger Quelle weiß, es ist ein gar nicht unbeträchtlicher Fonds für den Wegebau vorhanden, nur wußte Niemand zu sagen, wohin eigentlich diese Gelder ihren Weg nehmen.

Die Ansicht, welche Herr Manikatis, der seiner Zeit an der Spitze des Ressorts für die öffentlichen Arbeiten stand, in einer Broschüre niedergelegt hat: Griechenland brauche im Innern gar keine Wege, weil es ein rings vom Meere umspülteS und an tiefen Buchten reiches Land sei, welche die natürlichen Zufahrtstraßen in das Land hinein bildeten, ist keineswegs zutreffend, sie ist nur in so weit richtig, als allerdings es nur einer sehr geringen Anstrengung, nur der Anlage von sehr kurzen Strecken bedürfen würde, um auch das Innere für die Segnungen der Cultur zu erschließen. Wenn dann dereinst der geebneten Heerstraße auf einem seit Jahrhunderten jungfräulichen Boden, der die Arbeit der Cultur hundertfach lohnen wird, meilenweit goldene Saatfelder, üppige Fruchtgärten und Weinpflanzungen folgen werden, deren Segen auf schwerbeladenen Nachen dem Meere zuströmt, wenn dann die Kraft der genügsamen Pferde des Landes, statt unter der Last drückender Fruchtsäcke über die steilen Klippen zu keuchen, mit freier Brust den mit den Erzeugnissen europäischer Werkthätigkeit befrachteten Kahn auf glattem Leinpfade flußaufwärts bis in die Engschluchten der Berge ziehen wird: dann mag auch wohl diesem schwergeprüften Lande noch einmal eine Zeit wiederkehren, wo es wieder handelnd, wie ehedem, in die Geschichte eingreift. Ehe aber diese erste Bedingung gedeihlichen Lebens — geregelte Verbindungsmittel im Innern wie nach Außen — nicht erfüllt ist, kann und wird Griechenland trotz aller gutgemeinten Bestrebungen hochgesinnter Hellasfreunde aus der Rolle der Halbbarbarenländer nicht heraustreten.

Gegenwärtig (1882) ist man wieder einmal auf Besserung bedacht und hat eine sehr erhebliche Summe zur Besserung der Landwege im Innern ausgeworfen. Ob sie nicht, wie so manche andere, bis zu ihrem Ziele in den zahlreichen „Katavothren" der Beamtentaschen versickern wird?

Die Insel Aigina.

„Es hat ein Gebot der Unsterblichen
Auch dies meerumschlossene Eiland
Fremdlingen jeglicher Heimath hingestellt
Als einen Pfeiler des Glücks."

Pindaros, Alkimedon dem Aigineten.

Es war in grauer Vorzeit und an einem jener unaussprechlich schönen Sommermorgen, die das Vorrecht eines südlicheren, sonnigeren Landes bilden, als von des Ida Höhen herab der olympische Götterbeherrscher in der sikyonischen Ebene die drei schönen Töchter des Flußgottes Asopos lustwandeln sah und in schnell entzündender Leidenschaft zu einer derselben entbrannte; die unerfahrene junge Schöne vermochte der Werbung des Gottes nicht zu widerstehen. Mochte nun der unfreiwillige Schwiegervater mit diesem, bei dem bekannten Naturell des hohen Freiers voraussichtlich kaum sehr dauerhaften Verhältnisse nicht einverstanden, oder mochten vielleicht Nemea und Kleone, die beiden Schwestern der Erkorenen, auf das unerwartete Glück ihres Schwesterchens neidisch sein — so viel steht fest, daß Zeus die Nähe der bürgerlichen Verwandten als lästig empfand und deshalb seine Geliebte als Adler durch die Lüfte und über die Höhen Akrokorinths hinweg nach der felsigen, gänzlich menschenleeren Insel Oinone entführte. Hier gebar sie ihm den Aiakos, dessen hohe Mannestugend und unwandelbarer Gerechtigkeitssinn ihn zum Liebling der Götter und, nachdem er das Zeit-

liche gesegnet, zu einem Mitgliede des Richtercollegiums im Hades erwählen ließ. Der Insel aber verlieh Zeus von nun ab den Namen seiner Geliebten, den sie durch alle Zeitenstürme hindurch gerettet hat, Aigina.

Es war selbstverständlich, daß Aiakos der Beherrscher dieser Insel ward, eben so begreiflich aber, daß er, einsam wie Robinson, mit seiner Stellung unzufrieden war, so lange er nicht lebendige Regierungssubstrate besaß. Und so wandte er sich denn an seinen allmächtigen Vater und bat sich zu seinem Geburtstage einige Schachteln voll Unterthanen aus. Zeus aber nahm von der Erde des Landes, formte Menschen daraus und gab ihnen Leben und Seele. Das ist das Geschlecht der Aiakiden.

Es war an einem nicht minder schönen Sommermorgen, am 31. Juli des Jahres 1876 früh um 6 Uhr, als wir unsrer Drei, ein deutscher Kunstforscher, ein schwedischer Universitätsprofessor und ich, im Peiraieus den kleinen griechischen Dampfer bestiegen, welcher an jedem Montage den Personen- und Marktverkehr zwischen Athen, Hydra und Nauplia vermittelt und während der Sommermonate auch Aigina anläuft. Mit uns war eine andere, etwas zahlreichere und erlesene Reisegesellschaft an Bord, deren Ziel die Endstation Nauplia bildete. Unter dem schützenden Zeltdache des kühleren Vorderdecks, den Fächer in der Hand und das seit den Ausgrabungen bei Hissarlik classisch gewordene Tuch leicht um die Schultern geschlungen, lehnte in leichtem Feldstuhle in ein englisches Dichterwerk vertieft, die schlanke Gestalt der Frau Schliemann. Die liebenswürdige, fast zarte Erscheinung läßt es um so mehr bewundern, wie diese heldenmüthige Frau die geistige Arbeit und die wahrlich nicht geringen körperlichen Anstrengungen und Entbehrungen des Gatten Jahre hindurch mit immer frischem Muthe theilte. Der ein wenig corpulente

Gatte wandelte indessen mit Herrn Kastorchis und anderen griechischen Gelehrten auf dem Deck auf und ab, den unzertrennlichen dickleibigen Homer in der Hand und aus ihm seine Hoffnungen für die am folgenden Tage zu beginnenden Ausgrabungen in Mykenai und Tiryns mit jener unbeirrten Zuversicht ableitend, welche die Bürgschaft seiner großartigen Erfolge in sich trägt. Wenige Wochen zuvor hatte ich die kyklopischen, von wilden Cappern und Disteln überwucherten Mauerreste, die unerklärten Galerien von Tiryns besucht: wahrlich, es gehörte ein Vertrauen dazu, fest wie jene starren Kalkfelsen, um hier unter dem nackten gewachsenen Gesteine nach Schätzen zu graben. So erging sich denn auch unsere Gesellschaft in starken Zweifeln über das Gelingen eines Werkes, welches wenige Monate später die gelehrte Welt in ungewöhnliche Aufregung versetzen, alle gebildeten Kreise zu gerechtem Staunen hinreißen sollte.

Die Fahrt von dem Hafen Athens nach Aigina gehört auch in Beziehung auf die Schönheit der Landschaft zu den reizvollsten der griechischen Küstenfahrten, ungleich erhöht wird aber dieser Reiz durch die Menge classischer Erinnerungen, die in überreicher Fülle und unabweisbar auf den Reisenden eindringen. Hat man die enge Ausfahrt des Hafens, das Grab des Themistokles, und die äußerste Spitze von Munychia hinter sich, so öffnet sich ein Rundbild von unvergeßlichem Reize. Im Hintergrunde vor den Bergzügen des Parnes und der Pyramide des Pentelikon steigt der Lykabetos und die säulenglänzende Akropolis in die durchleuchtete Luft auf, rechts über dem Rücken von Salamis lagern in breiter Masse die geranischen Berge bei Megara. Dann erscheint in fernerem blauen Dufte thurmartig das nördliche Horn der Peloponnesos, Akrokorinth, südlicher die Berge von Argos, endlich mit dem Aether verschwimmend die Gipfel des Taygetos. Zur Linken

gleitet der Blick an der ruhigen Linie des fliederfarbigen Hymettos entlang und darüber hinaus an der flacheren Küste der attischen Paralia bis zum Gipfel des Laurion und dem Vorgebirge Sunion mit der davor gelagerten Eselsinsel, um dann ohne Grenzen hinauszuschweifen über die dunkelblauen Fluthen des myrtoischen Meeres. Im Mittelpunkte der Landschaft aber über den Bug des Schiffes hinweg erscheint die steile Pyramide von Aigina, der Aghios Ilias, das Panhellenion der Alten.

Zu diesem an der südlichsten Spitze gelegenen Gipfel von mehr als fünfhundert Meter Höhe steigt die Insel auf der Grundfläche eines fast gleichseitigen Dreiecks empor und bietet sich daher dem von Norden kommenden Segler fast in ihrer ganzen Ausdehnung dar, Terrasse auf Terrasse gelagert, erst sanfter, dann steiler ansteigend bis zu den beschwerlich zu erklimmenden Felsklippen des wolkenbrauenden Gipfels. Auf etwa ein Dritttheil der Höhe zur Linken des Aghios Ilias und steil über dem Ufer gewahrt ein schärferes Auge zwischen dem spärlichen Fichtengrün die schlanke Säulenreihe des berühmten Athenatempels, die sich nur wenig von dem sie überragenden gleichfarbigen Felsenhintergrunde abhebt — das Ziel unseres Ausfluges. Bald ist die nordöstliche Spitze der Insel umschifft, und mit einem Male breitet sich an die Terrasse gelehnt auf der Stelle der alten Stadt die bisher verborgene neue Aigina, ein Flecken von etwa vierhundert Häusern vor unsern Blicken aus. Die Maschine des kleinen Dampfers ruht für wenige Minuten; nicht das bunte Gewimmel, noch der betäubende Lärm der Bootgeschwader, wie sie in den Häfen von Korfu, Syra und Nauplia das Dampfboot umdrängen, erwartet uns hier. Zwei, drei Barken nehmen die Marktleute mit ihren Fischkörben und die drei fremden Franken schnell auf, und bald ist der Dampfer unsern Blicken entschwunden.

Wir aber stehen am Strande und weiden unser Auge an dem bunten Bilde des hier aufgeschlagenen Marktes. Zelttücher in den sattesten Tönen der ganzen Farbenscala schimmern im Sonnenlichte. In ihrem warmen Halbschatten bieten schwarzbärtige, dunkelfarbige Männergestalten ihre Waare aus, rothe und goldschimmernde Früchte und die bizarren, schillernden Geschöpfe des Meeres, Fische, Krabben und Krebse, Muschel- und Röhrenthiere aller Art. Diese Männer tragen die blauen oder rothbraunen, weiten, faltigen Hosen der Inselbewohner, die blaue schnur- und knopfbesetzte Jacke mit offenen geschlitzten Aermeln, daraus das weiße oder buntgestreifte Hemd weit hervorschaut. Ein hoher braunrother Fez oder ein breiter Binsenhut vollendet diesen Anzug, der weit schöner und manneswürdiger aussieht, als das weibische Balletröckchen, die Fustanella der Festlandsbewohner. Ghysis, der treffliche in München weilende griechische Maler, hat uns des öfteren und noch auf einer der letzten Berliner Kunstausstellungen köstliche Typen dieses Inselvolksschlages in seiner malerischen Tracht vorgeführt. Die Griechen nennen diesen besten Repräsentanten der neugriechischen Malerschule gern und mit Stolz als ein Beispiel, daß der Sinn und die Begabung für die Kunst nicht untergegangen sei, wie die Verfechter der Slaventheorie, Fallmerayer an ihrer Spitze, behaupteten. Leider ist gerade dieses Beispiel schlecht gewählt, denn die Ghysis sind keine Nationalgriechen, sondern gehören zu den zahlreichen italienischen Geschlechtern, welche sich seit dem dreizehnten bis zum siebzehnten Jahrhundert auf den griechischen Inseln, vorzugsweise auf Santorin und Naxos, dauernd festgesetzt und vielfach mit griechischem Glauben auch gräcisirte Namen angenommen haben.

Wir hatten nicht allzulange Zeit, uns diese schönen Gestalten und ihre verlockenden Waaren zu betrachten: ein klug

ausschauender Knabe hatte die Fremdlinge erspäht und bot uns seine Dienste als Führer nach einem von ihm warm empfohlenen Gasthause an. Bei der knapp bemessenen Zeit, die uns für den Besuch der Insel zu Gebote stand, hatten wir eine freundliche Empfehlung an die Familie des Ministers Bulgaris, der seine Besitzungen und seinen ständigen Sommersitz auf Aigina hat, dankend abgelehnt, denn so angenehm und in vieler Beziehung oft unentbehrlich griechische Gastfreundschaft ist, eben so zeitraubend und verpflichtend ist sie andererseits, und so zogen wir es vor, dem jungen Aigineten in sein gepriesenes Xenodochion zu folgen. Es ging durch manche Winkelgasse meist zweigeschossiger Häuser mit grünen Fensterläden, an der wohlgebauten Schule vorüber, aus der die Studien der aiginetischen Schuljugend im Erlernen des Einmaleins uns entgegentönten. In einer Sackgasse machten wir Halt und betraten durch eine Mauerpforte den geräumigen Hof, der auf zwei Seiten von Gebäuden begrenzt, an der Langseite an einen schönen Nachbargarten grenzte, an der Hinterseite aber sich ohne Begrenzung zu einem langen Felde erweiterte.

Wir klommen die etwas steile Stiege empor und fanden uns in einem Complexe dreier von angenehmer Kühle erfüllter Zimmer, von denen der freundliche Wirth uns zwei überlassen wollte, während das dritte für das Nachtlager eines zu erwartenden jungen Studiosus griechisch-orthodoxer Gottesgelahrtheit bestimmt war. Man versprach uns bald ein Frühstück von einer Fischsuppe, in Oel gebackenem Fische und einem Fleischgerichte aufzutragen und für Thiere zum Ritte nach dem Tempel zu sorgen. Die aiginetische Fischsuppe hatte man uns schon in Athen als eine Specialität der Insel und als etwas sehr vortreffliches gerühmt, ich gestehe aber,

wenn unsre Erwartungen auch hoch gespannt waren, so wurden sie doch bei Weitem von der Wirklichkeit übertroffen und ich wüßte keine heimathliche Suppe an kräftiger Würze und Feingeschmack diesem trefflichen Gerichte an die Seite zu setzen. Wer auf der banchina di S. Lucia bei dem braven Salvatore Starito eine zuppa vongole, jene berühmte neapolitanische Muschelsuppe, gegessen, der mag sich annähernd eine Vorstellung von dem Wohlgeschmacke des aiginetischen Gerichtes machen. Auch der einheimische, mäßig geharzte, starke Wein mundete uns trefflich zum Mahle, und wir vergaßen nicht, von ihm und dem Ziegenkäse und Obste des Nachtisches reichlichen Vorrath für den Bergritt in den Zwerchsack zu stecken, der von den Pferdetreibern auf dem breiten Samarisattel meist ohne besonderes Geheiß hinter dem Reiter befestigt wird. Es dauerte geraume Zeit, bis wir mit den unverschämten Pferdebesitzern Handels einig wurden, aber unsere Hartnäckigkeit und die Kenntniß der üblichen Miethsätze, mehr wohl noch ein sich meldender Concurrent, verhalfen uns endlich zum Siege und zu einem erträglichen Preise.

Auf breitem Triftwege geht es von der Stadt nach Nordosten zu aufwärts. Links bleibt eine Anzahl vielflügliger Windmühlen auf der hoch und frei gelegenen Stätte, wo der Beschreibung des Pausanias nach ungefähr das Grab des Aiakos gelegen haben muß. Noch mahnten einige Oelbäume an den Olivenhain, der diesen Grabeshügel des aiginetischen Stammvaters einst beschattete. Als ein Symbol des Segens hatten die dankbaren Hellenen ihn auf diese Stätte gepflanzt. Denn als nach langjähriger Dürre das Volk sich um Abwendung dieser Plage fragend an das delphische Orakel gewendet hatte, da war die Weisung ergangen, nur Aiakos, der Reine und Gerechte, der Zeusgeliebte, könne durch sein Gebet den Regen vom Olympos herabflehen, und auf sein Bitten

hatte der Vater die Schleußen des Himmels geöffnet und den fruchtsegenbringenden Regen über ganz Hellas ergossen.

Der Weg von der Stadt quer durch die Insel zum Tempel der Athena, den man zu Pferde in kaum zwei Stunden ohne Anstrengung zurücklegt, bietet keine besonderen Reize. Sobald die Stadt den Blicken entschwunden ist, steigt er zwischen Wänden dichten gelblichgrauen Kalksteines mit Thoneinlagerungen in einer Schlucht aufwärts und dann wieder hinab bis zu einer Thalsenke, welche die ganze Insel in ihrer Mitte vom Fuße des Aghios Ilías bis zu der Bala genannten Nordküste in zwei Theile spaltet. Hier, wo eine fruchtbare Kalkmergelerde den Ackerbau, gestattet, finden sich einige vereinzelte Häuser inmitten von Weinpflanzungen, Obst- und Gemüsegärten. Darüber schauen von der steilen Kuppe eines durch Kalklager gebrochenen Trachytfelsens die Mauertrümmer einst stattlicher Bauten auf die armseligen Epigonen nieder. Palaiochora, die „alte Stadt", heißt diese Stätte und war einst ein festes Castell, das die Venetianer hier bauten, das aber schon im Jahre 1654 von den Türken zerstört ward, um nicht wieder zu erstehen. Hierher zogen sich in dem letzten Befreiungskriege die in der offenen Hafenstadt schutzlosen Bürger von Aigina zurück, so daß die Reisenden der französischen Expedition 1829 die letztere fast menschenleer fanden. Hier ist etwa die Hälfte des Weges zurückgelegt, und von nun an geht es immer bergan, bisweilen durch Trachyttrümmer, die von einem gewaltigen vulkanischen Ausbruche Zeugniß geben, und zwischen gruppenweise stehenden Aleppofichten, die den Tempel verdecken, bis bei einer Biegung des Weges sich urplötzlich der Blick auf seine zerfallenden Hallen und weit darüber hinaus auf das blaue Meer mit der attischen Küste dahinter dem überraschten Wanderer aufthut.

Die Gelehrten haben sich viel und lange darüber ge-

stritten, ob dieser Tempel das von Pausanias erwähnte Heiligthum des Zeus Panhellenios gewesen, oder ein Tempel der Athena, von dem Herodot berichtet, daß die Äigineten dort nach einem glänzenden Seesiege über die Samier die Schnäbel der erbeuteten Schiffe aufgestellt hätten.

Ich meines Theils stehe auf Seiten der Athena, will aber dem freundlichen Leser meine Gründe gern vorenthalten und nur erwähnen, daß der Bergname Aghios Ilías ein außerordentlich häufiger ist, daß er immer die höchste Spitze der Umgegend bezeichnet, und daß der gen Himmel entrückte Prophet sehr häufig die Stelle des Wolkensammlers Zeus einnimmt, der stets auf dem höchsten Gipfel thronend gedacht und dort verehrt wird.

Von dem Athenatempel, dessen herrliche Lage ein treffliches Landschaftsbild Schirmers im griechischen Saale des Berliner Museums unter der Bezeichnung des Panhellenions charaktervoll wieder giebt, von diesem Heiligthum dorischen Stiles, das einst eine ringsumlaufende Halle von vierunddreißig Säulen schmückte, stehen jetzt noch dreiundzwanzig Säulen, theilweis mit ihrem Gebälke aufrecht, von der Cella sind nur die Grundmauern erhalten. Die Säulen sind aus einem Stücke gehauen und bestehen wie die Quadern der Cella aus einem Kalktuff, der fast nur aus den Kernen von Seemuscheln gebildet ist. Die Reste der zerstreut umherliegenden Bauglieder gestatten dem Architekten sich den Tempel, wie er dereinst gewesen, vollkommen klar im Geiste und in der Zeichnung wiederherzustellen, wie dies auf Grundlage der von Cockerell im Jahre 1811, und von den Gelehrten der französischen Expedition im Jahre 1829 geschehenen Aufnahmen wiederholt versucht worden ist. Wie fast alle griechischen Tempel steht er mit seiner Eingangsfront dem Osten zugewandt, weicht aber von der genauen Orientirung um beinahe acht-

zehn Grad ab. Wie man annimmt, bald nach den Perserkriegen, in denen die aiginetische Flotte einen hervorragenden Antheil an dem glänzenden Erfolge bei Salamis nahm, und wohl in Folge gerade dieses Sieges als Zeichen des Dankes geweiht, weisen seine Formen noch die strengere, herbere Richtung der attisch-dorischen Kunst auf, die erst mit dem Zeitalter des Perikles sich zu ihrer höchsten und freisten Blüthe entfalten sollte. Es sind aber nicht die Formen seiner Architektur noch eine besonders ausgezeichnete Anlage des in seinen Maßen bescheidenen Bauwerkes, welche ihm eine so allgemeine Bekanntheit und Berühmtheit verschafft haben und die seine Stätte zu einem beliebten Wallfahrtspunkte der Griechenlandpilger machen, sondern vielmehr der im Jahre 1811 bei seiner Durchforschung gemachte glückliche Fund einer ansehnlichen Reihe marmorner, fast lebensgroßer Figuren, welche einst seine beiden Giebelfelder schmückten und heute den vorzüglichsten Schatz der Münchener Glyptothek bilden, während Abgüsse derselben wohl in keiner bedeutenderen Sammlung antiker Bildwerke fehlen.

In dem genannten Jahre segelten die Forscher, welche bald darauf mit eben so großem Eifer wie Erfolge den Apollontempel, den die Phigaleer bei dem arkadischen Bassai errichtet hatten, vermaßen und zeichneten und die seinen herrlichen Cellafries gerettet haben, nach Aigina, um das vermeintliche Panhellenion zu durchforschen. Es waren zwei englische Künstler, Cockerell und Foster, der Nürnbergische Architekt Haller und der Stuttgarter Linkh. Da die Absicht eines gründlichen Studiums des merkwürdigen Gebäudes vorlag, so errichtete man ein Zelt unter den Felsen und benutzte eine unmittelbar dabei gelegene Höhle als Wohnung für die mitgenommenen Diener und Janitscharen. Mit drei Arbeitern begann man Stein für Stein und Block für Block

umzuwälzen, um die für die Messung wichtigen Theile freizulegen. Am zweiten Morgen schon, als man mit dem Aufräumen im Pronaos beschäftigt war, wurden zwei Köpfe von parischem Marmor entdeckt, darauf kam ein schön geformtes Bein zu Tage und so folgten die Funde vor den beiden Tempelfronten Schlag auf Schlag bis zu einer Anzahl von nicht weniger als 16 Figuren und einer großen Menge von dazu gehörigen Bruchstücken. Unter einer deckenden Erd- und Schutthülle von nur drei Fuß hatten sich diese Skulpturen auf das Schönste in ihren Außenseiten erhalten, wenn sie auch bei dem augenscheinlich durch einen Erdstoß verursachten Falle vielfach in Stücke gesprungen waren. Die Freude der glücklichen Finder war eine außerordentliche, aber sie sollte nicht lange ungetrübt bleiben. Mitten während der besten Arbeit des Grabens und Findens erschienen die Primaten der Insel, d. h. die griechischen Gemeindevorstände, welche von dem Capudan-Pascha gegen eine feste Summe die Steuer- und Regierungsrechte gepachtet hatten, und wiesen einen schriftlichen Protest der Inselbewohner vor, nach welchem unter völlig nichtigem Vorwande den Forschern die Weiterarbeit untersagt werden sollte. Es war klar, daß man diesen Schritt nur that, um Geld zu erlangen, und so sandten die Engländer denn ihren Dragoman mit der erschienenen Deputation zur Stadt, um über den Preis zu verhandeln. In der sicheren Voraussicht aber, daß Aehnliches sich ereignen würde, hatte man bereits ein Boot beordert, welches in aller Stille die bereits gehobenen Schätze nach Athen bringen sollte, und kaum waren die Primaten außer Sicht, als dasselbe in der versteckten Bucht Anker warf, welche einst den Hafen der kleinen aiginetischen Stadt Oia gebildet hatte, dessen alte Molenbauten noch heute bei dem bescheidenen Kirchlein der heiligen Marina unter dem krystallklaren Seespiegel hervor-

schimmern. Ein Wasserräderchen hat hier hinab vom Tempe aus eine tiefe Runse in den Berg gerissen; darin wurden die kostbaren Beutestücke in der Dunkelheit hinabgeschafft, und in tiefer Nacht mit dem glücklichen Winde der Etäsien ging das Boot, von Foster und Linkh geführt, unter Segel, während Cockerell und Haller zurückblieben, um mit aller Macht die Weiterarbeit zu betreiben. Nachdem die Funde in Sicherheit waren, kehrten die Freunde aus Athen zurück und es wurde nun zwischen den vier Forschern und den Primaten ein Vertrag geschlossen, nach welchem für die Summe von achthundert Piastern jenen der rechtmäßige Besitz aller schon gefundenen und noch zu findenden Statuen jener Tempelstätte zuerkannt ward. Sechzehn Tage lang arbeiteten die vier Freunde dort oben, bis die Aufräumung neue Funde nicht mehr hoffen ließ und alle Messungen und Zeichnungen des Baues vollendet waren. Während dieser Zeit schlief man Nachts in dem Zelte, während draußen ein mächtiges Feuer brannte, an dem die von den Hirten gekauften Schafe am Spieße gebraten wurden. In ihrem Eifer und der Besorgniß, daß die Arbeiter Werthvolles zerbrechen könnten, arbeiteten die Künstler und Gelehrten selbst mit und ließen sich namentlich nicht nehmen, die werthvolleren und leichter zu beschädigenden Glieder, namentlich die Köpfe und die Extremitäten, mit eigner Hand aus der Erde zu wühlen. Dann ging es in Athen an ein Zusammensetzen der einzelnen Bruchstücke, wozu ein besonderes, geräumiges Haus gemiethet wurde. Nun erst wurde man recht inne, was für ein Schatz hier gehoben war; wenn auch die Bestimmung der dargestellten Scene noch nicht erfolgte, so sah man doch klar, daß man es mit einer Gruppe mächtig bewegter, kämpfender Helden zu thun hatte. Um die Wirkung des edel-menschlichen Körpers nicht zu schwächen, waren die Krieger fast gänzlich unbekleidet dargestellt, alter-

thümliche Helme, breite Rundschilde bildeten die Schutzwaffen. Man einigte sich darüber, daß diese Schätze nicht vereinzelt und zerstreut werden dürften, und schloß darüber einen förmlichen Vertrag ab. Dann berichtete Jeder an seinen bezüglichen Minister über den gefundenen Schatz, der für sich allein einen großen Theil eines Museums bilden könne und eines Fürsten werth sei.

Der damalige Kronprinz, spätere König Ludwig I., von Baiern war der Glückliche, welcher die gesammten Funde für die Summe von 20 000 Scudi, gleich etwa 70 000 süddeutsche Gulden an sich brachte und mit mehr Glück als Lord Elgin mit seinen nach England ausgeführten Schätzen besaß, auch unversehrt und vollzählig vom Strande des aigeischen Meeres nach dem der Isar überführen ließ.

Die hohe künstlerische Vollendung, die alterthümliche Stilrichtung der aiginetischen Giebelgruppen erwarb ihnen bald eine europäische Berühmtheit und eine eigene, noch keineswegs abgeschlossene Literatur, in der es an mannichfachen Versuchen nicht fehlt, den Gegenstand der Darstellungen zu erklären. In beiden Giebelfeldern handelte es sich augenscheinlich um den Kampf griechischer Helden um einen gefallenen Kampfgenossen, den die feindlichen Krieger zu sich hinüberzuziehen bestrebt sind. Zwischen beiden Parteien steht in göttlicher Ruhe Athena, den Helden ihres erwählten Volkes die Gewähr des Sieges schon durch ihre Gegenwart verbürgend, ohne selbstthätig in die Handlung einzugreifen. Außer dieser Göttin ist mit Bestimmtheit zu bezeichnen die kniende Gestalt des Herakles, der im Begriffe steht, den Pfeil vom Bogen zu schnellen, eine Figur des minder vollzählig erhaltenen, aber künstlerisch bedeutenderen Ostgiebels. Daß ferner die Feinde Asiaten sind, beweisen Einzelheiten ihrer Tracht und Bewaffnung, daß die Thaten einheimischer, aigi=

netischer Helden dargestellt sein werden, ist nach dem Fundorte der Gruppen sehr wahrscheinlich. Nun nennen die Schriftquellen uns Telamon und Aias, die Aiakiden, und den Achilleus als aiginetische Helden, wenn auch der Erstere schon frühe nach Salamis übersiedelte, wo der Zweite seine hyakinthosgeschmückte Grabstätte fand, und sie berichten von einem Kriegszuge, den Telamon unter dem Beistande des Herakles gegen den trojanischen König Laomedon unternahm. Man nimmt an, daß eine Scene aus diesem Kriegszuge in dem vorderen Giebelfelde dargestellt sein soll; und ist diese Annahme richtig, so gewinnt die Deutung der im westlichen Giebel befindlich gewesenen Gruppe als ein Kampf des Telamoniers Aias gegen die Troer, sei es nun um den Leichnam des Patroklos, wie die Einen, oder um den des Achilleus, wie die Andern wollen, oder, wie wohl am richtigsten ist, um einen gefallenen Griechen überhaupt, sehr an Wahrscheinlichkeit. Wie der Tempel als ein Siegeszeichen nach den Perserkriegen errichtet ward, an denen die Aigineten sich bei Salamis mit höchster Auszeichnung betheiligt hatten, so waren die siegreichen Kämpfe jener aiginetischen Helden, welche zugleich eine so enge Beziehung zu Salamis besitzen, ganz vorzugsweise geeignet, symbolisch das Andenken an die neuen Erfolge der Nachwelt zu erhalten. Der Bau dieses Tempels mit seinem reichen Giebelschmuck bezeichnet die höchste Blüthezeit der Insel, die damals an eine halbe Million Einwohner zählte. Tüchtigkeit zur See und ritterliche Tugend zeichneten ihre Männer aus. Wie es ein Aiginete war, Peleus, der in vergangenen Tagen den fünffachen Kampf, Pentathlon, zu Olympia erfunden hatte, so zeichnen sich in der Blüthezeit der Insel die Aigineten in den olympischen Wettspielen vorzugsweise aus.

Aber der Blüthe folgte ein schneller Verfall: Athen konnte

eine so beträchtliche Seemacht in seiner unmittelbarsten Nähe nicht dulden. „Aigina ist ein Geschwür im Auge Athens", sagte bereits Perikles, und so nach hartem Kampfe verliert schon mit dem Jahre 457 die Insel ihre Selbständigkeit an Athen, ihre Mauern werden geschleift, ihre Flotte ausgeliefert. Kaum dreißig Jahre später werden auch die Einwohner vertrieben und wandern nach dem argolischen Thyrea aus, um erst unter Lysander wieder in ihre Heimath zurückzukehren und nun in einem verheerenden Raubzuge furchtbare Rache an den Athenern zu nehmen. Dann hört die politische Geschichte der Insel auf. In wechselndem Besitze der Aitoler, des pergamenischen Königs Attalos und endlich wieder der Athener, erlangt sie erst unter den römischen Kaisern die Autonomie zurück, ohne sich doch einer rechten Blüthe wieder erfreuen zu können. In byzantinischer Zeit unter den isaurischen Kaisern gehört sie zu dem von Theben aus verwalteten Thema Hellas, um dann an all den wechselvollen und beklagenswerthen Schicksalen theilzunehmen, welche über das unglückliche Griechenland hereinbrechen. Der furchtbarste Schlag aber traf das wieder zu einiger Blüthe gelangte Eiland im September des Jahres 1537. Nachdem die Türken im Kampfe gegen die venetianische Flotte unter Andreas Doria eine empfindliche Schlappe erlitten und vergebens die unüberwindlichen Werke von Corfu zu nehmen versucht hatten, wandte sich ihr Zorn gegen die schutzlosen Besitzungen der Republik an der albanesischen Küste, auf den ionischen Inseln, an der Ostküste der Peloponnes und endlich gegen die venetianischen Inseln des aigeïschen Meeres. Der gefürchtete griechische Renegat Khaireddin Barbarossa, aus tunesischen Diensten in die des Sultans übergetreten, war der grausame Vollstrecker dieses Racheactes. Die Veste von Aigina wurde nach verzweifelter Gegenwehr genommen, die Stadt völlig

zerstört, die Männer ermordet und an sechstausend Weiber und Kinder in die Sclaverei geschleppt. Der Chronist berichtet, daß die Insel wieder wurde — wie sie zur Zeit des Aiakos gewesen — vollkommen menschenleer. Es war etwa um dieselbe Zeit, als durch dieselbe Hand auf dem blühenden Capri die Burg zerstört ward, die im Volksmunde noch heute den Namen castello di Barbarossa trägt. Etwas mehr als hundert Jahre später, 1654, fällt die wieder erbaute Feste von Aigina aufs neue und für immer; doch blieb die Insel noch bis 1718 in venetianischem Besitze, um dann bis zu dem letzten Freiheitskampfe zwar unter türkischer Herrschaft, aber stets von griechischen Behörden verwaltet zu bleiben. Die neugriechischen Geschichtsschreiber sind gern bemüht, alle Schuld an den mannichfach im Argen liegenden Zuständen des Landes der langen Türkenherrschaft zuzuschreiben. Wenn auch gewiß ein großer Theil der Schuld auf diese Herrschaft zurückzuführen ist, so wird der wahrheitsliebende und ruhige Beobachter den Ausführungen jener Herren doch keineswegs überall beipflichten dürfen. Wie dem griechischen Volke ein religiöser Zwang nie angethan worden, so hat es unter der türkischen Regierung das Recht der Selbstverwaltung, namentlich in Morea und ganz besonders auf den Inseln, in einem Umfange besessen, wie später nach erlangter Freiheit nie wieder. Mit der provisorischen Regierung des Präsidenten Kapodistrias, die auch in Aigina zeitweise ihren Sitz hatte, geht dieses Recht der Selbstverwaltung der Provinzen und Gemeinden thatsächlich zu Grunde; das System der freien Selbstbesteuerung nach dem Ermessen der Gemeinden weicht dem unheilvollen System der allgemeinen Bruttobesteuerung der Producte, welches, heutzutage noch in Kraft, die fleißige und strebsame Landbevölkerung niemals zu einer gedeihlichen Entwickelung ihres Ackerbaues und ihrer Heerdenzucht kommen läßt.—

Die an zweihundert Meter hoch belegene Stätte des Athenatempels ist vorzugsweise geeignet, die Gedanken auf die Schicksale der Insel hinzulenken, weil sie, rings von Fels und Baumwerk umgrenzt, nur den einen Ausblick nach der attischen Küste freiläßt, von der aus ihr diese Geschicke kamen, freilich einen wunderschönen Blick über die blaue Fluth hinüber, den wir, im Schatten eines Mastixstrauches gelagert, lange und voll genossen. Aber der Stand der Sonne mahnte zum Aufbruch: noch einen Gang durch die Trümmerstätte, dann sollte es fortgehen. Doch die gütige Gottheit des Heiligthums hatte uns noch eine überraschende Freude vorbehalten. Wir waren im Hintergrunde der Tempelcella, da, wo das Cultusbild der Göttin gestanden haben muß. Aus dem Schutte unter den gestürzten Blöcken und grau wie dieser lugte ein kleines Schlänglein hervor. Als ich es mit dem Reitstocke hervorstöberte, sah ich, daß es todt und überdies nur die vordere Hälfte einer Schlange war; auffallender Weise hatte aber dieses anscheinend todte Thierchen die lebensvolle, straffe Rundung des Leibes und den lebendigen Ausdruck muskulöser Bewegung vollkommen bewahrt. Ich bückte mich und hob das kleine Ding auf. Hart und schwer lag es in der Hand, und nun erst vermochte ich zu unterscheiden, daß dies kein natürliches Gebilde war, sondern daß vor mehr denn zweitausend Jahren eine griechische Künstlerhand dies Schlänglein mit vieler Sorgfalt und in überraschender Naturwahrheit in Blei geformt und mit dem Stichel nachgearbeitet hatte. Zu klein, um zu jenen Schlangen zu gehören, welche die Aegis der Göttin, die hier aufgestellt war, als Franzen säumten, mag es eher eines der Schlänglein des Medusenhauptes gewesen sein, das die Aegis schmückte. Rücksichten officieller Natur haben mir verboten, während meines langen Aufenthaltes in Griechenland die häufige Gelegenheit zu be-

nutzen, antike Kunstgegenstände für ein Billiges für mich zu erwerben. Dies Schlänglein ist das Einzige, was ich aus Griechenland entführt habe, weil es mir schien, als gehöre es zu seinen an der Isar weilenden Stammesgenossen; und da ruht es nun neben dem großen Elfenbeinauge, welches ebenfalls im Tempel von Aigina gefunden wurde. Daß dieses Auge nicht, wie man gemeint hat, von dem Bilde der Göttin stammt, beweisen seine Abmessungen. Eine Bildsäule, zu welcher dieses Auge paßt, fände in der beschränkten Cella des kleinen Tempels gar nicht Raum.

Das war nun ein bescheidener Fund gegenüber jenen großartigen, die fünfundsechzig Jahre früher an derselben Stelle gemacht waren, und doch versetzte er uns alle drei in eine so frohe Stimmung, daß diese ihren Ausdruck genau in denselben Worten finden könnte, die Cockerell nach seiner Entdeckung schrieb: „You may easily imagine that during the progress of this extraordinary discovery we were not a little surprised at our good fortune, and that among so many centuries we should be the first . . . .“ Ja! es ist ein eigenthümlich reizvoller Sport, das Suchen und Finden von Schätzen der alten Welt, den kaum Jemand nachempfinden kann, der ihn nicht selbst geübt, ein echter Sport und eine Quelle edelster Erregung!

Der Heimritt vom Tempel nach der Stadt in der kühleren Abendzeit ging schnell von statten. Nach der Mahlzeit zog die laue, wundervolle Luft uns wieder ins Freie hinaus. Von dem Mittelzimmer aus führte eine Thür auf einen einfachen Altan; da standen wir und blickten in den unsagbaren Zauber einer südlichen Mondnacht hinaus. Zwischen leichten Federwölkchen — der Taubenschaar aus Paphos, wie sie Goethe bezeichnet — schwebte die goldene Sichel und goß ihren magischen Schein auf die Häuser und Gärten zu un-

seren Füßen. Die ärmlichen Hütten, deren Dürftigkeit das grelle Licht des Tages enthüllt hatte, die ungepflegten Hecken und Bäume der Gärten, die alterskahlen Cypressen im Hintergrunde — das Alles schmolz nun in dem gedämpften Lichte in große, herrliche Massen zusammen; dahinter flimmerte, ein unermeßlicher silberner Spiegel, das schlummernde Meer. Neben uns im Nachbargarten wiegten sich leise die Zweige einer wundervollen Fächerpalme. „Füllest wieder Busch und Thal still mit Nebelglanz", sprach leise eine Stimme, und dann klang halblaut eine deutsche Volksweise in die griechische Sommernacht hinaus, eine zweite und eine dritte Stimme fiel ein, daß bald sich in den Nachbarhäusern ein Fensterladen und noch einer öffnete und schwarzlockige neugierige Köpfchen den Weisen lauschten, bis sie wieder verstummten. Dann zog eine Wolke über den Mond; ein kühlerer Nachtwind rauschte durch die Wipfel. Waren das nicht deutlich vernehmbare Worte, die aus den Zweigen flüsterten, Worte, die vor mehr denn zweitausend Jahren ein unsterblicher Sänger zum Preise dieser Insel gesungen, die ein Geschlecht immergrünender Bäume dem anderen zugeraunt hatte?

„Eintagsgeschöpfe! was ist „Jemand"? was „Niemand"?
Eines Schatten Traum sind Menschen. Doch wo ein Strahl
Gottgesendet herabfällt,
Leuchtet heiteres Licht dem Mann und anmuthiges Leben!
Ägina! liebende Mutter, leite zu freier Bahn
Diese Stadt im Schutze des Zeus und des, der mit Aiakos
Herrscher ihr war, des Peleus, und mit dem wackeren
Telamon und Achilleus!"

Von dieser Stadt, vom Markte drunten am Strande, klang noch immer Leben zu uns herauf. War doch morgen ein Hauptfeiertag der Insel, das Fest des Propheten Elias auf dem Gipfel des Panhellenion. Da mußte jedes Haus

noch rüsten und Jedermann noch seine Einkäufe auf dem Markte machen zum Backen und Braten. So schlenderten wir noch einmal hinab an das Meer. In dem ungewissen Scheine der Laternen sahen die Marktzelte mit ihrem goldigen und schimmernden Inhalte, den rothen Tomatos und riesigen Melonen noch bunter und malerischer aus, als am Vormittage. Mitten hinein setzten wir uns an eines der zahlreichen Tischchen am Strande, noch eine Tasse herrlichen Kaffees und den milden Rauch der Wasserpfeife zu schlürfen. Dann suchten wir unser zwar hartes, aber doch ziemlich reinliches Lager auf, um einer süßen Nachtruhe zu genießen. Der uns als Zimmernachbar angekündigte griechische Theologe, der sich am Tage schon einmal flüchtig und bescheiden gezeigt hatte, war nicht erschienen. Ob ihm die Nachbarschaft der drei Fremden Häretiker mißfiel? Nur ein bescheidenes Reisepäckchen und eine Geige hatte er in einer Stubenecke abgelegt; und als die ersten Strahlen der rosenfingrigen Eos in unser Zimmer gedrungen waren, bemächtigte sich unser schwedischer Professor des kläglichen Instrumentes, um in dem denkbar einfachsten Costüme durch die drei Zimmer promenirend fremde nordische Weisen erklingen zu lassen, die auch die beiden Anderen schnell vom Lager scheuchten.

Heute galt es, bevor der Dampfer zurückkam, die Reste der alten Stadt in Augenschein zu nehmen. Nur sehr weniges ist erhalten, aber man erkennt doch noch die scherbenübersäete Hochfläche, wo die Burg gestanden, und die Lage der Unterstadt mit den Resten eines Aphroditetempels, einem geringen Theile seines Unterbaues und einer einzigen, in die Luft ragenden dorischen Säule.

Auffallend groß war die Menge von Thon- und Glasscherben, mit der wir die Fläche der Oberstadt besäet fanden. Die ersteren erinnern an die berühmte Kunstfertigkeit der

Aigineten auf dem Gebiete der Keramik. Der Thon der Insel ist außerordentlich geeignet zu feineren plastischen Arbeiten, und so gehören die zahlreichen aiginetischen Vasen, die sich meistens in den Felsgräbern längs des Strandes erhalten haben, zu den feinsten Griechenlands. Auf diese Kunstthätigkeit deutet denn auch wohl der Mythus, das Zeus dem Aiakos Menschen aus der Erde des Landes geformt habe. Die Thonwaaren-Industrie blüht noch heute in Aigina, und wenn auch das neuere Geschlecht darauf verzichtet, die edleren Kunstgebilde der Vorfahren nachzuahmen, so liefert es doch eine Menge schätzbaren Hausgeräthes, besonders jene lederfarbenen porösen Krüge, welche die für ein südliches Land unschätzbare Eigenschaft besitzen, das Wasser auch in der größesten Hitze vollkommen kühl zu erhalten. Durch die poröse Wandung sickert soviel von dem Inhalte hindurch, daß der Krug außen beständig naß ist, und daher in einem Untersatze stehen muß. Die beständige Verdunstung auf einer großen Außenfläche erzeugt eine ausreichende Kühlung, um das Wasser frisch zu halten, ja ich konnte mit dem Thermometer feststellen, daß die Temperatur des Wassers, welches eben aus der Quelle kam, in solchem Kruge noch herabging. Nach demselben Princip bindet der australische Schafhirt an den Sattelknopf seines Pferdes einen Beutel von dichtem Segeltuche, in welchem ihm beim scharfen Ritte auch bei der glühendsten Sonne ein kühler Trunk bewahrt bleibt.

Ob auch die Masse der Glasscherben auf eine heimische Industrie hinweist, ist wohl mindestens zweifelhaft, denn die hierzu nöthigen Bedingungen, ein reiner Quarzsand und ein reichlicher Holzbestand fehlten auch im Alterthum der baumkahlen Kalkinsel. Eher deuten diese Glasreste wohl auf einen lebhaften Handel mit asiatischen oder nordafrikanischen Fabrikstätten. Das Glas ist in den verschiedensten Tönen und durch

und durch gleichmäßig gefärbt, von besonderer Schönheit sind kornblumenblaue, amethystfarbige und meergrüne Sorten, von denen wir ausreichende Proben sammeln konnten.

Im Uebrigen ist das Innere der Insel arm an Producten: der schöne feste Kalkmergel, ein trefflicher Baustein, aus welchem die Alten den unteren Theil der nordwestlichen Befestigungsmauer der athenischen Burg hergestellt haben, scheint heute nur noch auf der Insel selbst Verwendung zu finden. Desto mehr betrachtet das heutige Inselvölkchen das Meer mit seinen Schätzen als sein Arbeitsfeld. Die Aigineten sind tüchtige Schiffer, Fischer und Taucher. Nicht der edlen Perle gilt hier die Jagd, sondern der eßbaren Tritonsmuschel, mit deren Gehäusen unsere Eltern die Kamine zu zieren liebten, und ganz besonders den Badeschwamm. Die griechischen Schwämme zählen zu den besten ihrer Art; sie zeichnen sich durch schöne Farbe, Regelmäßigkeit ihrer Form und besonders durch die Feinheit und Zähigkeit ihres Gewebes aus, so daß einzelne Exemplare einen fast unglaublich hohen Preis erzielen: wurde doch auf der Pariser Weltausstellung von 1867 ein einziger Schwamm von der Juri auf 5000 Francs abgeschätzt. Leider geschieht der Betrieb dieser Schwammfischerei ohne jede einsichtige Leitung und ohne wirthschaftliche Grundsätze, und der fortgesetzte Raubbau muß dazu führen, die unterseeischen Felder arm zu machen und zu verwüsten. Nauplia, Aigina, Hydra, Spetzia und Salamis sind die Vororte für die Gewinnung der Schwämme und deren Handelsvertrieb, dessen jährlicher Ertrag ein sehr wechselnder ist. Während zum Beispiel im Jahre 1870 die Ausfuhrsumme sich auf etwa 200 000 Drachmen = 140 000 Reichsmark belief, stieg sie im folgenden Jahre auf das Dreifache, um 1872 wieder auf nur 160 000 Drachmen = 110 000 Mark herabzusinken. Selbstverständlich fällt von diesem Gewinne nur ein äußerst

geringer Theil für die Taucher selbst ab. Häufig sieht man diese braungebrannten armen Teufel zu zweien in einem kleinen Nachen sitzend ihr mühseliges und gefährliches Handwerk betreiben. Nur bei ruhiger See und nur an Stellen von nicht über zehn Meter Tiefe ist die Gewinnung der Schwämme möglich, denn der Taucher muß seine Beute von oben erspähen können. Dann schießt er plötzlich kopfüber hinab auf den Grund, faßt mit der linken den Schwamm und schneidet ihn mit einem in seinem breiten Gürtel steckenden Messer ab. Es ist ein sehr anstrengendes und keineswegs gefahrloses Gewerbe, denn wenn auch der Hai an diesen Küsten fast nie erscheint, so hausen in den unterseeischen Höhlen, welche den Hauptfundort für die Tritonmuschel und die Schwämme bilden, dafür zahlreiche große Klappmuscheln, welche bei zufälliger Berührung ihre Schalen mit großer Kraft schließen und nicht allzu selten die schwimmenden Haare des Tauchers erfassen, so daß nur ein rascher Schnitt mit dem Messer den Gefangenen befreien kann. Auch der Leckerbissen der Griechen, der Tintenfisch, der in griechischen Gewässern freilich selten über ein Meter Durchmesser erreicht, wird dem Taucher oft gefährlich, indem er ihn mit seinen Fangarmen umschließt und seine Bewegung hindert. Die Umarmung der Sepia soll ungemein schmerzhaft sein, weil die acht Fangarme dieses Polypen in Saugnäpfe auslaufen, die sich Schröpfköpfen gleich an das Fleisch setzen, und weil das Thier überdies mit einem harten Papageienschnabel versehen ist, mit dem es kleinere Muscheln und Krabben aufzubeißen im Stande sein soll.

Diese etwaige Gefahr hinderte eine große Schaar aiginetischer Knaben und Jünglinge nicht, an dem heißen Morgen des Eliasfestes sich wacker im Meere zwischen den zahlreichen Klippen umherzutummeln, die der alten Sage nach Aiakos selbst um den Hafen gestreut hat, um die Annäherung feind=

licher Fahrzeuge zu erschweren. In einer abgelegeneren Bucht unter überhängenden Felsen verband auch eine Schaar von Aiginetinnen das Nützliche mit dem Angenehmen, indem sie beim Reinigen ihrer Festtagswäsche zugleich des erquickenden Wellenbades genoß und dabei einen Lärm und ein Geschrei verführte, wie weiland die dienenden Genossinnen der Nausikaa am Strande von Scheria. Uns, denen die bald zu erwartende Rückkehr des Dampfers eine gleiche Wohlthat versagte, zwang die glühende Vormittagssonne, unsere Wanderung zu beenden. Aber wir bereuten es später, denn mit echt griechischer Unpünktlichkeit traf der Erwartete gegen die bestimmte Zeit erst mehrere Stunden später ein, die wir im Schatten einer Strandschenke mit dem Skizziren des prachtvollen Bildes verbrachten, das sich vor uns aufrollte, drüben die gezackten Linien der kahlen Berge von Argos, davor das von keinem Hauche bewegte, spiegelglatte Meer, im Mittelgrunde aus ihm auftauchend die vorgeschobenen Posten der Insel, kleine klippenartige Eilande, auf deren fernstem die beiden schneeweißen Kuppeln eines Klösterchens herüberleuchteten, während dem Strande näher die malerischen Reste eines viereckigen Castellbaues aus dem Mittelalter unmittelbar in die Wogen gebaut erschienen, zwischen beiden das kleine moderne Thürmchen mit dem Leuchtfeuer von Aigina. Im Vordergrunde träumte mit gerefften Segeln und schlaffen Wimpeln unbeweglich auf dem lauen Wasser der Schwarm der Fischerboote, deren sonst so fleißige Insassen heut am Festtage behaglich am Strande ihre Wasserpfeife rauchten und blanken Weißwein tranken.

Endlich erschien der Dampfer und nahm die Harrenden auf, um sie nach heißer Fahrt im Peiraiens glücklich abzusetzen. Ein gutes Mahl in dem kühlen Speisesaal des mit den Bequemlichkeiten eines europäischen Hôtels zweiten Ranges ausgestatteten Hafengasthauses stärkte die Reisenden zu

der noch viel heißeren Fahrt mit der Eisenbahn nach Athen. Die Stadt sah wie ausgestorben aus, denn um diese Jahreszeit wagt sich kaum ein Eingeborener durch die mittäglich glühenden Straßen; die Läden sind geschlossen, Alles schläft mit möglichst einfacher Bekleidung in dem dunklen, luftigen Zimmer. Auch uns umfing bald wohlthätiger Schlummer. Am kühleren Abende findet sich dann Alles, was von der Liebe zum Alterthume nach Athen gezogen ward, auf dem heiligen Mittelpunkte der Stadt zusammen, um von der Zinne des Parthenon des unvergleichlichen Schauspieles zu genießen, wenn sich die Sonne hinter den geranischen Bergen hinabsenkt und über den Hymettos sich die fliederfarbigen Schatten lagern. Weit im Süden stieg aus dem Dufte des Meeres Ägina, das Panhellenion. Und von dem riesigen Platze am hadrianischen Zeustempel, über den die langen Schatten der Akropolis sich breiteten, klang die Musik der Militärbande zu uns herauf — ein Walzer aus „Pariser Leben".

Σκιᾶς ὄναρ ἄνθρωποι!

Kolonos und der Oelwald bei Athen.

„Mit Thürmen ist
Dort eine Stadt umgürtet, fern dem Auge noch;
Doch dieser Ort ist heilig, — leicht erkennt man es —
Von Rebe, Lorbeer, Oel umgrünt; anmuthig tönt
Zahlloser Nachtigallen Lied im tiefen Hain."

Oidipus auf Kolonos.

Wenn den größten Dramatiker des Alterthumes nicht eine örtliche Ueberlieferung dazu aufgefordert hätte, zum Schauplatze der höchsten Entwickelung seiner Oidipustrilogie jenen Hügel zu wählen, der einst völlig namenlos — denn Kolonos bedeutet nichts anderes als „ein Hügel" — nun durch des Dichters Gebilde die Unsterblichkeit erlangt hat, wenn völlig freie Wahl Sophokles bestimmt hätte, für das Drama des fluchbeladenen blinden Königgreises von Theben diese landschaftliche Scenerie zur Bühne zu erheben, so würde diese Wahl zu den glücklichsten Griffen des Dichters gerechnet werden müssen.

Denn wie in ihrer tieferen Bedeutung die Oidipustrilogie weit hinausgeht über ein bloßes Familiendrama, wie vielmehr des Oidipus Erscheinen auf attischem Boden durch göttliche Fügung ein Segen für das ganze Land wird, das den Gebeinen des lebensmüden Pilgers eine Ruhestätte bieten will, und wie der Oidipus auf Kolonos dadurch ein specifisch attisches Drama ist, so mochte für attische Zuschauer kein andrer Punkt geeigneter sein, ihnen die Schönheit dieses ge=

segneten Heimathlandes lebendiger vor die Seele zu führen, als jener Hügel, von dem aus sie, vor das Doppelthor und durch die Töpfervorstadt gewandert, die Ebene Attika's in ihrer größten Schönheit und plastischer als von irgend einem andern Punkte der Umgebung Athens zu schauen gewohnt waren. Und nirgends konnte zugleich das Mitleid mit dem Schicksale des Blinden, „dessen Augenlicht in blut'ger Nacht erloschen", tiefer angeregt werden, als durch den Hinblick auf all' diese Herrlichkeit, die Jener nicht mehr schauen konnte.

Der nächste Weg von der Stadt zum Kolonos ist ein wenig benutzter Feldweg. Von Koutzoukos' Kaffeehause am Eintrachtsplatze, wo man Nachmittags in der sonnigen Stadt zuerst ein schattiges Plätzchen im Freien findet, führt eine kurze Nebenstraße bald ins Feld hinaus. In der Nähe einer Windmühle trennen sich drei Wege. Der südlichste, zur Linken, fällt zusammen mit dem antiken Wege, der von der Stadt nach den sechs Stadien entfernten Gärten der Akademie führte. Zahlreiche Reste des Alterthumes, die man dort fand, erheben dies zur Gewißheit. Es war eine Denkmalstraße ohne Gleichen. Hier lagen die Grabstätten und Denkmäler der berühmtesten Männer Athens, eines Thrasibul, Perikles, Chabrias, Phormion, Konon, Zenon, der Tyrannenmörder Harmodios und Aristogeiton. Diesen Weg entlang zog sich der große Militärfriedhof, auf dessen Stellen die gesammte Kriegsgeschichte Athens zu lesen war, wo die Helden aller Land- und Seeschlachten, mit alleiniger Ausnahme der bei Marathon gefallenen Krieger, ihre letzte Ruhestätte gefunden hatten.

Heute ist dort von alle dem nichts mehr zu finden; nur vereinzelte, gelegentliche Funde deuten noch die Richtung der einstigen Straße an. Auch die Gärten der Akademie, in denen einst Platon wandelte, wo man am Altare des Prometheus,

des ersten Bildners aus Thon und deshalb Schutzpatrones der Töpfervorstadt, nächtliche Fackeltänze aufführte, sie sind verschwunden. Einige Cypressen und schlecht gepflegte Orangenbäume stehen in kärglichen Gruppen an ihrer Stelle; daneben liegt ein kleiner Friedhof. Einige Reste antiken Gemäuers an dieser Stelle deutet man auf eben jenen Altar des Prometheus. Wenige Schritte davon entfernt, bereits innerhalb des Oelwaldes, findet sich ein ebenfalls antikes Gebäude. Eine Kapelle des heiligen Tryphon ist auf diesen Fundamenten aufgebaut worden.

Der Weg zur Rechten, fast genau nördlich gewendet, führt über Chassia nach Phyle. Auch dieser scheint die Richtung eines antiken Weges einzuhalten. Zwischen beiden führt der erwähnte Feldweg dem Oelwalde zu. Nach einer halben Stunde trifft man auf die kleine Kapelle des heiligen Constantinos und nimmt von hier aus seinen Weg zu dem nahen Ziele quer über den Acker weg.

Stumpf und kahl ragen hier zwei Hügel aus der welligen Ebene. Beide trugen vor Zeiten kleine Kapellen, von denen nur noch Trümmer umherliegen. Der südliche dieser beiden Hügel, dessen einst auf antikem Unterbau stehendes Kirchlein der erbarmenden Gottesmutter, der Eleousa, geweiht war, darf als die Stätte des Sophokleischen Drama angesehen werden.

Nach dem Hügel trug der ganze umliegende Gau, des Sophokles Heimath, den Namen Kolonos, und zwar zum Unterschiede von dem in der Innenstadt dem Markte nahe liegenden Gau Kolonos Agoräos den Beinamen Hippios. Denn die Götter, welche die Alten an dieser Stätte verehrten, waren Poseidon Hippios, der Schöpfer des Schlachtrosses, und seine Genossin Athena Hippia. Und Kolonos Hippotes selbst war einer der hundert altattischen Demosheroen. Der weitere

Umkreis des Hügels war den Eumeniden geweiht, der gesammte, dem eleusinischen Wege so nahe liegende Bezirk aber stand in engsten Beziehungen zu den Gottheiten der Unterwelt. Unfern dem Hügel läßt eine Localsage den Raub der Persephone geschehen, nahebei lag der „eherne Weg", der Schlund, in welchem Theseus mit Peirithoos zum Hades hinabstieg, lag der Quell, aus welchem Oidipus sein letztes Bad empfängt, und der Demeter geheiligt war; unmittelbar von hier schreitet der Greis, mit seinem Schicksale versöhnt, „zur allverbergenden düstren Flur".

Von keinem Punkte Attika's, die Spitze des Parthenon und des Lykabetos nicht ausgenommen, erhält man ein so übersichtliches und zugleich ein so formenschönes Bild der Landschaft Athens als von diesem Hügel aus, der sich noch nicht volle sechzig Meter über den nahen Meeresspiegel erhebt: Nach Süden zu schweift der Blick über die drei Häfen hinaus, hinüber zu der unbegrenzten blauen Fluth des aigeischen Meeres, aus dem die Pyramide der Insel Aigina mit dem wolkensammelnden Panhellenion auftaucht; östlicher folgt er dem attischen Uferlande bis über das Kap Kolias hinaus. Darüber beginnt sanft ansteigend und den ganzen Osten begrenzend die einförmige Linie des fliederfarbenen Hymettos. Zwischen ihm und dem ferner liegenden giebelförmigen Pentelikon senkt sich der Paß ein, welcher nach Marathon und Rhamnus führt; nördlich setzt der Parnes die fast wagerechte Berglinie fort, im Westen schließt der kahle Rücken des Aigaleos das Bild ab, eben noch die Südspitze von Salamis dem Blicke gewährend.

Innerhalb dieses prachtvollen Rahmens breitet sich das „Pedion" aus, die Ebene aller Ebenen. Fast in ihrer Mitte taucht ein niederer, dem Hymettos parallel laufender Höhenzug auf, langsam ansteigend, sich wiederum leicht senkend,

dann steil emporstrebend bis zur höchsten Spitze und ebenso jäh wieder abstürzend, der Anchesmos mit seinem höchsten Gipfel, dem Lykabetos. Dieser Höhenzug setzt sich fort in dem von den hellen Häusermassen der Stadt umlagerten Burgfelsen, der Akropolis, dann nach mäßiger Senkung in den beiden Bergkuppen des Philopappos und des Nymphenhügels, und verläuft zuletzt südwestlich hinter den breiten Höhen der sogenannten Pnyx. Jenseits bezeichnet ein schmaler, immergrüner Streifen von Büschen und Baumgruppen das steinige Rinnsal des Ilissos. Im Westen breitet sich um das verschlungene Netz der zahlreichen Kephissosarme das silbern wogende Wipfelmeer des schimmernden Oelwaldes.

Das ist, in dürren Worten, das Bild, welches man vom Gipfel des Kolonos aus empfängt; welcher Reichthum aber von Erinnerungen drängt sich bei dem Anblicke dieses Bildes auf, wo jedes Fleckchen geweiht ist durch Geschichte, Sage und Dichtung! Stundenlang kann man Tag für Tag von jener einsamen Höhe aus diesen unvergleichlichen Anblick genießen, ohne sich satt zu sehen. In unabsehbarer Reihe tauchen immer neue Gestalten aus allen Perioden der unerschöpflichen Geschichte vor uns auf, die sich an dieses Thal und diese Höhen knüpft.

Und doch ist es nicht etwa der Zauber der Erinnerung allein, der uns diesen Anblick so unbeschreiblich großartig und von so absoluter Schönheit erscheinen läßt. Diese Großartigkeit und Schönheit ist an und für sich vorhanden; auch ohne jene Beihülfe der Phantasie wirkt sie auf den ein, der sein Auge für die Empfindung von Linie und Farbe geschult hat. Gegenwärtig gilt noch allgemein die landschaftliche Schönheit Italiens für das Höchste, soweit Europa in Betracht kommt. Vielleicht ist die Zeit nicht fern, wo Hellas ihrer nachbarlichen Schwester die Palme streitig machen wird.

Daß dies nicht schon längst der Fall, liegt wesentlich an den Schwierigkeiten und Anstrengungen, die bis jetzt noch mit einer Reise in dem unwegsamen Innern des Landes verknüpft sind. Doch schon mehrt sich die Zahl derer, die sich für solche Mühen und Entbehrungen reich belohnt fanden. Bald wird nicht mehr der Anblick eines Reisenden Alt und Jung aus den Hütten locken, bald mit der Zunahme des Fremdenverkehres auch die jetzt noch völlig mangelnde Bequemlichkeit für den Reisenden ihren Weg in die Berge finden. Und wie jetzt Dutzende, mögen bald Hunderte sich der landschaftlichen Herrlichkeit Attika's und der Pelopsinsel erfreuen, der gewaltigen Alpennatur des rauhen Arkadien, des Eichenurwaldes, der den spartanischen Taygetos umkränzt, und des „rohrgrünenden Eurotas", der meilenweit mit duftendem Rosenlorbeer bestandenen Thalgründe der messenischen Pamisosebene.

Auf dem Gipfel des Tiberio fragte mich einst Jemand, ob ich noch Schöneres kenne, ob es wohl überhaupt noch Schöneres geben könne. Angesichts dieser Herrlichkeit, des blauen Sundes zwischen Capri und der Landzunge von Sorrent, des wunderbar schönen Panoramas, das sich um diesen Mittelpunkt breitet, war dies eine schwer zu beantwortende Frage. Und doch flog in jenem Augenblicke mein Gedanke hinüber zu dem öden Felshügel des Oidipus, klangen in meiner Seele die Worte der Sehnsucht jener hellenischen Krieger am fernen troischen Gestade:

„O könnt' ich hin, wo waldig des Berges Haupt,
Von Meerwogen umspült, sich hebt,
Unter Sunions hohen Fels,
Heilige Stadt Athene's, Dir
Grüße zu senden!"

Es ist ein sehr wesentlicher Unterschied zwischen dem Charakter der italischen und dem der griechischen, speciell der attischen, landschaftlichen Schönheit. Die Länder gleichen

ihren göttlichen Beschützerinnen, der Mutter des Aeneas und der helläugigen Tochter des Zeus. Bei Jener überall Anmuth und Liebreiz, der Zauber bestrickendster, freudeathmender Schönheit, bei Dieser die makellose Form der classischen Linie, beseelt und durchgeistigt von innerem Gehalt. Dort ein weitgebreitetes, üppiges, blüthen- und weinlaubgeschmücktes Gelände, einladend zu mühelosem Genießen, hier ein begrenztes, bedeutsam gegliedertes, nur mit dem nothwendigsten beschenktes Gefilde, aufgethan, darin nach Lebensfreud' und großer That zu jagen.

Wer, von Italien kommend, zum ersten Male die baumarme Ebene Attika's und die fast vegetationslosen Höhenzüge erblickt, welche sie einschließen, der wird sich der unvergleichlichen Schönheit dieses Landstriches nicht gleich bewußt werden. Mit jedem Tage, jeder Woche, wächst die Wahrnehmung dieser Schönheit. Das ist bei Italien nicht in gleichem Maße der Fall, mit Ausnahme der Campagna, deren stille Größe uns auch mit jedem Tage mehr und mehr gefangen nimmt. Und wie diese einzig ist in ihrer Art, so ist es die attische Landschaft, für welche sich ein Gegenstück — wenigstens in der alten Welt — schlechterdings nicht findet. Landschaftliche Scenerien, wie die von Capri und Sorrent, finden ebenbürtige Seitenstücke anderwärts: Aussichten wie die von der Citadelle von Corfu, der Bucht von Govino, dem einsamen Kloster Paläokastritza, dem verwilderten Garten Kapodistria's auf diesem herrlichen Eilande der Phäaken, stellen sich den süditalienischen Landschaften gleichwerthig zur Seite. Die attische Landschaft bleibt in ihrer Eigenart so unerreicht, wie ihr Volk und seine Cultur einzig dasteht in der Geschichte; Ernst, Hoheit und Schönheit verbinden sich hier zu einem Charakter eigenster Individualität, der nirgend anderswo wieder anzutreffen ist.

Wer von dem Gipfel des Kolonos aus den Eindruck dieser Persönlichkeit der attischen Landschaft voll und ganz empfangen will, der muß sie allein zu sich sprechen lassen, er muß sie ohne Genossen aufsuchen. Und wie dann kein Laut das Vernehmen ihrer Sprache stört, so wehrt auch kein Hinderniß dem Blicke, der von diesem beherrschenden Punkte aus über den großen Friedhof einer gewaltigen Vergangenheit schweift. Nur eine fast kahle, zerzauste Cypresse steigt aus einer Senke des Abhanges empor, und zwei marmorne Stelen gemahnen daran, daß der Kolonos selbst ein Friedhof ist; zwei still gewordene Herzen birgt der rauhe Schooß des Felsens, die einst warm geschlagen haben für dies Land und für das Volk, das einst darin gewohnt: Karl Otfried Müller, Charles Lenormant. An einem heißen Sommertage des Jahres 1840 haben sie den deutschen Forscher dort in sein Felsengrab gebettet, ihn, der vor Allen dazu beigetragen, die früheste, zu jener Zeit noch in voller Dunkelheit liegende Geschichte Griechenlands aufzuhellen, der zuerst dem vom großen Winckelmann begonnenen Werke der Kunstforschung eine Methode zu geben berufen war. Auf einer Forschungsreise in Gemeinschaft mit Schöll und Ernst Curtius hatte ihn in Delphi das tückische Fieber ergriffen. Mit unsäglicher Mühe schleppten die Reisegenossen den Schwerkranken nach Athen zurück, die ärztliche Pflege kam zu spät, und dort, von wo er oft hinausgeschaut in das geliebte Land, ist ihm die letzte Ruhestätte bereitet worden.

Neunzehn Jahre später hat man neben Otfried Müller das Herz eines Genossen seiner Wissenschaft bestattet, während der Körper nach der Heimath übergeführt ward und in französischer Erde ruht. Charles Lenormant (geb. in Paris 1. Juni 1802) hat sich verhältnißmäßig spät den classischen Studien zugewendet, nachdem Jahrzehnte hindurch sein Drang

nach Erforschung des Geheimnißvollen, der ihn zu einem eifrigen Anhänger der Creuzer'schen Mystik machte, in dem Studium ägyptischer Alterthümer Genüge gefunden hatte. Auch in Griechenland wendet sich sein Interesse ganz besonders den Geheimnissen des eleusinischen Cultus zu, er beginnt die Reihe mystischer Deutungen, die sein Sohn François später im Geiste des Vaters fortgesetzt und noch nicht abgeschlossen hat. Nun ruht sein Herz an dem Wege nach Eleusis, nahe dem Quell der Demeter und der ehernen Schwelle des unerforschlichen Hades. Was das Andenken an den Todten trübt, ist die Wahrnehmung, daß in diesem Herzen mit dem Triebe des Forschers ein unersättlicher Ehrgeiz sich paarte, der ihn für die Vertheidigung seiner Anschauungen zu nicht immer ehrlichen Mitteln greifen ließ.

Die Ruhe dieses Friedhofes stört nichts als das einförmige Picken des Gesteinbohrers und von Zeit zu Zeit ein dröhnender Sprengschuß: der Kolonos ist heute — ein Steinbruch! Ueber kurz oder lang soll dieser denkwürdige Fels von der Erde verschwinden, wenn nicht noch rechtzeitig Halt geboten wird. Die griechische Regierung hat den Besitzer schon einmal durch eine Ablösungssumme abzufinden versucht, aber sie war zu niedrig, und so geht das Zerstörungswerk weiter. Ob auch die Gräber Otfried Müller's und Lenormant's der Industrie zum Opfer fallen müssen, oder ob sie rechtlich geschützt sind, weiß ich nicht zu sagen. Doch wacht ja in Athen manches Auge über dieser Stätte der Verehrung: das Deutsche Archäologische Institut und die École Française werden jene Gräber ihrer Meister nicht vermehren lassen. —

Nur wenige hundert Schritte hinab über den kahlen Abhang, und eine gänzlich veränderte Scene umgiebt uns, eine Scene, die jener großartigen Rundschau gegenüber durch die Lieblichkeit und Anmuth ihrer wechselnden, abgeschlossenen

Bilder doppelt reizvoll auf uns einwirkt, der Oelwald mit seinen eingestreuten Baum-, Frucht- und Blumengärten. Im Alterthume von ungleich bedeutenderer Ausdehnung, zieht er sich heute in einer Länge von zwei bis drei Stunden und in einer Breite von meist nicht mehr als einer halben Stunde von Nord nach Süd. Seine ersten Baumgruppen beginnen nördlich bei dem Dorfe Kephissia. Wie dieser Ort bereits im Alterthume während der sommerlichen Hitze den Athenern eine willkommene Villeggiatur bot, so zieht er noch heute alljährlich eine Menge in Athen ansässiger Fremder und einen Theil der wohlhabenderen Eingeborenen während der heißen Monate zu dauerndem Aufenthalte hinaus, und wie er von den alten Schriftstellern geschildert wird, so ist er noch jetzt ein unvergleichlich köstlicher Erfrischungsort. Krystallhelles und eiskaltes Quellwasser bildet seinen vorzüglichsten Schatz. Ueber jene Quellen und das tiefe Rinnsal des eilig vorüberrauschenden Kephissosbaches breiten uralte Riesenplatanen ihr schirmendes Laubdach. Ueppiger Epheu ist zu ihnen hinaufgerankt, nicht ihre Stämme umschlingend und erstickend, sondern als hätte ihn eine wunderbare Kraft frei in die Luft emporsteigen lassen, bis er an dem glänzenden, rindelosen Geäst eine Stütze fand. Um dieses hat er sich herumgelegt und von ihm fällt er wieder hinab in hundert grünen Cascaden. Dann ist an ihm wieder die zartere, weißblühende Waldrebe in die Luft geklettert und umschlingt sein dunkleres Laub mit fröhlichem, hellem Geranke. Und unter jenen Baumriesen sprießt es rings von köstlichem Gebüsch und leuchtender Blüthenpracht. Was wir armen Nordländer mühsam in Treibhaus und Zimmer überwintern, das wuchert hier ungepflanzt in unverwüstlicher Lebenskraft: die Myrthe mit ihren großen, stilvollen, regungslosen Blättern, die wie aus fester Bronce getrieben erscheinen, überflogen von dem Hauche tiefgrüner, glänzender Patina;

die feingefiederten Caruben, der Judasbaum (Cercis siliquastrum), der zuerst von allen Bäumen im Frühlinge, noch vor dem sprießenden Blattlaub, sich mit einer unglaublichen Fülle rosenrother Schmetterlingsblüthen bedeckt. Kein anderes Gewächs zeigt so offenkundig den drängenden Trieb zu blühen, ja ganz zur Blume zu werden, wie dieses niedrige Bäumchen, dem nicht nur aus allen Zweigen und Sprossen, sondern aus dem vollen Stamme selbst die farbige Pracht seiner Blüthen hervorbricht. Aber sie ist eine schnell vergängliche, während der hier üppig wuchernde, sonst so genügsame Rosenlorbeer, der jedes Wasserfädchen begleitet, fast das ganze Jahr hindurch neue Blüthen treibt. Und in diesen Büschen tönt fast ununterbrochen das Lied unzähliger Nachtigallen; nur wenn die Sonne in ihrer höchsten Höhe steht, gebietet die Mittagsglut Schweigen. Dann ruht jede Stimme, nur ein einziger feiner, anhaltender Ton durchzieht die zitternde Luft, wie wenn tausend und aber tausend winzige, von Elfenfingern gestrichene Geigen auf meilenweiten Flächen zusammentönten, der leise unendliche Gesang:

„wenn die tönende Grille
Sitzend im Laube des Baums die schwirrende Stimme dahingießt,
Rastlos unter den Schwingen, zur Zeit des geschäftigen Sommers.“

An die Haine und Gärten Kephissia's schließt sich der Oelwald, eine weitgebreitete Halle, unterbrochen von üppigen Gärten, die jene gleich Höfen umschließt. In unzähligen Maschen überzieht diesen Hain und diese Gärten das Netz der Wasseradern, welche die fleißige Menschenhand aus den beiden Hauptarmen des Kephissos abzuleiten gewußt hat. Seinen Namen, der „Gartenfluß“, rechtfertigt dieser Bach noch heute. Das Zeitalter der Industrie hat ihm wenig anhaben können. Seit das mitten im Oelwalde gelegene Laboratorium des Laurionbergwerkes, das einen Zweig des Kephissos als Wäsche

benutzte, seine Arbeit eingestellt hat, trüben nur noch die Abgänge einiger kleiner Gerbereien seine klaren Gewässer; im übrigen versieht er keinen andern, als den fröhlichen Dienst, die Wurzeln von tausend Bäumen und Gartengewächsen zu tränken und nebenbei seine Gelände mit einem Teppich der herrlichsten Blumen zu schmücken. Purpurne und weiße Anemonen, Ranunkeln und Tazetten, verschiedenfarbige Irisarten blühen hervor aus einem fast gleichmäßig über den ganzen Hain gebreiteten zarten Gewebe von Pfeffermünzkraut, das im Verein mit tausend anderen Blüthen den Wald mit würzigem und süßem Dufte erfüllt. Die emsigen Bienen finden hier eine reiche Tafel gedeckt, freilich keine ungestörte, denn der eifrige Verfolger, der kleine Bienenfresser mit dem farbenprächtigen Gefieder, schwirrt unabläßig durch das wogende Zweigmeer der Oelbäume. Große goldgrüne Eidechsen, bis zu anderthalb Schuhe lang, huschen an den knorrigen Stämmen hin und her, braune Schildkröten schleppen sich schwerfällig über den Boden den Rinnsalen des Wassers zu, glänzende Schlangen schlüpfen durch Kraut und Blumen, und wenn die Sonne gesunken und die laue Sommernacht anbricht, erwacht der kleine geöhrte asiatische Igel vom Tagesschlafe, rollt seinen muskelstarken Leib auseinander und geht auf sein nächtliches Waidwerk. Das ist der „Wald vor Athen", in welchem Oberon und Droll ihr neckisches Wesen trieben, dasselbe kleine Raubvolk, das die Elfen von Titania's Blumenlager scheuchen:

„Bunte Schlangen, zweigezüngt!
Igel, Molche, fort von hier!
Daß ihr euren Gift nicht bringt
In der Königin Revier!"

Hier sind mitten in dem Haine jene Blumenoasen, würdig der Elfenkönigin als Ruhestätte zu dienen:

„Wo aus dem Gras Viol' und Maaßlieb nickt,
Wo dicht gewölbt des Geisblatt's üpp'ge Schatten
Mit Hagedorn und mit Jasmin sich gatten."

Und jene Blume, die

„sonst milchweiß, purpurn nun durch Amor's Wunde,
Ihr Saft geträufelt auf entschlafne Wimpern,
Macht Mann und Weib in jede Creatur,
Die sie zunächst erblicken, toll vergafft,"

die Blume „Love in idleness", hätte Oberon's dienstbarer Elf nicht in so entfernten Zonen zu suchen brauchen, die viola tricolor wächst auch hier allenthalben an dem Rande des Oelwaldes. —

Die Sage berichtet uns von der Entstehung dieses Haines, die zurückgeht auf die Erschaffung des ersten Oelbaumes. Poseidon und Athene streiten mit einander um die Schutzherrschaft und den göttlichen Besitz des Landes, nicht mit den Werkzeugen des Krieges, sondern mit der edelsten Waffe, die den Göttern verliehen ist, mit der Macht ihres Segens. Dem soll nach schiedsrichterlichem Spruche das Land zugehören, der ihm die größte Wohlthat zu erweisen fähig ist. Poseidon schlägt mit dem Dreizack den Felsen der Burg, und ihm entsprudelt der heilige Quell des Erechtheion; Athene senkt in einen Spalt des harten Bodens ihren Speer, und er schlägt Wurzeln in dem Steine, sproßt grünend auf zu ewiger Dauer — der erste Oelbaum. Wahrlich konnte kein Zweifel darüber sein, wessen Wohlthat für das Land die größere gewesen. Attika's höchster Reichthum trotz seiner Heerden, seiner Fülle von Feigen, Wein und Honig, war und blieb allezeit der Oelbaum. Ueberall im Morgenlande ist dieser Baum und seine Frucht das Sinnbild höchsten Segens. Wenn Hiob von der Zeit seines Glückes redet, sagt er: „da ich meine Tritte wusch in Butter, und die Felsen mir Oel-

bäche gossen." „Asser sei gesegnet mit Söhnen," ruft der scheidende Moses, „er sei angenehm seinen Brüdern und tauche seinen Fuß in Oel!" So wird auch in Hellas der Oelbaum, sein Reis und seine Frucht, das Symbol des Segens und des segenbringenden Friedens, wie einst den auf den Fluthen treibenden Ueberbleibseln des Menschengeschlechtes das Oelblatt im Schnabel der Taube das Zeichen des versöhnten Gottes gewesen war.

Mit dem Leben und Treiben des attischen Bürgers ist der Oelbaum von der Geburt bis zum Grabe unzertrennlich verknüpft: Einen Kranz von Oelzweigen hing der beglückte Vater an den Thürpfosten seines Hauses, wenn ihm ein Sohn geboren war; der Oelzweig und ein Gefäß köstlichen Oeles war des Hellenen Lohn bei dem Siege in den panathenäischen Festspielen, des wilden Oelbaumes, des Kotinos Reis der höchste erringbare Preis in ganz Griechenland bei dem olympischen Wettkampfe. Friedliche Lösung drohender Conflicte wird erreicht, indem man die Namen gefahrbringender oder mißliebiger Persönlichkeiten auf Oelblätter schreibt und diese in das Gefäß der Stimmlose wirft; endlich das letzte Ruhelager, die Grabeshöhle, wird bestreut mit den Zweigen des Oelbaumes.

Von jenem ersten Oelbaum auf der Burghöhe ward nun in urältester Zeit ein Schößling gepflanzt nahe dem Kolonoshügel auf dem Platze, wo später der Garten der Akademie des Platon entstand, das war die heilige, Zeus geweihte, Moria. Von ihr stammen zunächst die anderen zwölf heiligen Oelbäume in ihrer Nähe, die unter dem besondern Schutze des Zeus Morios standen. Sie galten für so heilig und unantastbar, daß, wer unbefugt Früchte, ja nur Blätter von ihnen pflückte, unerbittlich der Acht verfiel. Von ihnen gewann man das kostbare Oel, welches den Siegespreis in

den panathenäischen Wettspielen bildete. Diese zwölf Bäume wiederum sind die Stammväter des ganzen Oelwaldes, wie der Oelbäume Attika's überhaupt. Wie jene unmittelbar der Gabe Athene's entstammen, so wird nun diese Göttin als die eigentliche Besitzerin aller attischen Oelbäume angesehen, von der die Menschen dieses köstliche Geschenk gleichsam nur zu Lehen tragen. So erklärt sich das attische Gesetz, wonach Niemand ein uneingeschränktes Verfügungsrecht über seine Oelpflanzungen hatte, nach eigenem Willen jährlich nur zwei Bäume ausroden durfte, wonach ferner jeder Baumbesitzer einen nicht unerheblichen Bruchtheil seiner Olivenernte dem Staate zu feststehendem Preise überlassen mußte. Die Pflege des Oelbaumes in Attika, welche die Sage mit der Gründung der Hauptstadt verknüpft, hat in geschichtlicher Zeit ihre eifrigsten Beförderer in den Peisistratiden gefunden. Es ist schwer, sich heute einen Begriff von dem Oelreichthume Attika's in alter Zeit zu machen. So strebt denn auch der eingedrungene Feind zuerst in barbarischer Weise die Quelle dieses Reichthums zu vernichten. Mit Feuer und Axt wüthen die Perser in den Oelbaumhainen; frevelnd verbrennen sie auch den heiligen Baum auf der Akropolis, dessen unverwüstliche Triebkraft gleichwohl so groß ist, daß er am folgenden Tage bereits ein ellenlanges Reis wieder getrieben hat. Alle Oelbäume des Landes vernichten die eingebrochenen Spartaner unter Archidamos, nur die heiligen Bäume am Kolonos wagt Niemand zu berühren. Sie bleiben der ewig junge Hain:

„Mein sproßnährender, blauschimmernder Oelbaum,
Den kein bejahrter, kein junger Heerfürst
Je mit feindlicher Hand tilgend verheert;
Denn mit dem ewigen wachen Blick
Sieht Zeus' Morios' Aug' auf ihn
Und blauäugig Athene."

Später wüthet Antigonos, endlich Sulla unter den Oelwaldungen Attika's. Aber dieses

„Gewächs, wie im Gefild' Asias keines,
Keins auf Dorischer Flur, dort in dem weit
Prangenden Eilande des Pelops,
Erwuchs, — von selbst ohne Pflege keimt es!"

Aus den verwüsteten Flächen sproßten neue Keime hervor, „von selbst ohne Pflege" wuchs und grünte wieder der Oelwald an den Ufern des Kephissos. Die Klosterchronik der Anargyri berichtet, daß im Jahre 1311, wo die catalanischen Horden unter Roger de Flor nach der siegreichen Schlacht am böotischen Kephissos in Attika eindrangen, ihrer Verwüstungswuth auch der Hain am Kolonos zum Opfer gefallen sei *„τὸ ἐν Κολονῷ τῶν Νυμφῶν σωζόμενον τότε δάσος"*. Daß diese Chronik ein gefälschtes Schriftstück ist, steht heute vollkommen fest; da indessen ihre Nachrichten wenigstens theilweise aus der echten athenischen Stadtchronik des Anthimos stammen, so muß dahingestellt bleiben, ob diese einzige Nachricht, welche aus dem Mittelalter über die Schicksale des Oelwaldes berichtet, auf Wahrheit beruht oder nicht. So viel aber steht fest, daß dieser Wald niemals vollständig vernichtet worden ist, denn die kundigen Botaniker schreiben wenigstens einigen seiner herrlichen Bäume ein Alter zu, welches beiläufig zweitausend Jahre betragen müsse. So mag man sich denn in ihrem Schatten dem Gefühle hingeben, unter Bäumen zu wandeln, unter deren Zweigen, wenn nicht Sophokles und Platon, so doch Hadrian und sein Günstling Herodos Attikus einst Kühlung und Erfrischung suchten.

Noch heute ist der Oelbaum dem Volke Attika's und der Inseln das kostbarste Geschenk der Natur. Auch in der Peloponnes, wo Wein- und Korinthenbau überwiegen, steht er in hohem Ansehen. Seine bitteren Früchte ernähren den ge-

nügsamen Ackerbauer und Hirten während der zahlreichen Fasttage fast ausschließlich, und die Summe dieser Fasttage beträgt mehr als den vierten Theil des Jahres; in der strengsten Fastenzeit, wo auch der Fisch und selbst das Oel verboten ist, wird die Olive die einzige Zukost zum trocknen Brode. Und das nicht etwa nur in den ärmeren Klassen. Ich erfreue mich der Bekanntschaft einer Dame, die einer der vornehmsten und reichsten Familien Griechenlands angehört, und die gleichwohl Jahr aus Jahr ein vor der Osterzeit vierzig Tage lang ausschließlich von Brod und Oliven lebt.

Man befreundet sich bald mit dem Geschmacke der herben und bittern Frucht, die freilich auf griechischem Boden gewachsen und nach griechischer Weise zubereitet den Vergleich mit ihrer vornehmen Schwester aus der Provence nicht erträgt. Die Bauern bewahren die eingesammelte Frucht gewöhnlich nur in starkem Salzwasser oder zwischen Schichten ihres groben und schmutzig grauen einheimischen Salzes, das durch Verdunstung von Seewasser an den Küsten gewonnen wird. Die so bereitete Frucht schmeckt schlecht, bitter und ölig. Genießbarer wird sie durch Einlegen in Essig; eine wirklich wohlschmeckende Olive aber muß gleich nach dem vor völliger Reife erfolgten Einsammeln mehrere Stunden lang in einer schwachen Lauge gelegen haben, dann Tage lang mindestens dreimal täglich mit frischem Wasser gewaschen worden sein, und dann erst in Salzwasser aufbewahrt werden. Sie wird dann weich und behält ihre volle Form und Farbe. An einigen Orten siedet man die Oliven auch in dick eingekochtem Weinbeerensafte und belegt mit diesen bittersüßen Früchten das Backwerk.

Wie alle Werke der Athene nur langsam gedeihen und reifen, so auch der Oelbaum. Erst in seinem fünfzehnten Jahre beginnt er Früchte zu tragen, und nur alle zwei Jahre

bringt er eine eigentliche Ernte. In den letzten Monaten des Jahres, vom October bis zum December, reift seine Frucht. Dann zieht die ganze Familie sammt allem belastungsfähigen Hausgethier mit Säcken und Körben hinaus, und unbarmherzig schlägt Jung und Alt mit Stöcken und Stangen auf die armen Bäume ein, daß rings der Boden nicht nur mit Früchten, sondern auch dicht mit gebrochenen Zweigen und zarten Sprossen bedeckt ist. Der Anblick dieses rohen Verfahrens hat mich oft empört, bis ich von verständigen Pflanzungsbesitzern erfuhr, daß dasselbe weit vernünftiger ist, als man meinen sollte. Man erspart dadurch das Auslichten und Beschneiden der Bäume und erzielt durch das Mißhandeln der Zweige für das nächste Jahr weit mehr junge Triebe und eine reichere Ernte: „Ὁ μη δαρεὶς ἄνθρωπος οὐ παιδεύεται“, es geht den Bäumen so wie den Menschen! Freilich bleiben Säge und Baumscheere immer weit bessere Instrumente als der Knittel, und wo, wie vielfach in Korfu und dem Hauptorte der Olivencultur, in Zante, die Früchte mit der Hand gepflückt und die Bäume ordnungsmäßig gelichtet und beschnitten werden, da wird der Erfolg dieser besseren Behandlung sehr ersichtlich. Nirgends kann man das deutlicher beobachten, als auf einem Streifzuge von der Hauptstadt Korfu nach dem Norden der Insel. Nahe der Stadt, wo große Complexe von Oelwaldungen in der Hand einzelner Großgrundbesitzer liegen, reichen die einheimischen Arbeitskräfte selbst für die Ernte nicht aus; und wie unsere sächsischen Rübenbarone sich im Herbst ganze Extrazüge wendischer Kulis für ihre süßen Ernten verschreiben, so landen im October ganze Schiffsladungen von Männern, Frauen und Kindern aus dem nahen Albanien in Korfu, um die reichen Olivenernten einzuheimsen, von denen sie in der Regel einen Antheil als Bezahlung erhalten. Da ist denn an eine sorg-

fältige Pflege der Bäume nicht zu denken. Anders im Norden der Insel, wo der stark parcellirte Boden zahlreichen kleinen Bauern gehört. Da wird jeder Baum gehütet und gepflegt wie ein Kind des Hauses, und jenen rohen Naturkindern gegenüber, deren bizarre Formen den dichten Oelwäldern in der Nähe der Hauptstadt ihren eigenthümlichen malerischen Reiz verleihen, sehen diese Gartenbäume aus wie wohlgezogene und sorgsam gekleidete Kinder guter Häuser.

Auch die Bereitung des Oels ist je nach der Art der Pflanzungsbesitzer und der Civilisation des Landstrichs eine sehr verschiedene. Der kleine Bauer der Peloponnes und Nordgriechenlands bringt seine Früchte zu einer Oelmühle primitivster Art: Ein Maulthier oder Pferd dreht mit verbundenen Augen an dem langen Hebelarme einer an sein Joch gebundenen Stange den hohlen Mühlstein, der auf einem kegelförmigen, ruhenden Steine umläuft. Die Mühle hat fast genau dieselbe Form, die wir in den aufgedeckten Bäckerwerkstätten Pompeji's finden. Der in dieser Mühle gequetschte Olivenbrei wird dann mit siedendem Wasser übergossen und in starken Säcken unter eine Presse gebracht. Der ablaufende dunkelbraune Saft kommt darauf in offene Zuber, wo das leichtere Oel sich bald an der Oberfläche sammelt und abgeschöpft wird. Die Rückstände sind nur als Brennmaterial verwerthbar und als solches sehr geschätzt, denn sie enthalten noch viel Oel, brennen deshalb mit heller Flamme und geben starke Hitze. Auf den ionischen Inseln, in Athen und einigen anderen Orten wird dagegen die Oelbereitung durchaus rationell in großen Fabriken mit Dampfmaschinen betrieben. Das griechische Oel ist im Allgemeinen kein gutes Speiseöl und dient zum größeren Theile zur Bereitung feiner Seifen. Aber was ihm an Güte abgeht, das ersetzt es an Menge. Und lediglich auf die Masse wird auch die Be-

wirthschaftung der Pflanzungen angelegt. Für die Erzielung eines feinen Oeles ist ein trockener, steiniger Standort des Baumes in kalkmergeligem Boden erwünscht; der Baum trägt dann spärlich und kleinere Früchte, aber solche von vorzüglicher Güte. Da man aber größeren Werth auf reichliche Ernten und große Oliven legt, wird die Pflanzung nach Kräften feucht gehalten. Wo irgend eine Wasserader dem Boden entquillt, wird sie dienstbar gemacht, an die Wurzeln geleitet, um welche der Boden gelockert und gehäufelt wird, und mit großem Aufwande von Zeit und Mühe wird oft das ganze Terrain der Pflanzung terrassirt, um dem köstlichen Naß der Quelle wie des Regens einen möglichst langsamen Abfluß vorzuschreiben. Aus diesem Grunde ist denn auch der ganze Oelwald bei Athen künstlich überrieselt durch ein ausgebreitetes Netz schmaler, vom Kephissos abgezweigter Wasserfäden, die selbst der sommerlichen Hitze noch heute Stand halten, wie im Alterthume:

„nimmer versiegen die
Schlummerlosen Gewässer,
Die vom Strome Kephissos her
Irren; ewig von Tag zu Tag
Wallt er mit lauterem Regenergusse durch
Der Erde breite Fluren.“

Aber das Meer erreicht er in der heißen Jahreszeit nicht mehr, wie er dies früher that. Bald nachdem sie den Schatten des Oelwaldes verlassen haben, trocknen dann die im Winter vollen Rinnsale aus. Nahe der Phalerischen Bucht verschwindet der Fluß gänzlich, nachdem er im Frühjahr ausgedehnte, fieberschwangere Sümpfe gebildet hat, denen bisweilen die afrikanischen Wandervögel ihren Besuch abstatteten, der braune Ibis, der Silber- und Purpurreiher und selbst der fabelumwobene Pelikan. Jetzt, wo die Eisenbahn von Athen

nach Piräus diese Ebene berührt, werden diese Besuche immer seltener.

Wie den Oelhain zahlreiche Wasserarme durchschneiden, so kreuzen ihn auch mannichfache Wege. Sie führen zu den mitten im Haine herrlich gelegenen Dörfchen Sepolia und Levi mit ihren Orangen- und Granatgärten, ihren köstlichen Weinpflanzungen und schlanken Palmen, die sich über den niedrigen Hütten wiegen. Eine Menge kleiner, meist halb verfallener Kapellen liegen verstreut an diesen Wegen und abseits mitten im Haine; mehrere sind dem „Gekreuzigten", Stavroménos geweiht, nicht dem Heilande, sondern dem gleichfalls am Kreuze gestorbenen heiligen Petros, andere dem Erlöser, dem heiligen Johannes, dem heiligen Georg und anderen Heiligen.

Die Straße nach Eleusis, welche den Oelwald mitten durchschneidet, und die Reste hellenischer Bauten und Denkmäler, welche an dieser Processionsstraße im Oelwalde liegen, verdienen eine gesonderte Betrachtung. Wer die heißesten Monate des Jahres in Athen zu verweilen genöthigt war, dessen glühende, von Kalkstaub erfüllte Straßen einen fast unerträglichen Aufenthalt bieten, der wird gleich dem Verfasser nicht ohne ein Gefühl des Dankes an jene köstlichen Wege zurückdenken und an die schattigen Wipfel jenes heiligsten und ehrwürdigsten Haines der Welt.

Die heilige Straße nach Eleusis.

Quacunque enim ingredimur, in aliquam historiam vestigium ponimus.
Cicero, de finib.

Herr Wassilios Kourvelis verzog heute sein breites Gesicht zu einem besonders glücklichen Grinsen. Nicht als ob er nicht stets von früh bis spät fröhlich und verbindlich gewesen wäre, wenn er hinter dem Zahltische seines Hôtels „zur Athena" die Speisen und Getränke buchte, die seine Gäste verzehrten. Erhielt schon der Eintretende um seines Kommens willen einen dankbar freundlichen Gruß, so steigerte sich der Ausdruck der Freude und Zufriedenheit mit jedem Gerichte, das der Kellner für den Gast ansagte, und der Kyrios Kourvelis sammt dem zugehörigen Preise mit großen Lettern in ein ungeheures Buch malte. Seine Augenbrauen zogen sich alsdann hoch in die Höhe, und seine Stirn legte sich in sorgenvolle Falten, ein Zeichen, wie sauer ihm diese gewiß erst in vorgerückteren Jahren erlernte Arbeit ward; aber den Mund umspielte nichtsdestoweniger das unbeschreiblich süße, archaische Lächeln, das dem Gaste andeutete: „Ich bin mit dir zufrieden! Du hast mich verstanden! Ich danke dir!" Kyrios Wassilis bevorzugte unter seinen internationalen Gästen augenscheinlich die Deutschen. Eines Tages führte er uns abseits und bat inständig: „Bringt doch nur alle eure ankommenden Landsleute

zu mir, ich liebe Keinen so wie die Deutschen!" „Und weshalb liebt Ihr sie so, Kyrie Wassili?" „Ἀξιότιμε κύριε, τρώγουνε τόσον!" „Hochverehrtester Herr, sie essen so viel!"

Herr Kourvelis also verdiente eingestandenermaßen gern, aber er that es rücksichtsvoll. Es genügte ihm, bei Jedem, was er gab, nur eine Kleinigkeit übrig zu haben, und so kam es, daß sein Frühstücks- und Mittagstisch immer leidlich gut besetzt war. Dazu half ihm noch der nicht hoch genug zu schätzende Ruf absoluter Redlichkeit. Trotz der Zahl ihm dem Namen nach meist unbekannter Gäste kannte er jeden persönlich, und nie kam eine Verwechselung bei den Rechnungen vor. Letztere wurden gewohnheitsmäßig gleich nach der Mahlzeit berichtigt, und Herr Wassilis machte dann einen dicken Tintenstrich durch das Conto. Wie er diesen Ueberblick gewann, dahinter kam ich eines Mittags, als ich einen Blick in die Riesenlettern seines Buches werfen konnte: Wir waren der Mehrzahl nach zu Tische Kunstwissenschaftsjünger und Philologen, wie aber standen wir in dem geheimnißvollen Buche! „ῥάπτης" der Schneider, „ἰατρός" der Arzt, „καθηγητής" der Professor, „διδάσκαλος" der Schulmeister, „ὑελιά" die Brille u. s. w.; so führte jeder je nach seiner äußeren Erscheinung einen geheimen Namen, mit dem Herr Wassilis ihn mit unverkennbarer Anlage zu einem zweiten La Bruyères bei seinem ersten Auftreten getauft hatte.

Verursachte nun unser tägliches Erscheinen unserem biedern Gastgeber schon hohe Freude, so erglänzte sein Gesicht doch in besonders hellem Lichte, wenn ihm der Plan zu einem beabsichtigten Ausfluge in die Umgegend Athens oder zu einem nächtlichen Besuche der Akropolis im Mondenlicht mitgetheilt ward. Dann wurde ihm überlassen, einen geräumigen Korb mit allerhand begehrenswerther Speise, mit erlesenen Früchten und tiefdunklem Weine vom Parnes zu füllen und für weitere

Ausflüge auch den Wagen zu besorgen. Und an Allem gab es eine Kleinigkeit zu verdienen!

Ein solcher freudiger Fall war heute eingetreten. „Die Brille“ und ich wollten dem heiligen Eleusis unseren ersten Besuch machen und Kyrios Wassilis versprach, für alles hierzu Erforderliche bestens zu sorgen.

Punkt 4 Uhr Morgens hielt denn auch ein bequemer Wagen in der Akademiestraße vor dem stattlichen, bisher freilich nur gemietheten Gebäude des deutschen archäologischen Institutes, der „deutschen Schule“, wie die Athener sagen. Die Sonne ruhte noch jenseits des Hymettos in den Fluthen des Meeres, aber eine lichte Dämmerung lag über den stillen Straßen und umwob Nähe und Ferne mit einem gleichmäßigen Silberfädenschleier. An dem kleinen Platze bei dem bescheidenen Hause des Erzbischofs reinigte und sprengte bereits ein schlaftrunkener Junge die Hallen eines Kafenions und bald labte uns ein trefflicher Mokka zur duftenden Morgencigarrette. Dann rollten wir fort über den breiten Eintrachtsplatz und die lange Piräusstraße hinab bis zur kleinen Kapelle der Aghia Triádha, der heiligen Dreieinigkeit.

Noch in grauen Schatten gehüllt, standen sie hier die stummen Zeugen vergangener Jahrtausende, die marmornen Grabstelen der jüngst aufgedeckten Todtenstadt vor dem Kerameikos, der wiedererstandenen, die schon Pausanias nicht mehr gesehen, denn Sulla hatte nach dem Sturme auf die Stadt hier die Mauer zerbrochen und mit ihrem Schutte und ihren Trümmern die Stätte der Todten überschüttet. Seit dem Jahre 1860, wo man durch Zufall die Gräberstätte entdeckt, ist sie mehr oder minder systematisch blosgelegt worden, leider erst in späteren Jahren mit dem Grundsatze, das Gefundene an Ort und Stelle zu belassen. Nun ist sie ein liebgewordenes und oft besuchtes Wallfahrtsziel der in Athen weilenden Kunst-

jünger und Alterthumsfreunde aller Nationen. Wer nicht nach des Tages Hitze zur Akropolis wallfahrtet, lenkt hierhin Abends gern seine Schritte und verweilt vor jenen schlichten, stillbewegten, liebenswürdigen Reliefs, Handwerkerarbeiten zumeist und doch von hohem künstlerischen Adelgeiste durchdrungen; oder er forscht auch nur unter der Fülle jener einfachen walzenförmigen Grabsäulen von bläulichem Hymettosmarmor, auf denen die bloßen Namen der Dahingeschiedenen eine Fülle sinniger Beziehungen enthüllen: *Ὀπώρα Σταχύος Ἀκανθία, Μέθη Διονυσίου.*

Heute rollten wir an ihnen vorbei und rechts, nach Norden von der Piräusstraße abbiegend, dem Oelwalde zu. Die neue, gut angelegte, leider nur zu bald endende, Fahrstraße folgt im Wesentlichen dem antiken Wege, der „Heiligen Straße" nach den eleusinischen Heiligthümern. Sie war im Alterthume zu beiden Seiten mit werkwürdigen Bauten, namentlich Grabdenkmälern, so dicht besetzt, daß der athenische Fremdenführer Polemon ein leider nicht auf unsere Tage gekommenes, eigenes Buch darüber schreiben konnte. Die Nachrichten, die uns über diese Anlagen erhalten sind, geben zusammen doch nur eine lückenhafte Vorstellung von der Fülle der hier vereinigten Denkmäler, und die Reste derselben, die heute noch davon übrig blieben, sind nur geringe. König Otto, der das ganze Gebiet von Eleusis und der heiligen Straße als Privateigenthum erwarb, legte die neue, gute Straße nach dem alten Festorte an. Dabei konnten denn die Niveauverhältnisse der alten heiligen Straße nicht immer beibehalten werden, und so wurde das alte Pflaster mit seinen angrenzenden Denkmälern theils überschüttet, theils abgerissen. Später, im Jahre 1861, wüthete in der Nähe der Stadt die barbarische Hand des französischen Ingenieurs Daniel, dem die attische Hauptstadt die moderne Umgestaltung ihrer West-

seite, insbesondere die Herstellung des wüsten, geschmacklosen Theseionplatzes mit den angrenzenden Gärten verdankt. Reihenweise rasirte er an der Aghia Triádha die wohlerhaltenen Grabstellen, um sie zerbrochen wie Prellsteine um den genannten aufgehöhten Platz zu setzen. So kann man denn heutzutage die alte Anlage nur an denjenigen Punkten noch genügend erkennen, wo der neue Weg von ihr abweicht. Kein Einsichtiger wird verlangen, daß die Bedürfnisse der Neuzeit und die Entwickelung der zum modernen Leben nothwendigen Factoren unbedingte Rücksicht auf die vom Alterthume her auf uns gekommenen Denkmäler nehmen sollen. Sie müssen den neuen Forderungen weichen, so gut wie die Vorgänger, an deren Stelle sie selbst getreten sind. Aber das kann man wenigstens erwarten und verlangen, daß eine getreue Ueberlieferung von dem Gewesenen in Bild und Schrift uns erhalten bleibe. Herr Daniel fand es nicht für nöthig, Aufnahmen von dem hier Vorgefundenen zu hinterlassen, und so ist von dem, was seine Hand hier zerstörte, verhältnißmäßig nur zu weniges gerettet. Was gerettet ward, verdanken wir der unermüdlichen, aber durch plötzlichen Tod abgebrochenen Thätigkeit Pittakis', des wackeren Gelehrten und beneidenswerthen Gatten der von Byron in seiner maid of Athens gepriesenen Schönheit.

So kommt es denn, daß über das, was bis 1840 hier an Alterthümern vorhanden war, die Berichte der früheren Reisenden weit vollständiger sind, als die der späteren, und das Herr François Lenormant, der das Studium des heiligen Weges und der eleusinischen Heiligthümer zu einer Lebensaufgabe sich gestellt hat, fast mehr auf älteren Nachrichten fußen muß, als auf selbstgefundenen Monumenten, trotzdem er diese Oertlichkeit Schritt für Schritt mit einem Eifer ab-

suchte, der ihm bei dem verständnißlosen Volke den Namen eines τρελλόφραγκος, eines verrückten Franken, eintrug.

Gleich nach der erwähnten Scheidung der Piräusstraße und der eleusischen erhebt sich zwischen beiden über einer antiken Cisterne ein niedriger, hellschimmernder Hügel, von dem einige alte Windmühlen und die schmucklosen Tambours und Retortenhäuser der athenischen Gasanstalt herabschauen. Die antike Straße führte über ihn hinweg. Man meint hier den Flecken oder die Vorstadt Skiron zu erkennen, jenen Ort, an welchem der Seher Skiros aus Dodona begraben lag, und an den sich ein heiliges Orakel knüpfte, das mit Hülfe der Würfel befragt wurde. Was aber in älterer Zeit als ein heiliger Act vollzogen wurde, das artete später zu einer bloßen Unterhaltung aus, und Skiron wurde der Sammelplatz der Glücksspieler und Gauner, zu denen sich bald auch die Damen gesellten, die in dem angrenzenden Stadttheile des äußeren Kerameikos den Zutritt zu ihren Salons freigaben, auch ohne daß der Besucher vorher seine Karte zu übersenden brauchte. Der Bach Skiros, der an dem Hügel vorüberfloß, und der diesen Namen ebenfalls von dem in der Schlacht gegen Erechtheus gefallenen Seher trug, war bis 1861 noch als eine frische Wasserleitung vorhanden, bis Daniels Hand ihn in eine Kloake verwandelte.

Zu derselben heißen Jahreszeit, in der wir heute diese Straße entlang rollten, bewegte sich in antiker Zeit nach dieser Stätte von der Akropolis aus der Festzug der Skirophorien, voran die Priester der Athena, des Poseidon-Erechtheus und des Helios mit der ganzen Familie der Eteobutaden, alle mit weißen Sonnenschirmen (Skirai) ausgerüstet, und man vollzog hier ein auf die erste Ackerbestellung bezügliches Opfer. Die Heiligthümer und Denkmäler an der heiligen Straße scheinen fast ausnahmslos in irgend einer Beziehung zu den

eleusinischen Gottheiten gestanden zu haben, und wenn hier der Athena-Polias ein Opfer gebracht wurde, damit sie Fruchtsegen spende, so müssen wir diese Göttin schon mit der großen Deo von Eleusis, der Demeter, verschmolzen denken.

In den Mauern der freundlichen Landhäuser, die unsere Fahrt zur Rechten bis dicht an den Oelwald begleiten, sieht man zahlreiche Inschriftsteine verbaut. Mehr noch werden zu Tage kommen, wenn diese Häuser einstmals niedergelegt werden können.

Freier wird nun der Blick, nachdem die Häuserzeile uns im Rücken liegt, und deutlicher überschauen wir nun den Zusammenhang der Landschaft, die wir durcheilen. Vor uns streckt sich in langer Linie der Oelwald. Dahinter steigt in ziemlich steilem Hange der niedrige Höhenzug an, der die attische Ebene von der triasisch-eleusinischen trennt, von Nordost nach Südwest streichend, ein letzter Ausläufer des Parnesgebirges, mit dem er aufsteigend nordwärts zusammenwächst, während im Mittag sein Fuß von den Wellen der salaminischen Meerenge umspült wird, der Korydallos und Aigaleos der Alten. Zur Linken gleitet der Blick über den bunten Wechsel weinberankter Flächen und kahler Stoppelfelder hinab zum sandigen Strande der phalerischen Bucht und hinaus über die graue See nach der schattenhaften Pyramide von Aigina, zur Rechten wendet er sich aufwärts zu dem langen Höhenrücken des Hymettos, den der vorgeschobene Anchesmos — von hier wie ein einzelner Kegel ausschauend — mit keckem Umrißzuge unterbricht.

Hinter dem Hymettos aber wird es lichter und lichter, glänzender und glänzender. Immer schärfer zeichnet sich seine lichtgraue Silhouette von dem aufleuchtenden Morgen ab, und nun — plötzlich steigt der strahlende Feuerball über sein

14*

Haupt und schmilzt in einem Augenblicke den eben noch so harten Contour in eine zitternde, weißglühende Masse.

„Strahl des Helios, schönstes Licht,
Das der siebenthorigen Stadt
Thebe's nimmer zuvor erschien!
Du strahlst endlich, des goldnen Tags
Aufblick, herrlich herauf!"

Wie oft haben wir den wunderherrlichen Chor Mendelssohns gehört und gesungen, ihn, der in seinen ersten Tönen ansteigt wie das leuchtende Gestirn des Tages! Ach wie ganz anders klingt er hier in unserem Herzen wieder auf der Straße gen Theben, die einst verwaist Antigone und Ismene zogen! Ueber die Zinnen des Parthenon gleitet der Strahl, über die schwanken Zitterkronen des Oelwaldes legt er seinen goldenen Schimmer, taucht hinab zum saronischen Golfe und klimmt drüben wieder hinauf zum breitgelagerten Rücken des Aigaleos, der uns das jenseitige Meer verdeckt.

Und ein erfreuendes Bild zeigt er uns an unserem Wegesrande zur Linken: Wohlgepflegte Beete, langgedehnte Pflanzungen junger Baumsprößlinge, von kundiger Hand geschnitten und gepflegt und auch im Sommer durch reichliches Wasser frisch und grün erhalten. Das ist der unter der trefflichen Leitung des Herrn Orphanidhis und Theodor von Heldreich fröhlich gedeihende botanische Garten. Einst war er der Landsitz des energischen türkischen Woiwoden Hadji-Ali-Hasseki, dessen glänzende Vertheidigung der Hauptstadt gegen die Albanesen und die in neunzig Tagen vollendete Herstellung einer neuen Ringmauer Athens im Jahre 1778 — die bis 1835 bestanden hat — ihm einen bleibenden Namen in der neugriechischen Geschichte sichern. Daß in jener Zeit der höchsten Noth alles irgend bequem zur Hand liegende Steinmaterial als Mauerstein oder zu Kalk gebrannt verwendet

ward, wer wollte den Bedrängten daraus einen Vorwurf machen? Damals fiel der wohlerhaltene ionische Tempel oberhalb der Enneakrunosquelle am Ilissos, damals die antike Brücke über denselben und die Bogenreihe der Hadrianischen Wasserleitung. Ein Vierteljahrhundert zuvor hatten die ersten wissenschaftlichen Entdecker der griechischen Baudenkmäler, Stuart und Revett, mit Maßstab und Zirkel die Trümmerstätten Attikas und Joniens durchforscht, und so sind jene Bauten uns wenigstens in Zeichnung und Beschreibung erhalten. Aus dem Grün der Gartenbäume schaut des wackeren Mauererbauers Landhaus, jetzt die Beamtenwohnung, zu uns herüber; goldig-bronzene Patina bedeckt seine tüchtigen Quadern von pentelischem Marmor. Nicht ohne eine leise Wehmuth schauen wir diese Steine an dieser Stelle, die prachtvollen Werksteinblöcke — des Theseions.

Bei dem im Hochsommer schon am frühesten Morgen glühenden, gern gemiedenen Sonnenbrande war um so erfrischender die verhältnißmäßige Kühle, mit welcher uns nun der hier etwa zwei Kilometer breite, schattige und von hundert Wasseradern des Kephissos durchrieselte Oelwald aufnahm. Wir sind auf dem Gebiete des einstigen Demos Lake oder Lakiadai, dem die Familie des Miltiades entstammte. Hier, dem heiligen Wege nahe, befand sich das Heiligthum des Stammheros Lakios oder Rhakios, einer in den Sagenkreis des Apollon gehörigen Persönlichkeit. Daß neben den eleusinischen auch ein apollinisches Heiligthum hier lag, kann nicht befremden, denn die heilige Straße nach Eleusis war ja hier auch diejenige nach Delphi, und der Festzug nach dort und die Wallfahrer zu den pythischen Spielen zogen dieselbe Straße wie die eleusischen Mysten. Wie noch heute, so waren auch im Alterthume in dem einst weit umfangreicheren Oelwalde die zahlreichen Gärten zerstreut, die dem Kephissos, dem „Gar-

tenfluß", seinen Namen verliehen; und wie die heutigen Bewohner von Sepolia und Levi den Athenern das Gemüse bauen, scheinen die Lakiaden in gleicher Weise für die Mittagstafel der Hauptstadt gesorgt zu haben. Wenigstens wissen wir aus alten Zeugnissen, daß sie fleißig Rüben bauten, und daß aus der eigenthümlichen Rolle, die nach attischem Gesetze die Rübe bei der Bestrafung treuloser Eheherren spielte, der Name Lakiadai zu einem Spottnamen für diese Sünder wurde.

Von allen den Denkmälern, die hier noch diesseits des Kephissos in antiker Zeit gestanden, vor dem Altare des Zephyros, dessen warmer Hauch die Frucht der Demeter aus der Erde lockt, von dem Grabmale des durch seine Kunst eben so berühmten, wie durch üble Angewohnheiten berüchtigten und zur Zielscheibe nicht allzu reinlichen Witzes gewordenen Schauspielers Theodoros, von der Ruhestätte des berühmtesten Kitharöden der alten Zeit, des Tarentiners Nikokles und zahlreichen andern Denkmälern ist auch nicht einmal die Stätte mehr nachweisbar, bis auf die eines einzigen und zum Glück gerade des interessantesten von allen. Dicht an dem ersten Hauptarme des Kephissos liegt die Kapelle des heiligen Dhimitrios, umgeben von einigen unansehnlichen Kaffeehäusern und Weinschenken. Aghios Sabbas heißt dieser kleine Ort, ein Wallfahrtspunkt der unteren Klassen Athens an den Sonntagen und den zahlreichen Festen der Heiligen. Die Kapelle ist gänzlich aus antiken Steinen gebaut, und alle Forscher sind darin einig, daß sie auf der Stelle des alten Heiligthums der Demeter und Kore steht, in welchem auch noch Poseidon und Athena verehrt wurden, und an dem der Zug nach Eleusis Halt machte, um Opfer zu bringen. Pausanias berichtet, daß dieser Tempel an der Stelle des Hauses errichtet ward, welches Phytalos bewohnte. Als Demeter, die verlorene Tochter

suchend, schmerzvoll und in ihrem Grame jede Nahrung verweigernd nach Eleusis irrte, hatte Phytalos sie gastlich aufgenommen. Zum Danke dafür hatte er den Sprößling des veredelten Feigenbaumes aus ihrer Hand empfangen und vor seinem Hause an frischem Quell gepflanzt, den Stammbaum aller Feigenbäume. Ein Symbol außerordentlicher Fruchtbarkeit, war die Feige der Demeter geheiligt, und ihre Cultur galt den Griechen als eine Führerin zu milderen und reineren Sitten, die den Menschen, der zuvor seine einfache Eichel- und Bucheckerkost in den Wäldern gesucht hatte, zu seßhafter Lebensweise und zur Pflege fruchtspendender Gewächse vermochte. Die Stätte, an der Phytalos die erste Feige gepflanzt, die Hiera Syke der Alten, ist noch heute kenntlich an der erwähnten Quelle, die zum Theil noch von dem ursprünglichen, antiken Mauerwerk eingefaßt ist, und die, wie sie einst zum Bewässern des geweihten Baumes diente, heute von den Sonntagswanderern zum Mischen des feurigen Kephissosweines und zu manchen anderen prosaischeren Zwecken benutzt wird. Bald nach dieser Stelle passirt man den zweiten Hauptarm des vieladrigen Kephissos, der sich mit dem ersten bald unterhalb dieser Stelle vereinigt und dann unter dem Namen Podhoniphti, „das Fußbädchen", der phalerischen Bucht zueilt, ohne doch im Sommer immer das Meer zu erreichen. Dieser jetzt zweite Arm scheint im Alterthume der eigentliche Fluß gewesen zu sein, an dessen Brücke die eleusinische Procession wiederum Halt machte. Hier wurden die Wallfahrer von einer maskirten und kostumirten Schaar mit einer Fluth gemeiner Schimpfreden und derbster Späße empfangen: Eine alte Frau, oder wie andere Berichterstatter wollen, ein als solche verkleideter Mann, auf einem Schweine reitend, hielt mit einem bunt vermummten Gefolge den heiligen Zug mit Drohen und Schimpfen auf. Es war dies eine Erinnerung an

die Sage von der Jambe oder Baubo, von der auch Goethe in der Walpurgisnacht weiß:

„Die alte Baubo kommt allein;
Sie reitet auf einem Mutterschwein!"

Ihre Darstellung hat sich auf Vasenbildern und plastischen Funden mehrfach erhalten. Eben so dauernd wie in diesen lebt ihr Gedächtniß in dem Volksmunde der Neugriechen. Man kann eine alte Frau dort nicht ehrenrühriger schimpfen als mit dem Namen „Vavvo"!

Als Demeter, den kleinen Jakchosknaben an der Hand, trauernd und verzweifelnd durch den Oelwald irrte, saß auf jener Brücke ein altes Weib und empfing sie mit Schimpfreden und häßlichen Geberden. Das Jakchosknäblein aber fand diese Sache überaus ergötzlich und fühlte sich veranlaßt, in handgreiflichster Weise an den derben Späßen theilzunehmen. Bei diesem überaus komischen Duett zwischen der alten Vettel und dem unmündigen Knaben konnte sich selbst die verzweifelte Mutter eines Lächelns nicht erwehren: das starre Eis um ihr Herz war gebrochen, und seit ihrer Wanderung von den nysäischen Gefilden her zum ersten Male wies sie den Labetrunk nicht zurück, den ihr Phytalos in seinem nahen gastlichen Hause darbot.

Der wunderlichen Sage liegt ein tiefer Sinn zu Grunde: Die menschliche Natur muß wohl zu allen Zeiten so geartet gewesen sein, daß sie das Uebermaß einer excentrischen Stimmung nicht ertragen kann, ohne, auf Momente wenigstens, in das gerade Gegentheil dieser Stimmung in ebenso excentrischer Weise zu verfallen. Die Alten scheinen es geliebt zu haben, dieser Wahrnehmung in durchaus unvermittelter Weise lebendigen Ausdruck zu geben. Mit dem tiefen Ernste sittlicher Anschauung paart sich bei Aristophanes ein uns unerträglicher Scherz, bei dem der wetterfesteste Wachtmeister erröthen

kann. Das göttliche Kind der Vereinigung dieser beiden extremen Stimmungen, der köstliche Hort der germanischen Völker, der Knabe Humor, ist den Alten noch nicht geboren, seine Gestalt ist ihrer Dichtung und ihrer Kunst fremd. Warum hat noch kein deutscher Bildhauer versucht, von diesem Götterknaben uns ein Bildniß zu schaffen, die Thräne im leidvollen Auge, um die frischen Lippen das Zucken neckischen Scherzes? Warum, ihr Gottbegnadeten, versucht ihr eure Kunst immer und immer wieder an den Gestalten der Antike, die die Alten nun doch einmal so wunderbar schön erschaffen haben, daß ihr sie darin nimmer erreichen werdet! Die Kunst hat dem Alterthume seine ethischen Begriffe zu fester Form kristallisirt; warum schafft sie uns heute nicht die bildliche Form für die von uns neugewonnenen Begriffe und Anschauungen? Und hier gälte es in der That für einen ganz neuen Begriff den künstlerischen Typus zu finden: dem Bunde von Lust und Leid, der Verschmelzung von der Tragödie und dem Satyrspiel des Lebens, dem wunderbaren Genius, der in Jean Paul und Dickens gewaltet hat, von dessen Wesen aber weder Homer, noch die Tragiker oder auch Aristophanes eine Ahnung gehabt haben. Die beiden Faustseelen, oder, einen glücklich gefundenen neuen Ausdruck zu gebrauchen, der apollinische Trieb im Menschen und der dionysische, sie stehen im Alterthume unvermittelt neben einander. Und wie auf die weihevolle Trauerfeier am Hause des Phytalos die ausgelassensten orgiastischen und zotenhaften Scherze folgten, so tritt die von ihnen trunkene Wallfahrermenge nach wenigen Schritten unmittelbar vor den Opferaltar des Zeus Meilichios. Mit dem versöhnenden, süßen Schmeichelnamen ruft sie ihn an, den Schrecklichen, der kein Anderer ist, als Hades, der unerbittliche, furchtbare Todesgott. Als chtonische Gottheit, insbesondere aber in seiner mythologischen Verschmelzung mit Poseidon als Va=

ter des jungen Dionysos-Jakchos steht er in unmittelbarster Beziehung zur eleusinischen Demetersage. Vielleicht sind die antiken Fundamente, auf denen hart am Waldsaume die Kapelle des heiligen Blasios erbaut ist, die Ueberreste dieses Altares.

Wir verlassen nun den Oelwald und fahren gegen den Höhenrücken des Korydallos zu, auf staubigem, durch dürres Haideland leise ansteigendem Wege. Mehrere unbestimmbare Grabdenkmale begleiten ihn zu beiden Seiten. Dann gelangen wir zu einigen antiken Trümmerresten neben einem gleichfalls dem Alterthume entstammenden Brunnen, wo der Reisende Fauvel noch Ausgangs des vorigen Jahrhunderts einen kleinen Tempel gesehen hat. Vermuthlich war es der des Kyamites, jener geheimnißvollen Gottheit, die den Menschen die Frucht der Bohnen schenkte, nach denen sie den Namen führt, und von der Pausanias wieder einmal behutsam verschweigt, was er davon weiß. „Ich habe nichts Gewisses über ihn zu sagen," schreibt er, „ob er etwa der Erste war, der Bohnen säete, oder ob man irgend einen Heroen so nannte, denn der Demeter kann man die Einführung der Bohnen doch nicht zuschreiben —; wer aber bereits die Weihe in Eleusis empfangen, oder wer die sogenannten orphischen Schriften gelesen hat, der weiß was ich meine." Diese überaus räthselhafte Stelle, in der offenbar auf eine tiefe, nur den Eingeweihten offenbarte Beziehung hingedeutet wird, als auf etwas Unsagbares, hat den Scharfsinn der Forscher vielfach in Bewegung gesetzt. Am Eingehendsten hat sich mit ihrer Bedeutung Fr. Lenormant beschäftigt, dessen eigenthümlich geartetes Naturell, wie es ihn das Studium der eleusinischen Mysterien als eine Lebensaufgabe ergreifen ließ, ihn, wie es scheint, zur Aufspürung geheimnißvoller Beziehungen in gleichem Maße reizt und befähigt. Ein warmer Anhänger Creuzerscher

Symbolik und der Sohn Charles Lenormants, des geistvollen Erklärers der mythologischen Stoffe aus symbolischen Beziehungen heraus, bietet er in seinen Combinationen, sie mögen nun zutreffend oder zu weit gehend sein, stets eine reiche Fülle geistiger Anregung, wenn man auch nicht leugnen kann, daß er oft mehr ins Dunkel hinein, als aus ihm heraus führt. Dabei müssen denn freilich psychologische Gebiete nicht nur gestreift, sondern durchforscht werden, die selbst ein Mann vorsichtiger Weise gern umgeht, und an welche sich wohl vor Eduard von Hartmanns kühn-rücksichtslosem Vorgange kaum die Philosophie gewagt hat.

Pausanias weist auch noch an einer anderen Stelle seines Werkes auf die geheimnißvolle Bedeutung der Bohne hin. Als die irrende Demeter nach Arkadien zu den Pheneaten kam, schenkte sie ihnen alle Hülsenfrüchte, nur keine Bohnen; „denn die Bohne wird für eine unreine Frucht gehalten: es steht ein heiliges Wort auf ihr.“ Dies „heilige Wort“ ist der sammetartige, tiefschwarze Fleck in der Mitte der schneeweißen Blüthenflügel. Die Alten betrachten ihn als das Schriftzeichen des Todes und das Gewächs als den Göttern der Unterwelt geweiht. Der Kranz von goldenen Bohnenblättern, den wir noch häufig genug in antiken Gräbern um die Schläfen des Verstorbenen gewunden finden, ist ein Symbol des Todes, aber zugleich — der Auferstehung.

Denn der Gedanke an den Tod ist auch dem ganzen Alterthume unzertrennlich von dem an die Wiedergeburt.

Die Räthsel, mit denen unser eigenes Dasein, unsere Hoffnungen, unsere Leiden und Freuden so innig verknüpft sind, verlangten von jeher gebieterisch eine Antwort, eine Lösung.

So gipfelt der ganze eleusinische Cultus in diesen Ideen: der Raub der Persephone durch Pluton, der gewaltsame Ehe-

bund zwischen Demeter und Poseidon und seine Frucht, der junge Dionysos-Jakchos, dessen blutige Zerstückelung und endliche göttliche Wiederbelebung.

Aus dem Blute des Jakchos sind der Mysteriensage nach die Bohnen erwachsen. Die von Pythagoras verbotene Frucht ist ein Symbol der bevorstehenden Wiedergeburt; die ihr innewohnende, heimliche Kraft, um derentwillen anscheinend jener Weise sie seinen Schülern und Schülerinnen versagte, ist das Verdienst, für welches der Kyamites hier göttliche Verehrung empfing. Er ist, nach Lenormant, niemand anders, als Jakchos selbst, die Frucht gewaltsamer Umarmung, der Vertreter des geheimnißvollen Lebenselementes, das die Blüthe zur Frucht zeitigt:

„Der zarte Punkt, aus dem das Leben sprang,
Die holde Kraft, die aus dem Innern drang,
Und nahm und gab, bestimmt, sich selbst zu zeichnen“,

sie ist es, welcher auf dem Altare des Kyamites geopfert wird, nachdem eben zuvor zu seinem Vater, dem Gott des Todes, gebetet ward.

Man sieht, wie in der Aufeinanderfolge der einzelnen Heiligthümer an der Feststraße auch der Gedankengang vorgebildet ist, der dem zum ersten Male nach Eleusis pilgernden Wallfahrer freilich noch nicht vollkommen klar war, den aber der Eingeweihte verfolgen konnte, von den beschränkteren Auffassungen der einfachen Volksreligion zu den geläuterten Anschauungen der geistig Begabteren, denen jene äußerlichen Zeichen und symbolischen Acte nur die Schale bedeuteten, in welcher der Kern göttlicher Weisheitslehre und einer gewissen Hoffnung auf ein seliges Jenseits verborgen lag.

Die Lage des Kyamitesheiligthums ist für einen Ruhepunkt der Procession sehr glücklich gewählt, denn von nun

an beginnt die Straße ziemlich steil gegen den Engpaß im Korydallos zu steigen.

Unsere Rosse verfielen sehr bald in ein langsames Tempo und gewährten uns Muße und Bequemlichkeit, dem Inhalte des von Herrn Wassilis wohlgefüllten Korbes näher zu treten. Den behaglichen Genuß des Frühmahls störte hier keine Ehrfurcht heischende Gedächtnißstätte. Nur links am Wege, unmittelbar vor dem Eintritt in die Engschlucht, welche die Ebene unserem Blicke entzieht, liegen die kümmerlichen Mauerreste zweier Grabdenkmäler, von denen das erste vielleicht einem reichen Rhodier, das zweite sicherlich der Pythionike angehört. Ein alter Schriftsteller berichtet, daß das Grab dieser Dame gerade an der Stelle gelegen habe, von wo der von Eleusis kommende Wanderer zum ersten Male die Zinnen der Akropolis erblickte. Die alten Berichterstatter sind darin einig, daß dieses Grabmal das reichste und prachtvollste sei, welches in ganz Griechenland überhaupt vorhanden. Und doch gehörte es einer Dame, welche kaum eine andere Tugend aufzuweisen hatte, als eine unvergleichliche, bezaubernde Schönheit. Kammerzofe war sie gewesen bei einer jungen Flötenspielerin, in deren Salons die lebensfrohe Jugend Athens sich zu genußreichen und langausgedehnten Gesellschaftsabenden versammelte, wo die Abenteuer des nun schon an siebzig Jahre im Grabe ruhenden Alkibiades wohl noch immer ein ergiebiges Gesprächsthema bildeten und mannigfache Nachahmung finden mochten. Ihrer Reize bewußt, hatte sich Pythionike alsdann einen eigenen Salon geschaffen, zuerst in Athen und dann in dem reichen, wohllebigen Korinth. Da erschien in ihrem Gesichtskreise ein Mann, über dessen äußere Vorzüge uns die Alten keine, und über dessen sittliche Eigenschaften keine günstigen Nachrichten hinterlassen haben, der aber in den Augen der jungen Schönen unzweifelhaft der

schönste und liebenswertheste Mann war, den die Erde damals trug, denn er besaß einen Reichthum, gegen den die Schätze der größesten modernen Gründer ein eitler Kupferpfennig sind. Harpalos, der verstoßene, wieder zu Ehren aufgenommene und endlich selbst ungetreue Günstling Alexanders des Großen, der sich in seiner Satrapie zu Babylon colossale Schätze zusammengehäuft hatte, sah sie und faßte im selben Augenblicke eine so heftige und unbesiegbare Leidenschaft zu ihr, daß er nicht zögerte, ihr seine Hand anzutragen. So wurden sie vor dem Standesamt zu Athen in aller Form vereinigt. Das Glück des Ehebundes ward durch den Tod der Gattin zerstört, der überlebende Wittwer beschloß ihr ein Denkmal zu setzen, wie die Welt noch keines besaß. Hundert Talente Silbers gab er dazu her, das sind, wenn man den Werth des Silbers in damaliger Zeit auch nur viermal höher anschlägt, als den heutigen, in runder Summe eine und eine halbe Million Mark. Da er selbst fern von Athen weilte, beauftragte er Charikles, den Schwiegersohn Phokions, mit der Ausführung des Baues und zahlte ihm dafür ein Honorar von dreißig Talenten, ein Procentsatz der Bausumme, den die heutigen Architekten zu ihrem Leidwesen wohl nicht liquidiren dürften. Wie es möglich wurde, dem Denkmal eine so ausgezeichnete Stelle an der heiligen Straße anzuweisen, wie ferner, daß dies Denkmal ein wirklicher Tempel ward, auf dessen Altare der „Aphrodite-Pythionike" Opfer gebracht wurden, darüber fehlen die Berichte; da wir indessen wissen, daß selbst eines Demosthenes Redlichkeit durch Harpalos' Geld ins Wanken gerieth, so wird die Schlußfolgerung nicht schwer, daß dasselbe Mittel bei den maßgebenden Behörden seine Wirkung nicht verfehlte.

Ein paar Schichten zerbröckelnder Quadern sind die letzten Ueberreste des Denkmals der Frau, die einst die schönste

und die reichste ihrer Zeit gewesen. Eine Spende purpurnen Parnesweines ergoß sich über diese myrthenumgrünten Trümmer, und ein stiller Anruf stieg hinab zu Aïdoneus, daß er sie, die das Leben sonnig und heiter erfaßte, wandeln lasse auf blumiger Asphodeloswiese und eine Gespielin sein der milden Persephoneia. Dann zogen unsere Rosse weiter, die steile Engschlucht hinauf, die den wichtigsten Paß bildete von der attischen Ebene nach Nordgriechenland und gegen die Landheere der Peloponnesier, denn die eleusinische Straße war ja die hauptsächlichste strategische und commercielle Ader Attikas, die Verbindung der Hauptstadt mit Theben und Phokis und über den Isthmus mit Korinth. Eine zum Theil noch erhaltene Mauer, welche den ganzen Rücken des Korydallos entlang läuft, deckte die Flanken dieses Passes. Von seinem engsten und höchsten Punkte begrüßt uns plötzlich bei einer Wegebiegung die verfallene Kuppel einer einst prächtigen Klosterkirche, ihr gegenüber, dem bekannten Sprichworte gemäß, das Fähnchen einer Schenke am Wege. Das ist Kloster Dhaphni, die Stätte des alten Apollonheiligthumes, von dessen Tempelhaine sich blühendes Lorbeergebüsch und der Name des heiligen Baumes durch aller Zeiten Stürme bis heute gerettet haben.

Selbstverständlich hielt unser kluger Automedon hier seine Thiere an — jeder andere Kutscher in jedem anderen Lande würde ein gleiches gethan haben —, natürlich nur um die Pferde zu tränken. Da nun Pferde, wie Jedermann weiß, nur sehr langsam trinken, und der Mastixschnaps von derjenigen Marke zu sein schien, die unser Kutscher zum Frühstück liebte — und er hatte wirklich dabei keinen verirrten Geschmack —, so hatten wir reichliche Muße, um uns die Oertlichkeit mit Ruhe zu beschauen.

Die Klosterkirche von Dhaphni nennt Fiedler in seiner

Reisebeschreibung die älteste in Attika, leider ohne für diese Angabe einen Beleg zu bringen. Es ist äußerst schwer und bedenklich, falls nicht schriftliche Ueberlieferungen oder sonstige Quellen nachhelfen, die Erbauungszeit eines der älteren griechischen Gotteshäuser lediglich aus seiner Bauweise bestimmen zu wollen. Die byzantinische Kirche hängt hier seit einem Jahrtausend und länger peinlich an der alten Styl-Ueberlieferung fest, wie sie es in der kirchlichen Malerei und in den Formen ihres Gottesdienstes thut. Die kleinen Landkirchen der Peloponnes, die vor zehn bis zwanzig Jahren erbaut sind, sehen sammt ihrem inneren Schmucke genau so aus, wie ihre ältesten Schwestern aus dem neunten Jahrhundert. Dasselbe schlecht gefügte, mit ungeheueren Mörtelmassen zusammengeklebte Bruchsteinmauerwerk, dieselben dieser schlechten Bauweise wegen massigen Mauern, dieselben schlanken Tambours über der Kreuzung des Lang- und Querschiffes mit der bescheidenen Kuppel oder dem Zeltdache darüber, dieselben Ziegelornamente an der halbrunden Altarapsis heute wie ehedem. Und ebenso das innere Schmuckwerk, die reich gezierte Bilderwand mit ihren drei Eingängen und die Bilder, die darauf gemalt oder daran befestigt sind, sie sehen, so verschiedenen Jahrhunderten sie angehören mögen, alle vollkommen gleich aus. Immer und überall dieselben freundlich lächelnden Heiligenköpfe: lächelnd spießt der heilige Georg mit dem kindlichen Milchgesicht den scheußlichen feuerspeienden Drachen wie einen Frühstücksbissen, lächelnd zeigt uns St. Spiridhion seinen schiefen Kopf mit dem durchschnittenen linken Halsmuskel, ein lächelndes Haupt zeigt der schreitende Rumpf des heiligen Dionysios unter seinem Arme. Bei den allerheiligsten Bildern sieht man meist nur den Kopf und die Hände: alles Andere ist durch gediegenes mit getriebenen oder gestanzten Ornamenten verziertes Silberblech verdeckt. Da Silber keine

natürliche Patina annimmt, die neuen, aus Rußland bezogenen Bilder aber durch das häufige Berühren mit den bei der Hitze bisweilen „abfärbenden" Stirnen und Lippen sich bald mit einer ebenso widerstandsfähigen Lasur überziehen, wie die alten, so kann man auch aus dem Alter der Bilder nichts errathen.

Daß Dhaphni indessen eine sehr alte Anlage ist, vermag man freilich aus der eigenartigen Disposition des Grundrisses zu schließen, der demjenigen einer der ältesten Kirchen Thessalonichs sehr verwandt ist. Aber wie in die byzantinischen Theile der Kirche mannichfache Reste des Alterthumes verbaut sind, ja wie die ganze Anlage auf antiken Grundmauern ruht, so hat andererseits eine spätere Zeit, da die Abendländer Herren in Griechenland waren, den byzantinischen Bau vielfach verändert und mit einem gothischen Mantel umkleidet. Wunderlichere Wandelungen haben wohl nur wenige Bauwerke durchgemacht, verschiedenere Gottheiten sind wohl selten auf demselben Boden und innerhalb derselben Grundmauern verehrt worden, als es in den Gotteshäusern Attikas der Fall ist. Nur des Propheten Ruhm, der im Parthenon verkündet wurde, nachdem die Jungfrau Maria an Stelle der Athena getreten war, scheint in Dhaphni nicht gepredigt worden zu sein, sonst hat dieses Kirchlein dieselben Wandlungen erfahren, wie der Tempel auf der athenischen Burg. Ursprünglich ein Tempel des Apollon, von den einwandernden Nachkommen des Kephalos gestiftet, erweiterte er sich zu einem gemeinsamen Heiligthume dieses Gottes und der Demeter, Persephone und Athena. Historisch zu reden: Die das Land erobernden Jonier verpflanzten den Cult des Apollon Patroos nach Attika, die unterworfenen eleusischen Pelasger fügten sich den geistesüberlegenen Herrschern, die sich ihrerseits wiederum der Verehrung ursprünglicher Localgottheiten nicht verschlossen. So erhält

die Stätte von Dhaphni eine Bedeutung als Ausgangspunkt der neuen heilbringenden Lehre für ganz Griechenland; von der Höhe der Bergscheide zwischen Eleusis und Kekropia strömt der Segen eines neuen Evangeliums in alle Gauen nieder, bricht mit dem Erscheinen des lichtglänzenden Gottes für Griechenland ein neuer Tag an. Ein antiker Heiland, verkündet der helfende Gott die tröstende Lehre, daß hinfort die Sünde der Väter nicht mehr gerächt werden solle an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied, daß aller Frevel gesühnt werden könne durch die Gottheit, wofern nur der Mensch zu ihr flüchtet und seine Schuld gesteht; den mit dem Fluche des Muttermordes beladenen letzten Sprößling aus Pelops Geschlecht giebt er los und verleiht ihm den Bogen und die Geschosse, sich der Erinnyen zu erwehren. Auf dem Altare des pelasgischen Zeus fließt hinfort nicht mehr Menschenblut; das sühnende Thieropfer tritt symbolisch an die Stelle des Menschenopfers, und die Sage von der Vererbung des Fluches von Geschlecht zu Geschlecht flüchtet in das Reich der Dichtung und füllt das Herz des Hörers mit frommem Schauer und unbewußter Freude der gewonnenen Versöhnung.

Aus Delphi waren des Kephalos Nachkommen herübergewandert, der delphische Gott ist es, der hier einen neuen Wohnsitz aufgeschlagen hat, der Besieger des Python. Und wie daher im Oidipus auf Kolonos der Berg Poikilion, auf dem der Tempel lag, die pythische Küste genannt wird, so scheint das Heiligthum selbst den Namen Delphinion getragen zu haben. Aus dem Alterthume freilich sind meines Wissens keine Zeugnisse dafür vorhanden, wohl aber nennt eine mittelalterliche Urkunde den Ort Delfina, was einen wahrscheinlichen Rückschluß auf jene frühere Benennung zuläßt. Es mag auch dahingestellt bleiben, ob nicht selbst der heutige Name Dhaphni nur eine Fortbildung des Namens Delfina bezeichnet, und

nicht, wie die allgemeinere Annahme ist, von dem Lorbeerhaine des Gottes entstand.

Die Menschen sind nicht Geschöpfe der Götter, gerade umgekehrt ist es. Als die Säulen des Apollontempels — vielleicht von Gothenhänden — zertrümmert und in den Staub geworfen waren und die Menschen sich einen neuen Heiland geschaffen hatten, da bauten sie auf den Grundmauern des alten Heiligthums eine Kirche und ein Kloster des heiligen Basilios. Später kamen die Franken ins Land und brachten wiederum einen neuen Heiland mit, — wenigstens hatte sein Kreuz einen etwas längeren Stamm, als das der Mönche des heiligen Basilios, und das war Grund genug, die letzteren hinauszuwerfen. Da brachte denn eine Schaar französischer Cisterziensermönche den lateinischen Cultus nach Delfina und setzte den heiligen Benedictus zum Schutzpatron dort ein. Wenn ich nicht irre, stammt dieser heilige Mann aus Nursia, der Stadt der Nekromantie und Wahrsagekunst, und da mag er sich wohl mit seinem einstigen Vorgänger, dem pythischen Apollon, bisweilen lächelnd unterhalten haben. St. Benedictus dauerte drei Jahrhunderte lang in Dhaphni aus. Dann kam mit den Rhomäern der heilige Basilios zurück, und der depossedirte Schutzpatron zog mit den Franken über das Meer nach Haus. Es scheint aber, als habe er den Segen, den er seinen Anhängern in Fécamp verleiht, auch hier an dem ihm liebgewordenen Orte zurückgelassen; warum hätte sonst der Schnaps von Dhaphni unserem Kutscher so gut gemundet!

Auch der heilige Basilios ist ausgezogen. Kein Mensch bewohnt mehr die verfallenden Zellen an den langen Corridoren. Bis zur halben Höhe der Schäfte stecken die Kreuzgangssäulen im Schutte. Nur hier und da, namentlich im Innern der Kirche, wo Forscherhand mit Hacke und Spaten gewühlt hat, sieht man noch den ursprünglichen Fußboden, schimmernde

Mosaiken: die Auferweckung des Lazarus, die Flucht nach Egypten, in den Nebenkapellen fränkische Gräber mit dem Wappen der la Roche, der Herzöge von Athen, die hier sich ihr St. Denis gegründet hatten; der letzte aus diesem wackeren Hause, Guido II. de la Roche, wurde, wie die Urkunde berichtet, am 6. October 1308 hier beigesetzt. Sein Grab ermittelte Buchon in einem noch unter dem Fußboden liegenden Gruftgewölbe im Jahre 1840. Vierzehn Jahre später, als die Engländer und Franzosen den Piräus sperrten, haben die Landsleute des wackeren Herzogs an seiner Ruhestätte ihre Krankenstation aufgeschlagen, die letzten Bewohner von Dhaphni. Sie waren es auch, die in ihren Mußestunden, die wenigen Reste jenes Denkmals der schönen Pythionike aus dem Berggeröll schaufelten.

Nun aber ist Dhaphni verlassen, ein Heiligthum des großen Pan! Zu seiner Stunde, wenn die Mittagsglut über den Gefilden brütet, wenn die geängsteten Heerden lautlos die Köpfe tief an den Boden oder in die Gebüsche drücken, wenn es in diesen kahlen Felswänden so stumm und still ist, daß, wenn wir allein, das Herz uns eng wird, und wir, um von der Einsamkeit nicht erdrückt zu werden, freundliche Namen rufen, die unser Ohr liebkosen, — dann schreitet der große Pan über die Höhe des Korydallos, dann wandelt er durch die Myrthengebüsche zu dem kleinen Pförtchen der Klostermauer, dann lugt er durch das dreitheilige Spitzbogenfenster in die stille Dämmerung des Kirchenschiffes hinein; da erblickt er seinen Diener, den wildlockigen braunen Hirten, schlummernd in der kühlen Vorhalle, das Haupt auf einen geborstenen Säulenschaft gelehnt, die Finger geschlossen um den langen Lauf der altväterlichen Steinschloßflinte. Und flüstert der Gott ein leises Wort hinein, eins der „unaussprechlichen", das von den Hallen widerklingt und von der hohen Wölbung

zurücktönt, dann fährt der Schläfer auf aus tiefem Traume und faßt die Flinte fester. Aber es war Nichts! ein scheuer Blick schweift durch die verödeten Hallen und bohrt sich in die Dämmerung des Allerheiligsten: „Stichia", murmelt er, „Dhrakondes" die bösen Geister sind's, die ihn weckten, die Seelen Abgeschiedener, die hier unermeßliche Schätze hüten.

Nun sitzen wir wieder im Wagen und rollen bergab in frischem Trabe. Vier, fünf Minuten nur — da blitzt aus der Tiefe ein schimmernder Punkt auf, — das Schaumhaupt einer Welle, dann ein blauer Schein, wie leuchtender Lazurstein; weiter und weiter dehnt es sich, kornblumenblau, silbergesäumt; aber nicht die weite, in unendliche Ferne verschwimmende See, eine stille, umschlossene Bucht, wie ein hochbewegter Landsee, blickt er herauf der strahlende Golf von Eleusis. Zur Linken bildet der Aigaleos, zur Rechten der Korydallos den Rahmen, jenseits schließt ihn das Berggestade der Insel, deren Name klingen wird, so lange Menschen leben — Salamis. Kleine Bildchen nur gönnt uns der enge Weg zwischen den Felswänden. Hier mußte auch die alte Straße führen, es gab weiter keinen Paß. Links und rechts weisen vereinzelte Bautrümmer ihren Lauf nach. Zur Rechten sieht man dann, wo ein Weg nach Norden abliegt, zahlreiche Löcher in die senkrechte Wand des Felsen gemeißelt. Es waren Nischen, zur Aufnahme von Weihgeschenken bestimmt; kleine Tauben aus weißem Marmor hat man in dem Schutte dabei gefunden. Hier stand einst der dorische Tempel, den Demetrios Poliorketes seiner Gemahlin Phile errichtete, und in welchem sie als Aphrodite-Phile göttliche Ehren genoß. Weiterhin noch einige Mauerreste einer antiken Befestigung, und wir sind am Strande. Weit gebreitet der ganze Golf vor uns; jenseits schimmern die weißen Häuser von Lepsina-Eleusis. Quer vor den Golf gelagert ragt Salamis Felsküste

aus den Fluthen. Und rings um uns die ins Meer abfallenden Hänge der Berge, deren Paß wir verließen, rechts des Korydallos, links des Aigaleos, wo Xerxes silberfüßiger Thron zusammenbrach, und drüben die „Kerata", die beiden Hörner, trotzig gereckt in das wolkenlose Blau, die Ausläufer des megarensischen Kandhiligebirges. Wie viel Bogen müßte man füllen, um dieses Landschaftsbild dem zu schildern, der es nicht selbst sah, und wie schwach würde diese Beschreibung ausfallen im Vergleich mit dem, was der Glückliche, der es geschaut, bei den zwei Zeilen empfindet, mit denen ein Dichtergenius ein ähnliches Etagenbild erfaßt und hingestellt hat:

„the mountains look on Marathon,
and Marathon looks on the sea!"

Ja! die Berge schauen auf Salamis, und Salamis schaut auf das Meer! Alles liegt darin, was nöthig ist, dies Stufenbild vom Berg zum Hügel und vom Hügel zum Seespiegel in uns wieder hervorzuzaubern. Man versteht Byron gar nicht eher, als bis man gesehen hat, was er dichterisch verherrlicht, dann aber wird jedes seiner Worte zu einem Capitel!

Nun fahren wir nordwärts immer den Strand entlang, an dessen hundert verstreuten Klippen und Klippchen die draußen ruhig schwingenden Wogen unaufhörlich aufbranden. Bald liegt zu unserer Rechten unterhalb des kleinen Gebirgsdörfchens Stephani ein künstlich eingedämmter Weiher. Zwei frisch strömende Salzwasserbäche brausen daraus unter morschen, moosbegrünten Mühlrädern hervor, die Rheitoi der Alten, bei denen zweimal der Kampf zwischen Sparta und Athen getobt hat, die einstige Grenze zwischen Eleusis und der attischen Hauptstadt. Pausanias leitet die Eigenthümlichkeit dieser kurzen Bachläufe aus einer sehr sonderbaren Hypothese her: „Die sogenannten Rheitoi," sagt er, „haben mit den Flüssen nichts gemein als das Fließen, denn ihr Wasser ist

Meerwasser; man sollte daher glauben, daß sie von dem Euripos der Chalkideer (der Meerenge von Negroponte) unter der Erde fort dem niedrigeren Meere zufließen." Die Annahme ist kühn; kaum minder kühn, als die neuerer Archäologen, welche seit einem unglücklichen Mißverständnisse Leakes die Versandung der olympischen Ebene einer ungeheuerlichen Ueberschwemmungskatastrophe des unschuldigen Alpheios zuschrieben. Die wahre Entstehung solcher salzhaltiger Quellen aus unterirdischen, bis unter den Seespiegel reichenden Hohlgängen im Kalkgesteine habe ich bei einer anderen Gelegenheit bereits erwähnt. Die Fische dieser Rheitoi und des durch sie gebildeten kleinen Brackwasserteiches sind vortrefflich und werden den meisten Seefischen vorgezogen. „Die Rheitoi", sagt Pausanias weiter, „sollen der Kore und Demeter heilig sein, und nur die Priester derselben dürfen in ihnen fischen." Herr Lenormant, der mit seiner umfangreichen Monographie de la voie sacrée Éleusienne noch nicht bis zu diesem Punkte gediehen ist, wird gewiß sehr sinnige und tiefe mythologische Beziehungen zwischen diesen Fischen und den großen Göttinnen mit ihren Priestern entdecken, mir meinestheils genügt es zu erfahren, daß die geistlichen Herren in Eleusis schon einen so guten Geschmack besaßen, wie später ihre christlichen Amtsbrüder, und ebenso kluge Mittel fanden, wie diese, ihn zu befriedigen; die Kirche hatte allezeit einen guten Magen!

Zehn Minuten unterhalb der Rheitoi verläßt die Küste ihre nördliche Richtung und biegt in zwei großen Schwingungen nach Westen um. Der Weg folgt ihr in einigem Abstande, hier und da von Trümmern begleitet, von denen die einen vielleicht dem Demos Thria, nach welchem diese Ebene den Namen führte, die anderen den Grabdenkmälern und Heroentempeln angehören mögen, deren Pausanias mehrere auf seinem Wege erwähnt. Links dicht am Strande

liegt nachweisbar das Heroon des Eumolpos, jenes eleusischen Edlen, der mit Triptolemos und Diokles zuerst die Weihen von Demeter empfangen hatte, und in dessen Familie seither die höchste eleusinische Priesterwürde, das Amt der Hierophanten sich vom Vater zum Sohne und von der Mutter zur Tochter forterbte. Gerade im Norden dieses Denkmals zweigt die pythische Feststraße, der Weg nach Theben und Delphi ab, die heute noch den Verbindungsweg von Athen nach Böotien und Nordgriechenland bildet. Neben dem Chani, der bescheidenen Schenke, die sich selbstverständlich an dem Vereinigungspunkte zweier Hauptstraßen angesiedelt hat, liegen die Trümmer einer byzantinischen Kapelle, die aus antiken Grabmonumenten zusammengebaut gewesen zu sein scheint. Eins der letzteren ist inschriftlich als die Familienruhestätte des Atheners Straton, aus dem Stadtviertel Kydathenaion bezeichnet. Von hier aus erhebt sich der heilige Weg über die Ebene; er liegt auf einem künstlich angelegten Damme, um gegen das Hochwasser eines starken, vom Parnes herabströmenden Gebirgsbaches geschützt zu sein, dessen Bett jetzt im Hochsommer vollkommen trocken unter uns lag. Noch nothwendiger wird dieser Damm weiterhin in der Nähe von Eleusis; hier theilt sich ein zweiter, am Kithairon entspringender Bach, der eleusinische Kephissos — heute der Sarandáporo — in mehrere Arme und setzt im Winter das umliegende Gelände fast alljährlich stark unter Wasser. An seinen Ufern lag, nach Pausanias, die Erineos geheißene Stelle, wo Pluton die Persephone zum Hades hinab entführte. Hier war auch die Stätte, an welcher Theseus den Wegelagerer Prokrustes überwältigte, dessen eigenthümlicher Sport bekanntlich war, die harmlosen Wanderer, deren er habhaft werden konnte, durch gewisse orthopädische Uebungen, beziehungsweise durch Amputationen auf ein bestimmtes Normalmaß zurückzuführen.

Wir passirten den Hauptarm dieses Baches auf der antiken Brücke, die Hadrian gebaut hat. Es ist wahrscheinlich, daß auch die ganze Dammanlage des heiligen Weges und die anderen Dämme, welche den Ort Eleusis selbst schützen, von diesem Kaiser herrühren, der Griechenland in so freigebiger Weise mit Nützlichkeits- und Kunstbauten ausgestattet hat.

Es war noch früh am Tage, als wir auf holprigem Pflaster in das bescheidene Dörfchen Lepsina einfuhren, aber die Sonne brannte mit sengender Gluth vom graublauen Himmel nieder. Wir faßten daher den Beschluß, ehe die Hitze aufs Höchste stiege, den Trümmerstätten einen ersten Besuch zu machen; dann sollte die Mittagszeit in dem freundlich aussehenden Chani des Dorfes zugebracht und, sobald es etwas kühler geworden, eine zweite Expedition nach den Tempeln und der Akropolis unternommen werden.

Ich weiß nicht, ob die Mysten der alten Zeit in feierlicherer Stimmung der glänzenden Tempelhalle entgegen zogen, als in der wir jetzt den in Staub gesunkenen Heiligthümern der großen Göttinnen zuwanderten.

Eleusis.

„Wie wurde mir, als ich ins Innre nun
Der Kirche trat, und die Musik der Himmel
Herunter stieg, und der Gestalten Fülle
Verschwenderisch aus Wand und Decke quoll
Das Herrlichste, das Höchste gegenwärtig
Vor den entzückten Sinnen sich bewegte,
Als ich sie selbst nun sah, die Göttlichen!"
Maria Stuart.

Alles, was nach griechischer Anschauungsweise an Kraft und Ausdauer, an Gewandtheit und Schönheit des menschlichen Körpers des Begehrens und Erstrebens werth schien, hat seinen nationalen Ausdruck und den Mittelpunkt seines Cultes in Olympia gefunden. Den Gipfelpunkt sittlich religiöser Anschauung, die reinste Klärung des Gottesbegriffes und die edelste Vorstellung der Beziehung des Menschen zu Gott erreicht das Alterthum in dem geheimnißvollen Dienste der Gottheit von Eleusis.

Olympias alte Herrlichkeit vermögen wir, nun die bergende Sandhülle entfernt ward, bereits klar und klarer in der wiederherstellenden und ahnenden Phantasie zu schauen; die Geheimnisse der Großen Deo, ihr Heiligthum mit seiner mystischen Schaubühne und seinen Vorhöfen, sie schlummern noch unter den Hütten und Gärten Lepsinas. Auch ihnen wird eine Stunde der Auferstehung schlagen!

Was heute in Eleusis über dem Erdboden vorhanden ist, danken wir der Forscherthätigkeit jener emsigen englischen

Gesellschaft der Dilettanti, welche um die Mitte des vorigen Jahrhunderts die Fundamente zu der gesammten Wissenschaft von der antiken Topographie und Architektur zu legen begann, und zwar auf einer so breiten Basis, daß alle neueren Forscher noch immer Raum finden, darauf weiter zu bauen. Was die von den Dilettanti ausgesandten Forscher Stuart und Revett damals in Eleusis fanden, ist in den „Unedited antiquities of Attica“ 1817 herausgegeben. Es ist weit mehr, als wir heutzutage ohne Nachgrabungen dort wiederfinden; denn das albanesische Dörfchen, welches sich über den Trümmern der Feststätte erhebt und das noch immer den alten Namen führt, — nur in der im Rhomäischen gewöhnlichen Accusativform Eleusina, gekürzt in Lepsina — hat sich erst in späterer Zeit wieder darüber aufgebaut und bevölkert. Im Jahre 1676 fanden die ersten von den Dilettanti ausgesandten wissenschaftlichen Griechenlandpilger, Spon und Wheler, die Stätte gänzlich menschenleer; Stuart und Revett berichten, daß zu ihrer Zeit etwa 70 Hütten vorhanden gewesen seien. Die Bevölkerung muß dann wieder abgenommen haben, denn Leake giebt zu Anfang dieses Jahrhunderts nur 40 Häuser an, während ich selbst im Sommer 1876 an 80 bis 100 Häuser und Hüttchen zählte. Leider liegt die dichtere Masse derselben gerade über dem alten Demeter-Heiligthume und läßt wenig Hoffnung auf eine baldige Untersuchung seiner Ueberreste. Erst hundert Jahre später, als Stuart und Revett hier arbeiteten, zu Anfang der sechziger Jahre dieses Jahrhunderts, hat der französische Gelehrte François Lenormant die Studien jener Vorgänger mit regem Eifer und glücklichem Erfolge wieder aufgenommen. Leider steht die Veröffentlichung des seit fünfzehn Jahren versprochenen Werkes über die neu gewonnenen Resultate noch immer aus.

Nahe dem Strande der weiten friedlichen Meeresbucht

von Eleusis erhebt der Boden des Flachlandes sich in zwei übereinander gethürmten felsigen Terrassen, auf deren unterer sich das Festheiligthum aufbaute und mit seiner Rückseite an die steil abfallende obere Terrassenwand sich anlehnte. Nach den Aufnahmen Stuarts umschließt diesen eigentlichen Tempel eine doppelte Einfriedigungsmauer, deren Spuren man auch heute noch im Wesentlichen verfolgen kann. Jede hatte eine besondere, reich ausgestattete Thoranlage. Man nähert sich auf einem sehr breiten Plattenpflaster den äußeren Propyläen, die in ihrer Anlage denen der athenischen Burg sehr verwandt sind, aber einer um viele Jahrhunderte späteren Zeit entstammen. An einem von den Achaiern geweihten Altare vorüber betritt man die gegen 30 Meter breite Steintreppe, schreitet durch die breitere Mittelöffnung der sechssäuligen dorischen Eingangsfront und sieht sich in der geräumigen, durch vier massige Pfeiler begrenzten, ionischen Zwischenhalle, der sich nach dem Innenhofe zu wiederum eine sechssäulige Hinterfront anschließt. Die Ruinen dieser Thoranlage liegen zum Glück heute noch ganz frei. Auf dem breiten Steinfliesenboden der Halle pflegten bis vor Kurzem des Sonntags die Mädchen von Lepsina in der reichen und malerischen albanesischen Tracht ihren anmuthigen Reigen, die Rhomäika, zu tanzen und eine zahlreiche Zuschauermenge von Fremden und Einheimischen aus Athen zu diesem reizenden Schauspiele hinauszulocken. Auch wir Beide hatten einen Sonntag zu unserem Ausfluge gewählt, in der Hoffnung, diesen Anblick zu genießen, aber die Mädchen tanzten heute nicht.

Gleich hinter den großen Propyläen beginnt die Ansiedelung elender Hütten die Verfolgung der antiken Anlage wesentlich zu erschweren. Kleine Kinder und kleine Schweinchen liefen gleich zahlreich und gleich schmutzig über die steinernen Schwellen aus und ein. Die Vorfahren der Ersteren haben

nie zur Demeter gebetet, denn die Kinder spielten und zankten mit einander auf gut albanesisch, sie waren Nachkommen jener schkypetarischen Völkermassen, die von den Bergquellen des Pindus her in fast ununterbrochener Folge seit Ende des vierzehnten bis zum Ausgange des vorigen Jahrhunderts sich über Griechenland, namentlich über Rumelien, ergossen haben.

Ob jenes kleine Borstenvieh den Anspruch erheben darf, aus den Familien jener Opfer zu stammen, die alljährlich bei den Eleusinien in ehrenvoller Weise ihr Leben für die große Göttin lassen mußten, wer möchte es nachweisen! Da ein Jeder der eleusinischen Festtheilnehmer gehalten war, der Demeter ein Schwein, mindestens ein Ferkelchen, zu opfern — ein Sinnbild unerschöpflicher Fruchtbarkeit, so muß der Bedarf zu jener Zeit ein sehr großer gewesen sein, und so möchten sich wohl Nachkommen jener Opferthierheerden bis heute erhalten haben. Auch heute noch ist der Bestand an Schwarzvieh ein ziemlich erheblicher; 1865 zählte man im kleinen Königreiche nicht weniger als gegen 57 000 Stück. Wer, der im Inneren Griechenlands reiste, hätte nicht so manche Nacht mit einem oder mehreren dieser freundlichen, die Pflichten der Sanitätspolizei mit regstem Eifer wahrnehmenden Thierchen das Schlafgemach getheilt! Ueberall laufen sie, an Aussehen völlig unserem braunschwarzen, augenfunkelnden Wildschweine gleichend, frei umher, Nahrung suchend, wo immer sie welche finden, bis der Tag des Verhängnisses sie ereilt. Nicht freilich wie bei uns der schmähliche Tod auf der Schlachtbank, sondern der edle durch Pulver und Blei. Im Februar — ich weiß nicht mehr an welches Heiligen Tage, nur daß es nicht der zu vermuthende des heiligen Antonius ist — da blitzt und kracht es in allen Dörfern, in Berg und Thal, und an einem Tage fällt die ganze Blüthe

der Schwarzviehheerden. Das ist die Zeit, wo der Verbrauch des Chinins seinen Höhepunkt erreicht, wo wochenlang Schweinefleisch und Oliven die einzige Nahrung der Landbewohner bilden und Verdauungsstörungen und Fieberanfälle zur natürlichen Folge haben.

Doch zurück von diesem Excurse über das der Demeter geheiligte Thier zu den Ruinen ihrer Heiligthümer!

Die Axe der äußeren großen Thoranlage führt nicht direct auf den Tempel, sondern auf eine steile und äußerst wild zerklüftete Felswand mit einer dunklen Grotte. Um zu dem inneren Heiligthume zu gelangen, mußte der Zug der Wallfahrer zur Linken abbiegen, wo sich die Eingangshalle der inneren Einfriedigung, in diagonaler Richtung zu der äußeren, jener steilen Felswand anschließt. Ich glaube nicht, daß diese Anordnung, die durch die Bodenverhältnisse durchaus nicht zwingend geboten war, eine zufällige ist. So viel größere Complexe griechischer Bauanlagen ich theils selbst gesehen, theils nach Aufnahmen studirt habe, scheint mir vielmehr in der so selten rechtwinkligen, fast immer mehr oder weniger divergirenden Axenstellung der einzelnen Gebäude eine bewußte Absichtlichkeit zu liegen, die ganz offenbar in dem feinsten Schönheitsgefühle der Alten ihren Ursprung hat. Die perspectivische Wirkung solcher in unregelmäßigen Winkeln zu einander geordneten Gebäude sollte zur Geltung gebracht werden; nicht sowohl an der mathematisch klaren Regelmäßigkeit, mit der moderne Städtebauer verfahren — man denke nur an die unendliche Langweiligkeit des neuen Theiles von München —, nicht sowohl an dieser absoluten Gesetzmäßigkeit und Uebersichtlichkeit scheint das griechische Alterthum seine Freude gefunden zu haben, als vielmehr an der malerisch schönen Wirkung der in verschiedener Richtung den Blick öffnenden oder schließenden Bauanlagen. Wie oft auch Terrainverhält-

nisse ihren Einfluß geltend gemacht haben, wie viel auch bei der verschiedenen Entstehungszeit an einem Orte vereinigter Bauten aus der Rücksichtnahme auf Vorhandenes, wie viel aus Forderungen des Cultus für ihre gegenseitige Anordnung entspringen mochte: das Gefühl für die schöne Wirkung scheint doch immer am Allerwesentlichsten von Einfluß gewesen zu sein. Viel ist, um nur ein Beispiel anzuführen, über die von anderen griechischen Tempeln ganz abweichende Axenrichtung des Apollontempels bei Bassai, viel über seine räthselhafte Lage auf fast unzugänglicher, an tausend Meter über dem Meere belegener Wildniß geschrieben worden. Das Geheimniß löst sich dem, der nur einmal in der Morgenfrühe auf der Burghöhe des eine Stunde davon entfernten Phigalia gestanden hat: von dort gesehen bot den Phigaleern, seinen Erbauern, der Tempel den prachtvollen Anblick der halb über Eck geschauten Säulenhallen, die klare Silhouette gegen den Himmel abzeichnend, und das gerade an jener Stelle, wo das strahlende Gestirn des Gottes, dem er geweiht war, über den Höhen des Lykaiongebirges und scheinbar aus dem Tempel selbst zuerst emportauchte.

Hier in Eleusis mag für die unregelmäßige Anlage noch ein besonderer Beweggrund maßgebend gewesen sein, der, den Festzug möglichst wirkungsvoll zu gestalten, indem man ihn mannigfache Biegungen und Windungen machen ließ, die auch den Theilnehmern hin und wieder gestatteten, die gewaltige, bunte Schlange der Festwallfahrer zu überblicken.

Mit welcher Ueberlegung und wie feinem Verständnisse für schönste und edelste Wirkung solche öffentlichen Aufzüge in Griechenland geordnet und ausgestattet wurden, dafür fehlt es an den klarsten Beweisen nicht. Wie hätte ein Fries wie der parthenonische entstehen können, wenn nicht sein Gegen=

stand in Jahrhunderte langer Ueberlieferung sich entfaltet und ausgestaltet hätte.

Und wenn man einen so hohen Werth auf die schöne Prachtentfaltung solcher Festzüge legte, dann wurden sicherlich auch die baulichen Anlagen eines Ortes, der für derartige Feier bestimmt war, von vornherein mit Rücksicht auf diesen Zweck disponirt und orientirt.

Die äußeren, großen Propyläen mit den zu beiden Seiten der Aufgangstreppe anschließenden, in schwachen Spuren noch erkennbaren, Hallen können ziemlich sicheren Anzeichen nach nicht wohl vor der Mitte des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts entstanden sein. Ebenfalls in die Zeit römischer Herrschaft, jedoch wesentlich früher, fällt die Erbauung der inneren, kleinen Thoranlage, deren Gebälk die ionische mit der dorischen Bauweise verschmelzend, zu der letzteren noch ganz neue Momente hinzufügt in dem sonst nicht vorkommenden Schmucke der Triglyphen durch Aehrenbündel, Fackeln und andere Symbole der Demeter.

Die genauere Datirung der Erbauungszeit brachte ein äußerst glücklicher Fund Fr. Lenormants, die auf dem Gebälke befindliche Weihinschrift. Danach war der Stifter dieser Bauanlage jener Appius Claudius Pulcher, an den einige von Ciceros Briefen an die Freunde gerichtet sind, sein Vorgänger als Proconsul in Cilicien, der ältere Bruder des aus dem Processe des Milo berüchtigten Clodius. Cicero erwähnt seiner mehrmals als eines zu Mystik, Psycho- und Nekromantie neigenden, in Weissagungen und Traumdeutereien sich gefallenden Mannes, und bemerkt dann einmal beiläufig in einem Briefe an Atticus: „Wie ich höre, baut Appius jetzt ein Propyläon in Eleusis.“ Seine in Athen Philosophie studirenden Neffen führten die Aufsicht über die Herstellung des Baues. Aber dieser Bau ist ganz gewiß nicht der erste,

der an dieser Stelle stand, sondern bereits zur Zeit griechischer Autonomie muß hier eine im Maßstabe weit großartigere Anlage gestanden haben, von welcher die Claudier einen Rest in ihren neuen Bau hineinzogen. Verschieden im Materiale, grundverschieden in der Technik und in der klassischen Reinheit der Form, stehen inmitten des römischen Hallenbaues und ohne organischen Zusammenhang mit demselben die Reste zweier griechischer Antenpfeiler und zweier freistehender Säulen vor denselben, deren dreistirnige, reich mit Widderlöwen und Akanthosranken ausgestattete Capitelle, wie aus ihrer Form hervorgeht, einst kein Gebälk, sondern geweihte Dreifüße trugen.

Jene Antenpfeiler bilden die Stirnen zweier nach der Innenseite zulaufenden kurzen Wände, zwischen denen nach inwendig die gewaltigen Thorflügel aufschlugen, welche die schaubegierige Menge von dem inneren heiligen Bezirke trennten. Deutlich sind die beiden in den Stein gearbeiteten Viertelkreisrinnen zu erkennen, in denen die unterstützenden Rollen der schweren Thorflügel liefen.

So deutlich der Zweck dieser Führungsrinnen ist, so mannichfache Deutungen läßt ein zweites Geleise zu, welches vom inneren Heiligthume her, auf schräg zum Thore ansteigender Fläche bis an dieses heraufführt. Zweifellos haben wir hier wohl bereits mit einem Theile der ausgedehnten maschinellen Anlage zu thun, die jene glänzenden pantomimischen Schaustellungen der Mysterien ermöglichten, zu denen die ersten Kräfte und das Statistencorps des athenischen Theaters, „die dionysischen Künstler", nach Eleusis berufen wurden. Vielleicht wurde auf diesem schräg ansteigenden Geleise mittelst einer Rollvorrichtung eine großartige Erscheinung gegen das Thor zu bewegt, die so aus der Tiefe höher und höher anwachsend, dem Boden zu entsteigen schien. Denn

sicherlich ging ein großer Theil der Festfeier in den Vorhöfen vor sich, und wenn auch die Hauptvorstellung in dem inneren geschlossenen Tempel selbst und nur für den engsten Kreis der Eingeweihten stattfand, so erhielten die noch nicht zum Schauen gelangenden Mysten doch bereits einen Vorgeschmack dessen, was sie nach Vollendung der Vorbereitung im nächsten Jahre voll genießen sollten.

Wiederum schräg gegen die Axe des inneren Thores lag der eigentliche Festtempel, „die mystische Cella", „das Anaktoron", „der Ort der Vollendung". Kaum eine Spur von seinen Mauern ist jetzt zu entdecken, Häuser und Hütten, Gärten und Straßen haben über dem Schutte des Heiligthums ihre Stätte gefunden. Eine einzige Säulentrommel von etwa zwei Meter Durchmesser sah ich mitten in einer Seitengasse in gleicher Höhe mit dem Erdboden hervorschauen.

Stuart und Revett waren glücklicher daran; sie konnten den Tempel soweit aufdecken, daß wenigstens die Hauptmasse und die allgemeine Eintheilung des Inneren festgestellt werden konnte. Gänzlich abweichend von der üblichen Form griechischer Tempel zeigte sich hier hinter einer zwölfseitigen Vorhalle ein großer, annähernd quadratischer Saal von etwa 52 Meter Seitenlänge. Vier Säulenreihen theilten ihn der Quere nach in fünf Schiffe, deren mittelstes die dreifache Breite der anderen besitzt. Erkenntlich war ferner, daß unter dem Versammlungsraume ein Kellergeschoß vorhanden war, das man irriger Weise Krypta genannt hat, während es offenbar für die theatralische Vorstellung als Vorbereitungs- und Versenkungsraum diente. Wir wissen aus Vitruv, daß der größte Baumeister des Alterthums, daß Iktinos, der Erbauer des Parthenon und angeblich auch des Tempels zu Bassai, den Plan zu dem eleusischen Tempel entwarf. Von einem anderen Berichterstatter werden dagegen die Meister Koroibos,

später Metagenes und Xenokles genannt. Man darf daher zwischen Iktinos und den anderen drei Meistern vielleicht an ein Verhältniß, wie das des Planconcipirenden zu den praktischen Leitern der Ausführung denken. Koroibos führte die untere, Metagenes die obere Säulenreihe, Xenokles das Dach mit seinem kunstreichen Einfalllichte aus. Die Vorhalle ließ mehr als 100 Jahre später, im Jahre 318, Demetrios Phalereus durch den berühmten Architekten Philon dem älteren Baue anfügen.

Dieser große Tempel aber ist — was die englischen Forscher nicht erkannt oder doch nicht ausgesprochen haben — weder die älteste Cultusstätte in Eleusis, noch auf der Stelle derselben erbaut. Hoch oben über dem Heiligthume, auf dem Vorsprunge des Akropolisfelsens, liegt heute die kleine Kapelle, der Panaghia Soodhochos Phighi, der „Mutter Gottes zur lebenspendenden Quelle" neben einem frischen Borne, und an dieser Stelle finden sich deutliche Reste eines uralten pelasgischen Bauwerkes, das wir als das ursprüngliche Heiligthum der pelasgischen Ortsgottheit von Eleusis ansprechen dürfen. Die älteste Quelle über die Sagen von Eleusis, der von J. H. Voß herausgegebene, 1770 in Moskau entdeckte, sogenannte homerische Hymnos an Demeter, der etwa zur Zeit Hesiods entstanden sein mag, diese Quelle läßt die Göttin mit bestimmtester Deutlichkeit die Stelle bezeichnen, wo sie ihr Heiligthum errichtet haben will:

— — — „ὑπαὶ πόλιν αἰπύ τε τεῖχος,
καλλιχόρου καθύπερθεν, ἐπὶ προὔχοντι κολωνῷ."
„ . . . unter der Burg und dem ragenden Walle
Ueber Kallichoros' Quell auf weit vorspringendem Hügel.

Hier, auf dem Rande des Brunnens „der schönen Reigen" hatte die Trauernde gesessen, bevor Keleos sie in sein gastliches Haus aufnahm, wo der junge Fürstenspross unter der wunder-

thätigen Hand seiner himmlischen Hüterin in staunenswerther Weise gedeiht und erblüht, so daß die göttliche Natur des Gastes nicht mehr verborgen bleiben kann. Und eben an dieser Stelle befiehlt die Scheidende ihr den Tempel zu bauen, wo sie in geheimnißvollen und beseligenden Uebungen, die wenigen Erwählten offenbart werden, künftig verehrt und gefeiert werden will. Und so trug auch diese Stelle zuerst den Namen „Eleusis", die „Ankunft" der großen Wohlthäterin, der Advent eines neuen, geläuterteren Götterglaubens. Erst als der ursprünglich local-eleusische und später allgemein attische Cultus der Eleusinien sich auf ganz Griechenland und weit über seine Grenzen hinaus verbreitete, ward es nothwendig, dem erweiterten Gottesdienste eine neue und weit größere Stätte zu schaffen, und der große Staatsmann, dem die attische Hauptstadt ihren künstlerischen Schmuck verdankte, Perikles, nahm Veranlassung, dieses Bedürfniß zu befriedigen, gewiß nicht ohne politische Berechnung des Glanzes, der von dem eleusinischen Heiligthume auf Athen selbst zurückstrahlen sollte.

Außerhalb des heiligen Bezirkes liegen noch die Reste zweier Tempelchen, der eine der Artemis, der andere wahrscheinlich dem Triptolemos geweiht. Letzterer in byzantinischer Zeit zur Kapelle ausgebaut, hat dann zuerst dem heiligen Georg und später dem heiligen Zacharias als geweihte Wohnstätte gedient und ist jetzt das bescheidene Museum derjenigen eleusinischen Alterthümer, die noch nicht nach dem allgemeinen Landesmuseum in Athen übergeführt worden sind. Ein alter, mürrisch aussehender Invalide aus dem griechischen Unabhängigkeitskriege, der uns in den Ruinen erspäht hatte, öffnete mit rostigem Schlüssel die kleine Kapelle. Ihr Inhalt aber hatte wenig Reiz mehr für uns, die wir die besten Schätze von Eleusis bereits in Athen kennen gelernt hatten,

vor allen jenes wunderbar große und ernste andachtgestimmte Götterrelief, das 1859 gefunden, nun in Abgüssen alle Sammlungen schmückt, vielleicht das weihevollste Bildwerk des Alterthums, „der schönste Repräsentant einer Kunstrichtung, die vom Glauben getragen wird."

Doppelt glühend versengte uns die mittägliche Sonne, als wir aus dem Halbdunkel der kühlen Museumskirche heraustraten; es war die höchste Zeit, den Schatten zu suchen. Der grämliche Invalide begleitete uns ein Stück Weges und erzählte uns, weshalb die Mädchen von Eleusis nicht mehr auf der Plattform der Propyläen tanzten: Die Regierung habe es seit Kurzem untersagt, weil die alten Steinplatten und die umherliegenden Bautrümmer darunter leiden könnten. Einen anderen aber, als den altgewohnten Tanzplatz, wollten die Mädchen nicht wählen, und so tanzten sie lieber gar nicht mehr.

In dem luftigen Oberstock des Chani, aus dessen Erdgeschosse lautes Gespräch zechender Sonntagsgäste in Griechisch und Albanesisch zu uns herauftönte, war die Temperatur ganz erträglich, zumal wir uns alle gegen die Hitze wirksame Bequemlichkeit gönnen konnten. Die grünen Holzjalousien ließen nur wenige streifende Lichter jenes Meeres von Sonnengluth hereindringen, das da draußen die mittägliche Landschaft durchfluthete, wie sie im Rahmen eines der unverglasten Fenster offen vor unsern Blicken lag.

Im Mittelpunkte dieses Bildes tauchte dicht vor uns Salamis aus den blauen Fluthen, die „Friedensinsel", der Ausgangspunkt für die attische Cultur, von dem aus phoinikische Seefahrer die Verehrung ihres Herakles-Melkart und mit ihr die Früchte einer tausendjährigen Cultur nach Attika trugen. Wie es so mit seinem röthlichen Felsufer steil aufstieg aus den schmeichelnden Wellen, rief es die Erinnerung

an den sophokleischen Chor wach, mit dem die Gefährtinnen der Tekmessa ihrer fernen Heimath gedenken:

„Ruhmvoll throneſt Du, Salamis,
Du von Wogen umspültes Glückseiland,
Stets Allen im Glanze sichtbar!"

Dann wieder breite blaue Fluth und in weiterer Ferne rechts über dem Sunde von Megara, in eitel Licht gehüllt, —

„Das Licht so licht, daß es als Schleier sich
Um Palmen, Felsen, Berge, Himmel windet",

die Berge von Argos und Lakonien.

Wie schön ist das Alles auch in der ärmlichsten Umgebung, zwischen den vier völlig kahlen, weißgetünchten Wänden, die unseren Vordergrund bilden. Ein altersschwacher Tisch, mit reinlichem Tuche gedeckt, ein paar breite, teppichbelegte Holzbänke um ihn herum, wie eine für ein antikes Symposion bestimmte Lagerstatt, ein paar wacklige Holzschemel, das ist das ganze Mobiliar unseres Hôtelzimmers. Auf dem weißen Tischtuche aber entfalten sich nun die Schätze, die unser sorgsamer athenischer Wirth, Herr Kourvelis, in reicher Fülle in geräumigem Korbe geborgen hatte. Nur an Geschirr ist einiger Mangel, und der willige Chanibesitzer, der zu unserem Mahle nur Brod und Wein geliefert hat — die Gaben von Eleusis —, verstärkt das Tafelzeug gern durch einige jener Albion entstammenden, in ganz Griechenland und darüber hinaus verbreiteten bunten Teller mit der Darstellung des chinesischen Märchens:

„von Yün-Yang, dem treuen Vogelpaare,
Das da stirbt, wenn es die Menschen trennen."

Alle Phasen der ganzen Liebes- und Leidensgeschichte Yüns und Yangs, die Flucht über Land und Wasser, Brücken und Seen, zu Fuß und zu Schiff, mitsammt den verfolgenden bösen Verwandten, bis zur endlichen Verwandlung der Liebenden in das hoch am Tellerrande flatternde Vogelpaar,

Alles das ist hier in kunstvoller Verschlingung auf demselben Raume dargestellt.

„Die Brille“, wie Kyrios Kourvelis meinen Begleiter in seinem mystischen Contobuche bezeichnete, war klug genug gewesen, sich ein Buch beizustecken, um nach dem Mittagsmahle auf einen jener harten Divans gestreckt, die Zeit der Hitze würdig zu vertreiben. Ich war nicht auf jenen glücklichen Einfall gekommen und lag also beschäftigungslos, Mittagsträume spinnend. Ich sah in sonnendurchleuchteter Staubwolke den orgiastischen Zug von Athen her nahen, das Jakchosbildniß hoch voran; ich sah die auffliegenden Thore des Vorhofes und durch die außen herrschende Nacht das magisch glänzende Bild der Demeter; ich sah in weiter Finsterniß tausende von Fackeln irrender Mysten auf der thriasischen Ebene, die das Leid der suchenden Mutter darstellten. In mein Ohr tönte die frohe Botschaft, das Weihnachtsevangelium der eleusischen Feier: *Ἱερὸν ἔτεκε πότνια κοῦρον, Βριμὼ Βριμόν!* „Den heiligen Sohn hat die Himmlische geboren, die Gewaltige den Gewaltigen!“ und aus dem Boden stieg vor mir, unter dem Todesschweigen der Menge, das letzte Symbol der Weihe, die goldene Aehre, die vom Tode auferstandene, in der Fülle neuer Samenkörner ewig lebende Saatfrucht.

Als ich wieder erwachte, stand die Sonne bereits um ein Beträchtliches tiefer, aber es war draußen immer noch drückend heiß. Nichtsdestoweniger mußten wir pflichtgemäß noch der Akropolis und dem ehemaligen Hafen von Eleusis einen Besuch abstatten, um „Alles gesehen zu haben“.

Und das Ersteigen des Burghügels von Eleusis verlohnt sich in der That der Mühe. Hier erst übersieht man voll und ganz die Schönheit der Lage, wie ihre Bedeutung als befestigte Etappe auf dem Trennungspunkte der Wege von

Attika nach der Peloponnes und nach Nordgriechenland. Im Süden Meer, im Westen Berge, im Norden und Nordosten die nach Eleutherai zu nordwärts weit gedehnte Ebene, umrahmt von Aigaleos, Korydallos und Parnes. Mitten durch diese Ebene hindurch zieht sich bruchstückweise das an zwei deutsche Meilen lange Band der Wasserleitung, mit der Hadrian den an gutem Trinkwasser armen Eleusiniern ein kostbares Geschenk machte. Bis an die Abhänge des Parnes vermag das bewaffnete Auge die Trümmer jener Bogenstellungen zu verfolgen. Nicht minder deutlich giebt sich die zweckmäßige Dammbautenanlage von hier oben zu erkennen, die, wahrscheinlich von demselben Kaiser ausgeführt, den Ort vor dem reißenden Winterwasser des Kephissos schützte. Von der antiken Festungsanlage ist wenig mehr erhalten als ein Theil der Mauer, die sich den Berg hinab bis zu den alten Quaderschichten des antiken Hafenmolos verlängert. Aus der Frankenzeit schließen sich den antiken Trümmern die Reste eines alten Baronieschlosses an, in dessen Fensternischen eine Schaar kleiner albanesischer Mädchen saß und „Knöcheln" spielte. Sie waren dreister, als ich die sonst so schüchternen Landkinder im Innern sah, wohl weil hierher oft Fremde kommen; sie redeten mich auf Griechisch an, und als ich ihnen darin Rede stand, auch auf Albanesisch. Da war freilich meine Schulweisheit zu Ende, und ich mußte mir gefallen lassen, daß die kleine Bande mir noch lange nachhöhnte: *βρὲ! δὲν ξέρεις τ' ἀρβανίτικα; αἶ, δὲν ξέρει τ' ἀρβανίτικα!* „Was! Du kannst nicht albanesisch! äh! der kann nicht albanesisch!"

Von dem Molo, zwischen dessen dunklen Steinen die bis zum Grunde durchsichtig leuchtende Uferwelle sich wie ein ruhig athmender Busen hob und senkte, schritten wir die menschenleere Dorfstraße hinauf zwischen Hecken und Hütten.

Ueber eine Mauerpforte schaute ein langer Stecken her-

aus, mit einem Fähnchen von rothem Baumwollenzeug daran. Das bedeutet hier, was in Franken und Schwaben der Strauß an der Hausthüre sagen will: „Hier giebt's Wein!" Wir traten ein, durch die schmale Thür in eine Art von Laube und von da in ein kleines, schattiges Gemach, blank gescheuert, wie ein deutsches Pfarrhaus am Sonntag. Auch hier gabs nur einen Tisch und ein paar lehnenlose Schemel von Steineichenholz, das wohl auf dem Parnes gewachsen sein mochte. Im Hintergrunde vervollständigte eine Art von Regal mit vielen Fächern das Mobiliar. Von diesem Raume führte eine ganz niedrige Thür in ein anscheinend fensterloses Gemach, wo der Wein liegen mochte; denn Keller unter der Erde giebt es in den ländlichen Häusern Griechenlands nicht.

Das war ein prächtig gewachsener Bursch von etwa achtzehn Jahren, mit dem ersten bläulich-schwarzen Flaum über den rothen frischen Lippen, dessen scharlachner Fez jetzt aus dieser niedrigen Thür auftauchte, und der uns mit biederem Handschlage willkommen hieß. Bald stand der goldklare Wein in großen Wassergläsern vor uns und erquickte die durstigen Kehlen. Draußen im kleinen Gärtchen zitterte das Sonnengold über dem dunkelglänzenden Laube und den carminrothen Blüthen der Granatbüsche, von denen ein Theil bereits die tausendkernige, kronengeschmückte Frucht angesetzt hatte, den Apfel der Kora, das Sinnbild der Fruchtbarkeit und tausendfältigen Fortpflanzung, dessen Bedeutung Pausanias schen verschweigt, „weil sie ganz unaussprechlich ist".

In den Traum, der sich aus der kühlen Dämmerung durch die goldige, zitternde Luft draußen hinüber spann nach fernen Gefilden und längst vergangenen Zeiten, mischte sich die lebensfrische Wirklichkeit, das Geplauder des munteren Burschen, der für den abwesenden Vater die Ehren des Hauses in schicklicher Weise wahrnahm. Er hauste allein mit

Jenem, einer der wenigen jungen Männer, die im Sommer in Lepsina zurückgeblieben waren, die Anderen waren, wie alljährlich, hinaufgezogen in den Parnes, Kohlen zu brennen und Fichtenharz zu sammeln. Erst im Winter werden sie wiederkehren mit langen Zügen kohlenbeladener Saumthiere und mit großen Bütten voll kostbaren Harzes, zu geschweigen der irdenen Krüge voll durchsichtigen, duftenden Honigs. Dann wird ihnen Herr Solon, der athenische Zuckerbäcker, den Honig abkaufen und ihn in Büchsen thun mit der Aufschrift „Honig vom Hymettos“, denn die Fremden müssen nun einmal Hymettoshonig haben, so gut wie sie in Neapel „Falerner“ trinken müssen, den ein echt neapolitanisch Kind nicht einmal dem Namen nach kennt. Die Athener aber wissen wohl, daß der Honig vom Parnes noch viel schöner und feiner ist, als der des baumarmen Hymettos. Alles das erzählte uns der junge Bursch mit unbefangenem Anstand, und als ich ihm eine Cigarre anbot, nahm er sie mit sichtlichster Freude und legte sie behutsam in eines der Wandfächer — für den Vater, wie er sagte. Bald erschien auch dieser, ein Vater dieses Sohnes würdig, ein Mann, wie Strabon seine albanesischen Vorfahren beschreibt, „durch Schönheit und mächtigen Wuchs ausgezeichnet“, groß und stark wie ein Herakles, das bronzefarbene Gesicht eingerahmt von vollem, grau gemischtem Haare und dichtem Vollbarte. Daß es ein wohlbegüterter Mann war, zeigte die reiche Stickerei der Jacke und des breiten Ledergurtes, der die Fustanella hielt. Ja, er besaß vierzig Häuser in Eleusis, aber er ward ihrer nicht froh. Vor Jahren hatte die archäologische Gesellschaft zu Athen den Plan gefaßt, den Demetertempel aufzugraben, und auch bereits einen kleinen Anfang damit gemacht. Da hatte er gedacht, sich ein gutes Geschäft zu sichern, und hatte alle die Häuser und Hütten und Gärten über der Tempelstätte

angekauft, um sie nachher theuer wieder zu verkaufen. Aber die archäologische Gesellschaft hatte die Arbeit wieder abgebrochen, weil ihr die Gelder ausgingen, und unser Freund war mit seinen vierzig Häusern sitzen geblieben. Als ich ihm dann erzählte, wie wir von Olympia gekommen seien, wo die Regierung des deutschen Reiches jetzt die alten Festplätze und Tempel der Hellenen ausgraben ließe, da belebte ein Freudeschimmer seine Augen, und er sprach die Hoffnung aus, daß einst die Deutschen auch die Heiligthümer von Eleusis ausgraben würden. Er wolle ja nun auch gar Nichts mehr an seinen Häusern verdienen, wenn er sie nur für dasselbe Geld wieder los werde, für das er sie gekauft. Ich mußte ihm geloben, in Deutschland für diesen Plan zu wirken und alle Deutschen von seiner Bereitwilligkeit und seinem Entgegenkommen zu überzeugen. Wie man hört, wird nunmehr die griechische archäologische Gesellschaft die Sache wieder energisch in Angriff nehmen. Dann kam die Rede auf die früheren Reigentänze der lepsinischen Mädchen und auf das Verbot der Regierung, von dem der alte Invalide uns erzählt hatte. Unser Hausfreund aber meinte, das seien eitel Lügen. Die Regierung habe gar kein solches Verbot erlassen, sondern es gehe allein von dem alten Invaliden aus, weil er nicht so viel Geschenke bekomme, wie er verlange, aber sie könnten nichts gegen ihn machen, weil er von der Regierungspartei sei. Wenn das Ministerium wechsle, würde er schon fortkommen, und dann würden die Mädchen wieder tanzen wie ehedem.

Wir schieden mit den Versicherungen freundschaftlichster Gesinnung und der Hoffnung auf Wiedersehen bei den Ausgrabungen in Eleusis. Als wir im Chani eintrafen, hatte der pünktliche Kutscher bereits die Pferde eingespannt, und bald rollten wir wieder über die Hadriansbrücke dem im Abendgolde schimmernden Korydallos zu. Wer, der ihn er-

lebte, vergäße je den Zauber eines solchen Abends an südlichem Meeresstrande, wenn das grelle Licht des Tages in den sanften Purpurschleier des Abends übergeht, wenn die Natur den heißen Gluthküssen des Sonnengottes sich entwindend, in Schlummer sinkt, wie ein liebemüdes Weib. Hinter Salamis flammten lange Purpurstreifen und tauchten die Wellenkämme in rothe Gluth; so mochten sie ausgesehen haben, als ihre blauen Fluthen sich mit Perserblut färbten, an jenem Septembertage des Jahres 480.

In Kloster Dhaphnis einsamer Schenke ist alles dunkel, als wir vorüberkommen, und als wir bei dem Grabmale der anmuthigen Pythionike wieder die attische Ebene unter uns haben, liegt sie dunkel da, wie ein schwarzes Grabtuch, nur von Athen herüber schimmern einige Lichtlein und der röthliche Schein aus der Kapelle vom hohen Lykabetos, ein irdischer Stern unter den tausenden von himmlischen. Kein Laut, als das Hufgetrappel unserer Pferde und das leise Rollen des Wagens in dem tiefen Staube des Weges. Und auch wir sind still geworden und lassen die Bilder des schönen Tages noch einmal an unserer Seele vorüberziehen.

Es ist ein beklagenswerthes Schicksal, daß wir, so gut unterrichtet über Staatshaushalt und Gesetze, über Wissenschaft und Kunst, über die Bedürfnisse und Zugehörigkeiten des öffentlichen und häuslichen Lebens der Alten, von der Einrichtung und dem näheren Inhalte des allerhöchsten, Niedrigen und Hochstehenden, Ungebildeten und geistig Hochbegabten gleich zugänglichen und gleich heiligen Festes so gut wie Nichts mit Sicherheit wissen. Einzelne Muthmaßungen über den Gang der Festfeier ermöglicht die ausführliche Erzählung des Processes, in den Alkibiades und seine übermüthigen Genossen wegen Parodirung der Mysterien bei einem nächtlichen Zechgelage verwickelt wurden, und der mit der

Verbannung des Ersteren endete. Im Uebrigen bewahren die alten Schriftsteller, die der Weihe theilhaftig geworden, ein unverbrüchliches Schweigen über das, was sie erfahren haben. Der einzige, der es wagt, den Inhalt der Mysterien in einem Buche darzulegen und zu bekritteln, der Philosoph Diagoras, wird verbannt, sein Buch ist verschollen. Erst durch den Kampf des Christenthums mit dem Heidenthume, besonders durch die apologetischen Schriften eines Clemens Alexandrinus, vermag man einige Einsicht in das Wesen der Mysterien zu gewinnen. Daß Clemens seine Wissenschaft der Geheimnisse aus dem Buche des Diagoras erhalten, wie Ch. Lenormant meint, scheint mir sehr unwahrscheinlich für eine Zeit, in welcher die von der Staatsregierung beschlossene Vernichtung eines Buches bei der geringen Anzahl von Exemplaren so leicht gewesen sein muß. Viel wahrscheinlicher ist es mit Döllinger anzunehmen, daß Clemens selbst die Weihen empfangen hat. So viel ist klar, daß er auf das Vollkommenste von Allem unterrichtet ist. Leider aber vermag man bei ihm nicht mit Sicherheit auszuscheiden, was von dem Berichteten speciell der eleusinischen Festfeier, was der Vorfeier in Agrai, was dem Dienste der phrygischen Göttermutter angehört. Im Jahre 190, als Clemens das Haupt der alexandrinischen Schule wird, steht das Fest der Eleusinien in hoher Blüthe. Kurz zuvor hat eine Feuersbrunst das Heiligthum zerstört. Der Redner Aristides, der den Fall berichtet, läßt durchblicken, daß die böswillige Hand der Christianer den Brand verschuldet. Aber schöner und herrlicher ersteht das Heiligthum wieder aus der Asche — es ist sehr wahrscheinlich, daß der Bau der äußeren, großen Propyläen erst jetzt entstanden ist — glänzender gestaltet sich die Festfeier, reicher wird der Tempelschatz durch das Herbeiströmen entlegenster Nationen. Denn auch die Schranken sind

gefallen, die früher allen Nichtgriechen den Zugang zu den Mysterien verwehrten. „Alles was Göttliches, Ergreifendes und Liebliches in den Festen und Mythen aller Gegenden war," so schreibt jener Aristides, „das sah und hörte man göttlicher, ergreifender und lieblicher zu Eleusis."

Da steht in gewaltiger Streitbarkeit Clemens auf gegen die heidnische Abgötterei; rücksichtslos führt er den Götzendienern die ganze Reihe ihrer Festhandlungen, ihrer mystischen Formeln vor, indem er sie theils als einfältig bitter bespöttelt, theils als unsittlich und unzüchtig geißelt. Nun erst beginnen auch heidnische Schriftsteller, da die Profanirung der Mysterien doch einmal geschehen ist, sich wenigstens andeutungsweise über ihren Inhalt auszusprechen; Plutarch, Theon und Dio Chrysostomus, Themistios und Liban zeugen von dem Ernste und der Beseligung, die in jener Feier die erlesensten Geister der alten Welt gefunden.

Immerhin wissen wir doch nicht viel mehr, als daß das Fest neun oder zehn Tage lang währte, von denen die ersten in Athen gefeiert wurden; dann erfolgte nach einer Reinigung der Mysten im Meere die Ueberführung des Jakchosbildes in großer Procession von Athen nach Eleusis mit mannichfachen Stationen auf dem heiligen Wege. Die Trauer der Demeter wird durch strenge Askese, durch Fasten und Klagelieder nachgeahmt, dann nach dem sakramentalen Genusse des Kykeontrankes beginnt der freudige Theil der Feier, die Erinnerung an die Wiedervereinigung der verlorenen Tochter mit ihrer göttlichen Mutter, und als höchste Stufe der Festesfreude die Verkündigung von der Wiedergeburt des zerstückelten und begrabenen Jakchos. Es scheint, daß dieser Gedankengang sich wiederholte, einmal für alle Festtheilnehmer bei der Procession und in den Vorhöfen, das andere Mal nur für die Schauenden in den dramatischen Vorstellungen im Inneren

des Tempels. Auf beide Cyklen müssen wohl Plutarchs beschreibende Worte bezogen werden: „Zuerst Irrgänge und mühevolles Umherschweifen und gewisse gefährliche und erfolglose Gänge in der Finsterniß. Dann vor der Weihe selbst alle Schrecknisse, Schauer und Zittern, Schweiß und ängstliches Staunen. Hierauf bricht ein wunderbares Licht hervor; freundliche Gegenden und Wiesen nehmen uns auf, in denen sich Stimmen und Reigen und die Herrlichkeit heiliger Gesänge und Erscheinungen zeigen.“

Sicherlich war die Wirkung der Feier sehr verschieden für die Theilnehmer, je nach dem Grade ihrer geistigen Befähigung. Aber gerade darin liegt der Werth jener religiösen Handlungen — wie überhaupt eines jeden Sakramentes —, daß der einfache Mann aus dem Volke so gut darin seine Befriedigung fand, wie die geistig Höchstbegabten ihrer Zeit. „Selig“, singt Pindar, „wer Jenes geschaut hat und dann unter die hohle Erde hinabsteigt; er kennt des Lebens Ende, er kennt den von Zeus verheißenen Anfang.“ Und ein Sophokles ruft aus: „Oh, dreimal selig jene Sterblichen, welche diese Weihen empfangen haben, wenn sie zum Hades hinabsteigen. Für sie allein ist ein Leben in der Unterwelt, für die Anderen eitel Drangsal und Noth.“ Und „von fröhlichen Hoffnungen“ redet Isokrates „für des Lebens Ende und für alle Ewigkeit.“

Entgegenstehende Urtheile geistig hochstehender philosophischer Köpfe entkräften diese laut redenden Zeugnisse nicht. Wenn der beständig negirende Diogenes seine herben Zweifel an der seligmachenden Kraft der Weihe ausspricht und den Einwurf erhebt, er könne sich nicht vorstellen, daß schlechte und gemeine Athener, die die Weihen genossen, nun auf ewig selig leben würden, während die Besten ihrer Zeit, wie ein Agesilaos und Andere, die derselben zufällig nicht theilhaftig

werden konnten, ewig in Schlamm und Moder stecken sollten, so richtet sich dieser Angriff doch offenbar nur gegen die befangene Auffassung der minder gebildeten Classen. Wenn ein so eminenter Geist, wie Platon, gelegentlich seine Geringschätzung der Mysterien durchblicken läßt, so bedeutet das eben nichts Anderes, als daß zu jener Zeit, wie zu allen, die edelsten und erleuchtetsten Köpfe, die in ernster Geistesarbeit ihren Zeitgenossen vorangeeilt waren, der Vermittelung einer Priesterschaft zwischen sich und der Gottheit entrathen konnten, weil sie sich selbst Hoherpriester genug waren.

Aber die große Menge auch der Gebildeten hat in der Feier der Mysterien ihre Befriedigung und Stärkung gefunden lange über die Zeit hinaus, wo Alarich mit seinen Gothenhorden den Brand und die Verwüstung in die Heiligthümer von Eleusis trug. Ihm schreibt man gewöhnlich die gänzliche Vernichtung dieser Tempelstätte zu; da indessen die sichersten Nachrichten über den späteren Fortbestand der Mysterienfeier vorliegen, so müssen die Bauten doch wenigstens theilweise wieder aus dem Schutte erstanden sein.

Mit dem Aufhören der olympischen Festspiele, mit dem Erlöschen der eleusinischen Mysterienfeier sinken die beiden letzten Horte der antiken Welt, mit ihnen sinkt das Heidenthum und zugleich — das Christenthum! „Mit Karthago fiel die römische Tugend, wie mit den olympischen Göttern das wahre Christenthum; selbst das Gute und das Glück verlieren mit dem Verschwinden ihres Gegensatzes den alten Glanz. Die Natur der menschlichen Dinge in ihrem weitesten Umfange verlangt ewiges Wirken und Gegenwirken zweier feindlichen Kräfte. Ihre Harmonie ist der Tod, weil mit Ueberwältigung der einen auch die andere stirbt."

Druck von G. Bernstein in Berlin.

